Wildermuth, Ottilie,

Von Berg und Thal

Stuttgart [1867]


Von
Berg und Thal,
von
Ottilie Wildermuth.

Schmid, Hößlen.

A. T. No 2.



Zeichnung u. Stich von E. Dertinger's Atelier in Stuttgart.

Von

Berg und Thal.

Von

Ottilie Wildermuth.

Dritte durchgesehene Auflage.

Mit sechs Stahlstichen nach Originalzeichnungen von Rothbart.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vorm. J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Vorwort.

Von Berg und Thal kommen diesmal die Geschichten, die in erster Auflage als „Erzählungen und Mährchen für die Jugend“ erschienen sind. Ihr Stoff ist zumeist nicht aus belebten Städten, nicht aus der behaglichen Heimath des Mittelstandes genommen, sondern mehr von stiller einsamer Bergeshöhe, aus ländlichen Hütten im Thale.

Ich hätte gern die verborgenen Schätze angedeutet, die in jedem Menschenherzen und Leben liegen und die mannigfachen Wege, wie die suchende Hand von oben sie zu Tage bringt und behütet; ich hoffe, in diesem Sinne

genommen, könnten diese einfachen Geschichten nicht nur für Kinder, sondern auch für reifere Gemüther, die mit liebevollem, ernstem Auge auf den Grund des Lebens sehen, eine stille Anziehungskraft haben, und in dieser Hoffnung lasse ich sie getrost zum drittenmale ihres Weges gehen.

Ottilie Wildermuth.

Inhalt.

Das Feenthal.

I.

Lese-Julie.

Die Familie war beim Frühstück versammelt. Der Vater trank seinen Kaffee, die Mutter vertheilte die Milch in die zahlreichen Schüsselein, die sich ihr entgegenstreckten, Klara brachte den hochaufgethürmten Semmelkorb. Es war eine fröhliche Geschäftigkeit um den runden Tisch. Minchen brockte all ihre Semmel in's Schüsselein, um sich eine Torte daraus zu machen, Ferdinand ließ die ausgehöhlte Semmel als Schifflein auf dem Milchsee schwimmen, Theodor schob die seinige sorgsam in die Tasche, als Schulschatz, wie er's nannte, und tunkte alte Brodrinde ein, Klara schnitt die ihrige zierlich in Schnitten, und der kleine Otto, den die Mutter vorher schon gespeist hatte, wackelte um den Tisch und bettelte bei Allen „Gunk-gunk“, das heißt ein eingetauchtes Semmelstückchen. Nur ein Schüsselchen stand noch unberührt, ein Platz war leer.

„Wo ist Julie?“ fragte die Mutter.

„Sie ist bald nach mir aufgestanden,“ sagte Klara, die längst

fertig war und indeß schon das Minchen angezogen und die Tassen gerüstet hatte, „sie flocht eben ihre Zöpfe, als ich herüber ging.“

„Wo steckt sie denn wieder?“ sagte ärgerlich der Vater, „geht, sucht sie!“

„Julie suchen, Julie suchen!“ schrieen die zwei Buben mit Jubel, ließen die Milch stehen und zogen lärmend ab, man sah, daß diese Jagd ein schon bekanntes und öfter genossenes Vergnügen war; die Mutter sah es nicht gern. Bald hörte man ein lautes Gelächter, ein Schreien und Weigern, und auf der Schwelle erschien die vermißte Julie, von den muntern Buben an beiden Armen gezogen, noch in der Nachtjacke, mit fliegenden Haaren, der Eine trug den Kamm, der Andere die Mährchen der Tausend und Einen Nacht, in die sich Julie während des Haarflechtens so vertieft hatte, daß sie mit halbgeflochtenem Haar seit einer halben Stunde sitzen geblieben war. „Julie hat schon mit Harun Al Raschid gefrühstückt!“ schrien die Brüder, die Andern lachten zusammen und Julie begann zu weinen.

„Wieder gelesen, Julie?“ sagte die Mutter vorwurfsvoll; „da, geh' in mein Schlafzimmer und zieh' dich vollends an, deine Milch mußt du eben kalt trinken.“ Den Buben, die noch voll Jubel über ihren kleinen Feldzug und ihre Entdeckung waren, wurde Stille geboten, die Eltern waren verstimmt, und Julie, die fröhlich mit dem freundlichen kleinen Kreise hätte den Morgenschmaus halten können, trank nach dem Gebete verdrüßlich ihre kalte Milch, schmollte mit Klara, daß sie ihr nicht früher gerufen, mit den Brüdern, die sie geholt, stieß den Kleinen weg, der seinen „Gunk-gunk“ wollte, und fing so den klaren Tag in trübseliger Weise an.

Nun ging's zur Schule, wobei Julie etwas zu spät kam; da sie ihr Federrohr im Bücherschrank, ihre Bücher unter der Kommode, ihr Schreibheft aus der Tischlade zusammenlesen mußte; sie hatte gestern, so lang Klara ihre Sachen aufräumte, gerade noch eine Geschichte auslesen müssen! Das Bändchen der Tausend und Einen Nacht hatte die Mutter in die Kommode eingeschlossen, aber ein Band von Musäus' Volksmährchen, den ihr Nachbars Amalie geliehen, fand doch noch Platz in der Schublade. Sie achtete nicht zuviel auf den Verweis des Lehrers wegen ihres Spätkommens, die angefangene Geschichte von diesem Morgen ging ihr im Kopf herum; sie mußte noch erfahren, wie es dem Aladin ergangen, und studirte nur, wie sie das Buch von der Mutter herausbekommen könnte.

Man sagte Lieder auf, da ging's Julien gut, sie hatte ein vortreffliches Gedächtniß und lernte leicht; nachher wurde in der Bibel gelesen. Das war Julien langweilig, die schönen einfachen Geschichten der Bibel wußte sie ja schon lange, das war lange nicht so unterhaltend, wie ihre Mährchen. Unvermerkt schlug sie den Musäus auf und las unter dem Tisch darin, während sie vor sich die offene Bibel liegen hatte.

„Julie!" rief da plötzlich der Lehrer, der ihre Zerstreutheit bemerkte, „von was lesen wir?"

Julie fuhr zusammen und war in der größten Verlegenheit.

„Vom Daniel," flüsterte ihr die gefällige Nachbarin zu; „vom Daniel," sagte sie nun zuversichtlich.

„Wer ließ den Daniel in die Löwengrube werfen?" fragte der Lehrer weiter; die Nachbarin schwieg und Julie, die an Alles eher, als an den Daniel gedacht hatte, sagte in höchster Verwirrung:

„Die Susanna zu Babel,“ da ihr nur die ganz andern Schriftstellen einfielen, in denen sonst Daniel vorkommt.

Ein schallendes Gelächter durchtönte die Schule, das Mährchenbuch wurde entdeckt, vom Lehrer aufgehoben, und Julie mußte mit ihrer Bibel auf einen besondern Stuhl in die Nähe des Lehrers sitzen, damit er sie besser im Auge habe und sie keine doppelte Leserei führen könne. Das war eine schwere Demüthigung für sie, die sonst trotz ihrer Zerstreutheit meist unter den Ersten der Klasse war, da es ihr gar nicht an Talenten fehlte.

Es war ein Unglückstag für die arme Julie, nicht nur beim Frühstück und in der Schule; sie hatte heute zwei Mährchenbücher fast zugleich verloren, nun ging all ihr Sinnen und Trachten darauf, wenigstens den Aladin wieder zu erhalten. Nach Tisch war Freistunde, da tummelten sich die Kinder groß und klein in fröhlichem Spiel im Garten, Julie schlich herauf, sie hatte bemerkt, daß die Mutter den Schlüssel zur Kommode hatte stecken lassen, rasch eilte sie in's Zimmer, um geschwind das verschlossene Kleinod zu erhaschen, sie wollte es nachher gleich wieder hineinlegen; sie fühlte wohl, daß es nicht recht sei, aber die Begierde war zu groß, sie schloß auf und wollte eben darnach langen, da — hört sie den Tritt der Mutter, die sich des vergessenen Schlüssels erinnerte, und eben kam, ihn abzuziehen. Rasch drückt Julie die Klappe des Armoirs hinauf, aber sie schließt nicht recht und die schwere Klappe fällt ihr auf den Kopf. Zum Glück hat sie einen allerliebsten neuen hohen Schildkrötenkamm, die damals eben neueste Mode waren, von der Tante bekommen und heute aufgesetzt; so zerschlägt der Deckel nur den Kamm und trifft den Kopf nicht schwer, aber ihre Absicht war

entdeckt worden und sie hatte zum Schaden noch den Verweis der Mutter und den Spott der Geschwister.

Und Julie war doch im Ganzen ein gutes Kind, ein lebhaftes und gescheidtes Mädchen, so lang ihre Lesewuth nicht über sie kam. Sie wußte schöne Geschichten zu erzählen und hübsche Spiele anzugeben, so sahen sie ihre Freundinnen von Herzen gern, und sie war eine angenehme Gespielin, bis sie in irgend einem Winkel ein neues Buch entdeckte. Von dem Augenblick an saß sie begraben in ihre Geschichte, sah und hörte nichts mehr, bis es Zeit zum Gehen war und sie, versunken in ihre Mährchengedanken, heimeilte, ohne just zu bemerken, ob ihr Schuhband offen sei oder sie in eine Pfütze trete. Sie hatte einmal den kleinen Otto im Garten hüten sollen: das war eine zu verführerische Zeit zum Lesen; sie hob erst den Kopf wieder auf vom Buch, als das Kind über ein Mäuerchen hinuntergestürzt war und eine Beule am Kopf hatte, — man konnte ihr nichts anvertrauen, weil sie auch in Zeiten, wo sie unmöglich lesen konnte, doch mit allen Sinnen in der Welt ihrer Bücher daheim war.

Das gab denn Verweise, Spott und Vorwürfe, und die arme Julie kam sich in ihrer Jugend oft schon recht unglücklich vor, daß man gerade ihr diese kleine Freude nicht gönnen wolle, sie bildete sich ein, es habe sie Niemand lieb und flüchtete sich immer lieber in das Reich der Träume und Mährchen.

Gar manchmal dachte sie: „wenn ich nun nicht das Kimd meiner Eltern, sondern einer fernen hohen Grafenfamilie wäre, die mich heimholte, ich käme nachher wieder in einem prächtigen Wagen und theilte herrliche Geschenke aus, da würden die Eltern und Geschwister

Augen machen! Oder wenn eine Königin hieher käme und nähme mich mit in ihr Schloß, wo ich auf einem seidenen Sopha sitzen und lesen dürfte den ganzen Tag, und lustwandeln durch wunderschöne Gärten in einem himmelblau seidenen Kleid, und den Armen Börsen mit Geldstücken zuwerfen könnte!

Wenn sie dann daheim mehr Verweise und Tadel einnahm, als freundliche Worte, und sich einbildete, es habe sie niemand lieb und jedermann thue ihr schrecklich Unrecht, dann dachte sie sich allerlei wunderbare Ereignisse aus, bei denen sie einen ungeheuren Edelmuth zeigen könnte: wie Räuber einbrechen, denen sie sich entgegenstürzte und durch Muth und Aufopferung das ganze Haus errettete; oder wie Feuer ausbräche und sie die Mutter und die Geschwister aus den Flammen errettete. Und wenn sie dann sterben würde aus lauter Edelmuth, wie da die Ihrigen bereuen müßten, daß sie ihr so Unrecht gethan, und sie beweinen und beklagen, und sie loben und preisen im Tod; sie mußte selbst weinen vor lauter Rührung.

Solche schöne und wunderbare Sachen dachte sich die Julie aus, während sie durch einfachen Gehorsam gegen die Eltern, durch ein freundliches Hingeben an die Geschwister, durch das Opfer einer Lieblingsneigung ein friedliches und fröhliches Leben hätte führen können. Das aber fiel ihr nicht ein, ihr Sinnen und Dichten ging den ganzen Tag darauf, wie sie Zeit und Bücher zum Lesen finden könne.

Hinter dem Haus der Eltern lag ein hübscher Grasgarten mit einer Laube, ein nettes Plätzchen zum Lesen, aber es war Julien nicht sicher genug: da kamen oft die Brüder und wollten Räubers spielen, oder die Schwestern mit andern Mädchen, um ihre Spiele

zu treiben, und Julie wurde gestört oder ausgelacht. So schlich sie sich dann meist zum hintern Thürchen hinaus, wo ein hübscher grasiger Weg in ein einsames Wiesenthälchen führte, das Feenthal genannt; wer es so betitelt hat, weiß ich nicht. Da war ein Bach, über den eine steinerne Brücke führte; auf diese setzte sich Julie und vertiefte sich in ihre Bücher.

II.

Der erfüllte Wunsch.

Es war eben der Abend des Tages, an dem Julie so viel Mißgeschick erlebt hatte, als sie wieder mit einem mühsam erbeuteten Buch hinabschlüpfte in ihr Thälchen, um das Elend dieses Lebens zu vergessen. Die Mutter hatte eben heute gedroht, alle Unterhaltungsbücher zu verschließen und nur die Lehrbücher: Geschichte, Geographie, Naturgeschichte dazulassen, „da kannst du dann lesen nach Herzenslust." So war's also vielleicht heute zum letztenmal, daß sie diese unschuldige Freude genießen könne, dachte sie mit Seufzen, sann aber schon wieder darauf, wie sie sich diese „unschuldige Freude" ohne Wissen und Willen der Eltern verschaffen könne.

Bald saß sie auf der Brücke und las, diesmal das alte, drollige Geschichtchen von den Bauersleuten, denen eine Fee drei Wünsche angeboten, und die nichts davon profitirt als eine Wurst an der Nase, die sie auch wieder wegwünschen mußten. Julie war heute

viel zu unglücklich, um darüber lachen zu können; „ach, wenn es jetzt noch Feen gäbe," seufzte sie, „wie so ganz anders wollte ich wünschen!"

Sie hob eben die Augen vom Buch, siehe, da stand ja vor ihr eine zierliche, leichte, duftige Gestalt, in schleierartige Gewänder gehüllt, ein silbernes Stäbchen in der Hand; — wachte oder träumte sie? Das war eine Fee!

Ganz erstaunt starrte sie die Erscheinung an, die mit feinklingender Stimme sie anredete: „Siehst du, daß die Feen die Welt noch nicht ganz verlassen haben, wenn wir auch seltener und seltener einkehren bei dem nüchternen Menschengeschlecht? Sprich einen Wunsch aus! Durch einen Schlag meines Stäbchens kann ich dir geben, was dein Herz begehrt."

Jetzt, Julie, jetzt gilt es! Alle Gedanken und Wünsche, die ihr thörichtes Köpfchen jemals gehegt, stürmten auf sie ein; nur Einen Wunsch! — sollte sie sich nun Schönheit wünschen? Reichthum? Macht? einen Zauberspiegel, der das Entfernte sah? einen Mantel, der sie durch die Lüfte trug? Da sie eben Hunger hatte, so kam sie eine wahre Todesangst an, sie könnte sich am Ende auch eine Bratwurst wünschen, wie die dumme Frau Liese. Da kam ihr ein ganz gescheidter Gedanke. „Mächtige Fee," bat sie, „gib mir deinen Zauberstab mit der Gabe, daß er mir jeden Wunsch erfülle, den ich ausspreche."

Sie erschrack selbst ob ihrer Keckheit, die Fee aber lächelte nur und gab ihr den Stab. „Du bist nicht allzu bescheiden," sagte sie, „da nimm ihn hin, in einem Jahre will ich sehen, ob dir die Gabe Glück gebracht; so oft du mit diesem Stäbchen auf die Erde schlägst,

erfüllt sich dir ein Wunsch; nur sichtbare Dinge kannst du wünschen. Aber halte die Gabe geheim."

Die Fee verschwand, das Stäbchen blieb in Juliens Hand; ihr war immer noch wie im Traum. Jetzt wollte sie aber auch gleich die wunderbare Kraft erproben, was sollte ihr erster Wunsch sein?

Nun muß ich gestehen, daß Julie trotz ihrer überschwenglichen Träume eben doch noch ein Kind war und sehr gern etwas Gutes aß. Die Mutter hatte heute nur trocken Brod zum Vesper gegeben, was dem Leckermäulchen nie munden wollte; in den Mährchen speisen die Leute immer so gute Sachen!

„Es ist ja nicht mein einziger Wunsch!" dachte sie, schlug auf die Erde und wünschte ein Stück Kuchen. Ja, da lag ein Stück Apfelkuchen mit Zucker und Rosinen, so delikat, wie er daheim nur an des Vaters Geburtstag gebacken wurde, und Julie ließ sich's herrlich schmecken; das konnte doch kein Traum sein, sie mußte noch ein Stück wünschen, und noch eins, bis sie so voll war, daß sie aller Wünsche vergaß und in der Dämmerung nach Hause eilte, nachdem sie das Stäbchen sorgfältig unter ihren Kleidern verborgen hatte.

Die Geschwister daheim saßen schon in großem Vergnügen um den Tisch auf dem Balkon und schmausten saure Milch, die Klara sehr gewissenhaft vertheilte, es schmeckte allen herrlich; Klara hatte Julien ihren Antheil aufgehoben, die aber konnte keinen Bissen mehr essen; Theodor wärmte wieder seinen alten Witz vom Morgen auf und meinte: „jetzt hat Julie mit der Fee Fanferlusch zu Nacht gegessen!"

„Ja, wenn du wüßtest, was ich weiß," dachte Julie und schwieg.

Die Tafel war aufgehoben, Klara brachte die Kleinen mit der

Mutter zu Bett, deckte den Tisch für die Eltern, und setzte sich dann auf das Plauderbänkchen vor dem Haus, um die schöne, laue Nacht noch ein wenig zu genießen; Nachbars Amalie kam herüber und die zwei Mädchen hatten noch eine Menge zu erzählen und zu besprechen. Julie fand, daß auch der Feenkuchen übel macht, wenn man zu viel davon ißt, sie ging zu Bette und träumte von all den Herrlichkeiten, über die sie nun gebieten konnte.

Am andern Morgen war's Schwarzbrodtag, wie's die Kinder nannten. An einigen Tagen der Woche nemlich aßen sie keine Frühstücksemmel, um mit dem davon ersparten Geld armen Kindern Brod kaufen zu können, die gute Mutter gab dann aber doch Jedem ein Stückchen Schwarzbrod; es hatte zuerst nicht recht munden wollen, doch gewöhnten sie sich bald daran, freuten sich ihrer kleinen Ersparniß und rühmten, wie das Brod auch gut sei. Julie schob heimlich das Brod bei Seite und schüttete die Milch in der Katze Schüsselchen; da wußte sie was Besseres! während die Anderen ihre Schulsachen rüsteten und sich ihre Aufgaben wiederholten, schlüpfte sie in ein entlegenes Zimmer und klopfte auf die Erde: „Chokolade und Zuckerbretzeln," befahl sie; richtig, da stand die größte Tasse voll duftender Chokolade und auf einem Teller daneben aufgeschichtet die köstlichsten Bretzeln. Julie ließ sich's noch schmecken, als die Schulglocke schlug; die Tasse verschwand glücklich, die Bretzeln schob sie in die Tasche, aber mit Schrecken fiel ihr ein, daß sie unter den gestrigen Erlebnissen ganz vergessen hatte, ihre Schulaufgabe zu lernen. Was nun thun? Gar gerne hätte sie sich das auch gewünscht, aber ‚nur sichtbare Dinge,' hatte die Fee gesagt; so eilte sie denn, um noch zur Schule zu kommen, und sie, die wunderbare Julie mit dem

Zauberstab, der Liebling der Feen, mußte sich vom Lehrer tüchtig schelten lassen und um eine ganze Reihe hinunter rücken, weil sie nichts gelernt hatte; das war doch gar zu bitter.

Ihr dürft aber nicht glauben, daß sich Julie nichts als Kuchen und Bretzeln gewünscht habe, obgleich ich Kinder weiß, die es gethan hätten. Sie versäumte das zwar nicht, und die gute, einfache Kost daheim wollte ihr gar nicht mehr munden, seit ihr alle Delikatessen der Welt zu Gebote standen, aber sie hatte auch noch viel andere Wünsche.

Ein neues Mährchenbuch war der nächste, und es kam, prächtig gebunden, mit schönen Bildern und so wundersamen Geschichten, daß sie selbst die Tausend und Eine Nacht darüber vergaß. Nun war keine Noth, nun mochte die Mutter immerhin die Geschichtenbücher verschließen und die langweiligen Lehrbücher dalassen, sie fand immerhin ein Viertelstündchen, wo sie die neuen Quellen ausschöpfen konnte, und jetzt konnte der Schatz ja nicht ausgehen.

Schöne Kleider hätte sie gar zu gern gewünscht, aber sie konnte sie nicht tragen, ohne daß es die Mutter und Geschwister gemerkt hätten: manchmal freilich that sie es nur zur Probe, wenn sie allein war, und putzte sich wie eine Prinzessin, aber das konnte sie eben selten und in beständiger Angst, daß ihr Geheimniß entdeckt werde. Die Mutter war zwar viel beschäftigt und mußte öfters die Kinder ohne Aufsicht lassen, aber doch mußte ihr auffallen, daß Julie so gar oft allein und abwesend sei; so konnte diese viel weniger als sonst in ihr Feenthal eilen und ihre geheimen Herrlichkeiten genießen.

Ueberhaupt war Juliens neues Leben gar nicht lauter Glück und Freude. Es gab so viel Gutes und Schönes, das das Zauber-

stäbchen eben nicht hervorbringen konnte. Wenn Abends der Vater unter den Kindern saß, und Theodor ein gutes Schulzeugniß brachte, Klara eine schön vollendete Arbeit zeigte, Ferdinand etwas Neues erzählte, was er in der Schule gelernt, und der Vater die Kinder lobte und sich über sie freute, dann that Julien das Herz weh, die, seit sie in der Feenwelt lebte, mehr und mehr ihre Arbeiten vernachläßigte. Wozu hatte sie denn auch einmal nöthig zu lernen und zu arbeiten? was sie brauchte in ihrem ganzen Leben, das konnte ihr ja der Zauberstab verschaffen! Sie gab sich dann freilich wieder Mühe, ihre Pflicht zu thun, aber sie konnte es sich nicht versagen, in jedem freien Augenblick zu ihren Büchern, zu ihrer Feenwelt zurückzukehren, und das hielt ihren Sinn zerstreut und befangen. Schon daß sie ein Geheimniß vor ihren Eltern hatte, ließ sie gar nicht mehr kindlich und freudig mit ihnen verkehren, sie war immer froh, wenn die Mutter abwesend war, und erschrack, wenn sie heimkam.

Wurde daheim ein kleines Fest gefeiert, ein Geburtstag, das Osterfest, der Eltern Hochzeittag, und die andern Geschwister waren dabei so fröhlich und glückselig mit dem kleinen Schmaus, den die Mutter gab, da that's Julien oft leid, daß sie von allen möglichen Süßigkeiten, Torten und Puddings schon so übergenug hatte, daß sie nichts in der Art freuen konnte. — Und mit dem lieben Vater im Himmel ging's ihr fast wie mit den Eltern auf Erden, sie konnte nicht mehr recht froh und kindlich zu ihm aufblicken, seit sie so nach eigenen Gelüsten lebte.

Wenn der Vater oder der Lehrer davon sprach, daß Gott in seiner Weisheit uns Alles gibt, was uns nützlich ist, daß es uns gut ist, auch etwas zu entbehren und ein Opfer zu bringen; wenn

er betete: dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel, da mußte sie sich wohl besinnen, ob es denn Gottes Wille sei, daß sie so eigenmächtig nach eigener Lust lebe, und sie nahm sich auch vor, nicht mehr in's Feenthal zu gehen und ihr Stäbchen wegzuwerfen. Aber das konnte sie doch wieder nicht! Es zauberte ihr gar zu herrliche Dinge herauf, die schönsten Bilder, prächtige Schauspiele, kostbare Puppen und Spiele, lauter Dinge, die die Eltern aus guten Gründen noch ihren Kindern versagten, konnte sie sich ohne Mühe verschaffen. Und eine solche Herrlichkeit sollte sie aufgeben? nimmermehr! Nur schade, daß sie sie so allein genießen mußte.

Julie hatte ein gutes Herz und wollte von ihrem Ueberfluß gern auch Andern zukommen lassen, aber auch das konnte sie nur mit Vorsicht thun, daß es nicht entdeckt werde. Einmal kam eine arme, zerlumpt aussehende Frau zur Mutter und bat dringend um einen Vorschuß von zehn Gulden, sie habe fünf Kinder daheim und kein Brod, die armen Kinder sollten nothwendig Schuh und Kleider haben, sie wolle es redlich wieder erstatten. Die Mutter gab ihr ein abgetragenes Kleidchen für eins der Kinder und warme Suppe, aber keinen Kreuzer Geld. Das kam Julien sehr hart vor, sie eilte der Frau nach und drückte ihr heimlich zehn Thaler in die Hand, die sie durch den Zauberstab hergeschafft hatte und hörte mit Lust den wortreichen Dank des erstaunten Weibes. Dießmal war sie den ganzen Abend glücklich im Gefühl, eine gute That gethan zu haben.

Am andern Tag kam der Jakoble, ein armer Knabe, der alle Wochen den Brodlaib holen durfte, der von den Ersparnissen der Kinder angeschafft wurde. Glückselig, wie immer, zog er mit dem

Brod ab; nun aber dachte Julie: „wart', ich will dich erst recht glücklich machen," und auf der Straße, wo man es vom Haus aus nimmer sehen konnte, gab sie ihm einen blinkenden Thaler.

„Das ist mein?" fragte der Knabe und sperrte seine runden Augen weit auf.

„Ja, dein, daß du dir auch einmal einen recht guten Tag machen kannst, armer Junge!" sagte die großmüthige Julie.

„Juhe!" schrie Jakob und hüpfte in die Höh', daß der Laib in den Koth fiel, „das soll ein Leben geben!"

Nun, dachte Julie vergnügt, ist doch meine Feenkraft zu Etwas gut, da kann ich viel frohe Leute machen. — Wenige Tage darauf ging sie mit den Eltern und Geschwistern spazieren, sie kamen an einem einzeln stehenden Wirthshaus vorbei, einige Schritte davon schrieen die Kinder erschrocken auf, da lag ein zerlumptes Weib am Wege, ohne Bewußtsein, wie es schien, sie stieß nur undeutliche Töne aus und verbreitete einen abscheulichen Branntweingeruch um sich, ein kleines Mädchen stand weinend dabei und suchte sie aufzurichten. Mit Abscheu wandte sich der Vater ab und bat einen Bauer, der mit einem Karren herfuhr, die Person in's Dorf zu führen.

„Ja, das garstige Weibsbild," sagte der Bauer verächtlich, „die hat Mann und Kinder durch ihr Trinken in's Elend gebracht, jetzt ist sie im Armenhaus, die Gemeinde sorgt für sie und die Kinder und läßt ihr kein Geld unter die Hand zum Trinken; vor ein paar Tagen aber muß Jemand so dumm gewesen sein und ihr Geld gegeben haben, seitdem kommt sie von einem Wirthshaus in's andere und wird nimmer nüchtern. Die armen Tröpflein von Kindern!"

„Sie war auch bei mir und bat um Geld,“ sagte die Mutter, „ich aber kannte sie wohl und gab ihr keines.“ Julie hatte das Weib wohl wieder erkannt, sie war mäuschenstill, als der Bauer mit der garstigen Last brummend weiter fuhr und die anderen Kinder sich entsetzt über ein so abscheuliches Laster aussprachen.

Daheim wartete ein Mann auf die Mutter, es war der Vater des Jakoble; „ach, liebe Frau,“ sagte er, „Sie haben uns schon so viel Gutes gethan, seien Sie nur nicht böse, aber wenn Sie uns wieder eine so große Wohlthat zudenken, wie gestern, so geben Sie's lieber mir selbst, so einem Buben wird das Geld leicht zur Versuchung.“

„Ich verstehe Euch nicht,“ sagte die Mutter, „ich habe Eurem Jakob kein Geld gegeben.“

„Ja, wissen Sie, gestern, wo mein Bub' das Brod bei Ihnen holen durfte, das uns so ein großer Dank ist, gab nachher Ihr Fräulein dem Buben noch einen Großenthaler.“

„Gewiß nicht,“ sagte die Mutter, „so große Geldgeschenke kann ich nicht machen, meine Kinder noch weniger, auch gebe ich nie einem Kind so viel Geld unter die Hand.“

„Muß doch wohl so sein,“ sagte der Mann, „müßte mich nur der Bub angelogen haben. Wie also der Bub das Geld unter der Hand gehabt, so viel, wie er noch nie gesehen, will er's mir bringen, da kommt ein anderer Schlingel, knützer*), als der meine, der sieht das Geld bei ihm und beredet ihn, sie wollen's behalten und sich

*) Keinnützer, verdorbener.

einmal einen recht guten Tag davon machen. „Ja, dazu hat mir's auch das Fräulein gegeben," sagt meiner. Geh'n also die Schlingel zum Konditor, essen Zimmtstern und Bisquit, und was weiß ich, geh'n zum Kaufmann und holen Cigarren, wo's dem meinen erst noch sterbensweh davon geworden ist, und treiben allen Unfug. Der Kaufmann merkt wohl, daß für die die Cigarren nicht gewachsen sind, und schickt einen Polizeidiener hinter sie; was meinen Sie, wie ich erschrocken bin, wie mir der meinen Buben am Kragen daherbringt, wo ich selber doch in meinem Leben vor kein Amt gekommen bin! Ich hab' dem Buben auf allen Fall das Wamms tüchtig ausgeklopft, er weiß auch, daß er's verdient hat, aber das versichert er, daß ihm das Fräulein den Thaler gegeben."

Julie war davon gegangen, voll Angst, daß man entdecke, daß sie das Unheil gestiftet; sie hörte noch, wie die Mutter dem Mann sagte, daß auch sie nicht glaube, daß Jakoble gestohlen und gelogen, daß aber kein's ihrer Kinder ihm das Geld gegeben habe, es müsse ein anderes Mädchen gewesen sein.

So war denn Julien auch diese Freude genommen, und sie mußte fürchten, daß der Knabe, den sie durch ihre unbedachte Gabe in Versuchung geführt, nun noch als Dieb und Lügner bestraft werde. Sie war doch recht übel d'ran mit sammt ihrem Feenstab! Von solchen Schwierigkeiten hatte sie noch in keinem Mährchen gelesen. Sie wußte wohl, daß Günstlinge der Feen oft verfolgt würden von anderen bösen Feen und Genien, aber daß sie in beständiger Sorge sein müßten vor Verweisen und Strafen von Eltern und Lehrern, das schien ihr doch unerhört.

„Aber ich bin auch einfältig," dachte sie wieder, „kann ich mir

denn nicht einen Ort wünschen, wo ich all meine Herrlichkeit in Ruhe und Friede genießen kann, ohne all' die Plackerei mit Lernen und Stricken und Nähen? — Aber die Eltern verlassen und die Geschwister?" frug eine andere Stimme in ihrem Herzen. „Ach was," dachte sie wieder, „die haben mich doch nicht lieb, die Mutter zankt ja immer, die Geschwister necken mich, Klara, die ist die Gute, die ist der Liebling; wenn ich nicht mehr da bin, dann werden sie mich erst wieder lieb haben." Und sie beschloß, am andern Morgen sich frei zu machen von all dieser Last und sich ihres Glückes ungestört zu freuen.

Freilich wollte es ihr wehmüthig werden, als in der Nacht, nachdem sie Alle zu Bett gegangen, die Mutter noch leise hereinkam, sich über jedes Bett beugte und jedes Kind auf die Stirne küßte, aber sie schlug sich's wieder aus dem Sinn: „die Mutter hat ja noch Kinder genug, morgen, da soll's erst schön werden."

III.

Der Feensitz.

Es war Morgen; die Geschwister waren zur Schule, Julie hatte sich davon geschlichen in's Feenthal; „jetzt muß ich eilen," dachte sie „eh' man in der Schule nach mir fragt und mich sucht." Sie schlug mit dem Stäbchen auf den Boden: „ich wünsche mir einen schönen Ort, weit von hier, wo ich in Ruhe Alles haben und genießen kann, was ich will."

Ein dichter Nebel stieg auf, der sie einhüllte und ganz betäubte. Als sie wieder aufsehen konnte, da war der klarste Sonnenschein, sie glaubte wieder zu träumen, oh! das war schöner, als sie sich wünschen konnte. Vor ihr lag ein wunderhübsches, kleines Schloß, dessen leichter, zierlicher Balkon von Epheu umrankt und mit Blumen geschmückt war. Breite Marmortreppen führten in einen offenen Saal, dessen hohe Fenster in den Garten gingen, der das Schlößchen umgab. Und dieser Garten selbst, wie schön war der! Die Wege, die zwischen den herrlich duftenden Blumenbeeten hinführten, waren mit glänzendem Sand bestreut, ein Springbrunnen warf seinen silberhellen Strahl hoch in die Luft, überall waren Lauben mit weichen Moossitzen, bunte Vögelein schlüpften zwischen den blühenden Zweigen und sangen nach Herzenslust. Sie konnte kaum vor Freude und Verwunderung dazu kommen, in's Schlößchen selbst zu gehen. Und da war's doch noch viel schöner.

Unten der lustige Gartensaal, daneben ein Kabinet, in dem ein köstliches Frühstück in zierlichem Geschirr bereit stand, und oben noch ein Saal, mit herrlichen Bildern, ein Speisezimmer, in dem das feinste Silbergeräth zur Mahlzeit bereit stand, ein Spielzimmer mit Puppen und Spielsachen, ach, wie wunderschön! ein Schlafzimmer, darin stand hinter Umhängen von rosenrothem Flor ein prächtiges Bett mit gestickten Kissen und seidenen Decken, und im Saal noch ein Bücherschrank, angefüllt mit Büchern in schönstem Einband voll von Bildern und Geschichten! Julie konnte nicht müd werden, die Pracht alle zu bewundern. Und hier durfte sie nicht fürchten, im Genuß gestört zu werden. Außer den Vögelein im Garten war kein lebendes Wesen ringsum, sie war ganz ungestört. Nur gar zu

allein. Als sie noch einmal alle Schönheiten ihres Schlößchens betrachtet, eine Weile gelesen, eine delikate Birne verzehrt hatte, die sich im Speisezimmer gefunden, wurde es ihr doch gar zu still. Aber ich muß ja nicht allein bleiben," dachte sie, „ich kann mir ja Freundinnen bestellen." Sie sprach ihren Wunsch aus, klopfte auf die Erde, und sieh, sechs allerliebste Mädchen etwa in ihrem Alter, niedlich gekleidet, standen vor ihr. Sie war zuerst etwas verblüfft vor den neuen Gespielinnen, die aber waren gar lebendig und beweglich, begrüßten sie und nannten ihre Namen: Rosa, Mina, Klärchen, Emily, Linchen, Suzon. Bald flogen die Mädchen mit einander durch's Schlößchen, betrachteten und bewunderten Alles zusammen, endeckten noch Kasten und Kommoden voll der allerschönsten Kleider, Hüte und Schürzchen, und putzten sich damit, bis es Mittag war und eine köstliche Mahlzeit für sie bereit stand.

Nun begann ein Leben in Freude und Herrlichkeit, wie es Julie sich eigentlich immer geträumt hatte: spielen, tanzen, singen, lesen und wieder lesen, sich putzen, schmausen und wieder spielen vom Morgen bis zum Abend. Julie dachte: „So soll es ewig währen," die Gespielinnen waren immer freundlich, immer gefällig, immer zu Allem bereit, die Sonne schien jeden Tag gleich unbewölkt; da war keine lästige Schulaufgabe zu schreiben, kein langweiliger Strumpf zu stricken, keine Schelte zu erwarten, Alles lauter Lust und Vergnügen. Nur wenn Julie sich zu Bette legte, dachte sie an der Mutter leichten Tritt, wie sie an den Betten der Kinder herumgewandelt war, und Morgens fiel ihr manchmal der Kreis der Geschwister ein, wie sie sich um den Vater gesammelt zum Morgen-

gebet; den Tag über dachte sie wenig an die Heimath in den Freuden des Augenblicks.

So ging es eine Woche, so ging es zwei Wochen. Da begann das neue Leben Julie etwas zu ermüden; zwar konnte sie täglich neue Kleider, neue Spielsachen, neue Bücher hervorrufen, aber es kam ihr Alles wieder dasselbe vor, die Süßigkeiten waren ihr schon in der letzten Zeit daheim entleidet, wo sie sie im Uebermaß genossen hatte, — ihr eckelte davor. Mehr und mehr mußte sie an die Heimath denken, an die gute Zeit, ehe sie so gar in ihre Lesewuth verfallen war, an die fröhlichen Spiele im Schulhof, die nach dem Lernen und Stillsitzen eine solche Freude gewesen waren, an die Geschwister, den lustigen Ferdinand, an den neckischen Theodor, an den lieben, netten, kleinen Otto und das Minchen und an die sanfte Klara. Wie schön waren sonst die Geburtstagsfeste gewesen: das des Vaters im Winter, wo sie das Schattenspiel sehen durften und Nüsse knackten, das der Mutter im hohen Sommer, wo man eine Wasserfahrt auf dem See machte, ihr eigener Geburtstag im Frühling, wo ihr Klara sonst einen Kranz von Röslein und Maiblumen gemacht, und all die andern! Sie konnte jetzt freilich alles das haben, Blumen und Kränze, Wasserfahrt und Nüsse, aber es war doch nicht so. Die Gespielinnen, freundlich, willig und zierlich, wie sie waren, waren doch nicht wie die Geschwister, sie blieben immer so gleich, sie waren ihr oft unheimlich wie lebendige Puppen, sie wußte ja gar nicht, woher sie kamen, sie kam sich oft wie ganz allein auf der Welt vor und hatte das schmerzlichste Heimweh.

Wohl dachte sie auch an Alles, was ihr die Heimath so verbittert hatte: an die Verweise der Mutter, den Aerger des Vaters,

an das Necken der Geschwister; wenn sie sich aber recht besann, war dann nicht an Allem sie selbst schuld, ihr dummes Lesen, und nicht eben das Lesen allein, aber ihr ewig zerstreuter Sinn, der sie abgewendet von ihrer Pflicht, der ihr die bescheidenen Freuden des Vaterhauses entleidet hatte, indem sie sich in ein anderes Leben träumte? Jetzt, wo ihr Leben selbst viel wunderbarer war, als selbst die Mährchen in den Büchern, jetzt hatte sie viel weniger Lust zum Lesen und sie dachte oft, das sollte ihr das Leben im Vaterhause nimmer trüben.

Es fiel ihr ein, sie wolle arbeiten. Die Gespielinnen waren auch dazu bereit. Sie hätte zu Haus immer gern feine Arbeiten, Stickereien u. dgl. gemacht, die Mutter wollte es nicht gestatten, bis sie schön stricken und das Gewöhnliche nähen könne, und dazu war es bei ihrer Trägheit in Handarbeiten nie gekommen.

So wünschte sie sich denn Geräthe zu schöner Arbeit, und ein zierlicher Arbeitskorb mit Seide, Perlen, farbiger Wolle und Stickmustern tauchte auf. Nun sollte es an ein Arbeiten gehen! Aber ach, die Geschicklichkeit dazu, die gehörte zu den Sachen, die das Zauberstäbchen nicht schaffen konnte. Die sechs Mädchen konnten Alles und waren bereit, es Julien zu lehren, aber Lernen ist so langweilig, die Stiche wollten nicht hübsch werden; da war Niemand, der die Arbeit von ihr forderte, Niemand, dem sie durch das Gelingen Freude machte, — sie hatte bald genug und warf Alles wieder weg.

Sie dachte daran, hinauszugehen in die Welt und Arme zu erfreuen, aber seit sie so schlimmen Erfolg von ihren Wohlthaten erfahren, mochte sie das auch nimmer; heim hätte sie mögen, nur heim. Aber wie konnte sie jetzt wieder nach Haus, seit sie freiwillig

die Heimath verlassen? was sollte sie sagen von all dieser Zeit, wie würde man sie aufnehmen?

Wie sie sich einmal quälte in diesen Gedanken, sieh, da umhüllte sie ein Nebel; wie der sich zerstreute, — da stand in Schleiergewändern leicht und luftig die Fee vor ihr.

„Nun, hat meine Gabe Dir Glück gebracht?“ fragte sie.

„Nein, o nein!“ rief Julie, „da nimm deinen Stab wieder, liebe Fee, ich habe genug an all der Herrlichkeit, gib mir mein Vaterhaus wieder, die Liebe meiner Mutter, meine Geschwister!“

„Liebe kann dir mein Stab nicht verschaffen,“ sprach die Fee, „nach Haus kann ich dich wohl bringen, besinn' dich aber wohl, wenn du einmal den Stab aus den Händen gibst, so erlangst du ihn nie wieder; noch hast du nicht alles Schöne in der Welt gesehen, Alles steht dir noch offen: fremde Länder, große Städte .... “

„Nichts will ich mehr, gar nichts! ich will keine Freude mehr, als die der liebe Gott mir gibt, ich will wieder leben daheim mit meiner Mutter,“ rief Julie, „lieber will ich sterben in der Heimath als länger so leben!“ Da schwang die Fee den Zauberstab, es fuhr herunter wie ein Blitz, Julien war es, als versinke sie mit sammt dem Schloß in einen tiefen Abgrund.

Das Ende.

Sie erwachte auf einem weichen Bett, und sah auf — in die guten, treuen Augen ihrer Mutter. „Gottlob, sie wacht!“ rief diese.

„Wo bin ich, Mutter?“ fragte Julie mit schwacher Stimme; sie fühlte sich todtmüde.

„In deinem Bette, du böses, einfältiges Kind,“ sagte diese liebkosend und streichelte ihre Stirn, „was hast du uns Angst gemacht?“

„Woher kam ich denn, Mutter?“ fragte Julie wieder.

„Sprich nicht zu viel Kind, du bist noch schwach, im Feenthal haben wir dich gefunden auf der Erde in einem fieberischen Schlaf und dich heimgetragen, schon vor acht Tagen, und seither liegst du im Fieber und phantasirst.“ Ein Centnerstein fiel Julien vom Herzen; das war also nur ein Fiebertraum gewesen!

Da steckte Theodor seinen Krauskopf zur Thüre herein und fragte leise: „schläft sie noch, Mutter?“

„Sie wacht und ist besser,“ sagte diese freudig und winkte Stille. Das half aber nicht viel, bald tönte ein fünfstimmiger Jubelruf durch's Haus: „Julie wacht, Julie ist besser!“

Julie sah in einem fort die Mutter mit glückseligen Augen an und umklammerte sie mit beiden Armen und fragte nur immer wieder leise: „bin ich denn bei dir, Mutter, und hast du mich lieb?“

„Freilich, du Närrchen,“ sagte diese freundlich, „sei nur ruhig und still.“

Der Vater kam mit dem Arzt, der fühlte den Puls: „ganz gut,“ sagte er, „etwas schwach, aber das kann nicht anders sein nach dem anhaltenden Fieber, die Krankheit steckte vielleicht schon lang in dem Mädchen: die Nervenaufregung durch das viele Gelese, die Erkältung durch das Einschlafen in dem feuchten Thal haben

das Fieber vollends zum Ausbruch gebracht, aber nun ist Alles auf gutem Weg, sie braucht nur etwas Stärkung, Ruhe, und ja keine Bücher."

„Gleich morgen verbrenne ich all die verwünschten Bücher!" rief die Mutter in großem Eifer.

„Noch heute, Mutter!" schrie Julie noch eifriger, „in meinem Leben will ich gar nichts mehr zur Unterhaltung lesen, gar nichts!"

„Sachte, sachte," sprach lächelnd der Vater, „versprich nicht mehr, als du halten kannst; das ist gar nicht nöthig. Wie der liebe Gott unter dem nährenden Korn die blauen und rothen Blumen wachsen läßt, die keinen Zweck und Nutzen haben, als daß sie das Herz und das Auge erfreuen, so läßt er auch im Gebiet des Geistes Kornblumen wachsen zu reiner, harmloser Lust und Freude. Wer aber seinen Acker mit lauter Blumen besäen wollte, der müßte im Winter Hunger sterben, und das hätte beinahe meine Julie gethan."

Julie nickte lächelnd unter Thränen dem Vater zu.

Jetzt ließen sich die Kinder nimmer halten und Julie bat, sie doch Alle hereinzulassen. Voran kam Klara und brachte ihr guten Thee zur Stärkung, dann Theodor, der hatte ihr seine Brezel vom gestrigen Sonntag aufgespart, Ferdinand brachte ihr seinen allerneuesten Bilderbogen selbst illuminirt, mit Soldaten mit rothen Nasen und gelben Federbüschen, Minchen wollte auch nicht zurückbleiben und brachte ihre schönste Puppe, eine prächtige Puppe, wenn sie nur nicht vor einiger Zeit die Nase eingefallen hätte, sogar

dem kleinen Otto hatten sie ein Stückchen Zucker in die Hand gegeben, und er brachte ihr's redlich und sagte: „da Ullewester!"

Julie war so glücklich in ihrer Liebe, und als sie etwas kräftiger war und mehr reden durfte, da erzählte sie ihnen alle Träume ihrer Fiebertage, von der Erscheinung der Fee an bis da, wo das Schloß versunken war, und die Brüder sperrten Mund und Nase auf über den Traumabenteuern ihrer Schwester.

Julie genas, und wie ihr Kraft und Gesundheit wiederkehrte, erbleichte ihr die Erinnerung an ihren Traum zu einem unbestimmten Nebelbild, und wenn sie ihn nicht so bald den Geschwistern erzählt hätte, so hätte ihn wohl Niemand erfahren. Was sie aber nicht vergaß, das war das unbeschreibliche Glück, das sie in der Liebe der Eltern und Geschwister gefunden hatte, und der gründliche Ueberdruß, den ihr ein müßiges Schlaraffenleben ohne Arbeit und Gebet eingeflößt hatte, und sie war ernstlich bemüht, ihre wiedergefundenen Kleinode nicht zu verlieren. Das Lesen verlernte sie nicht, recht eifrig studirte sie die Bücher, die ihr der Vater und der Lehrer gab: Geschichte, Reisebeschreibungen, Erdkunde, und es ward ihr ganz wohl dabei, wie sie mehr und mehr daheim wurde auf der Erde, in der Menschenwelt. Nicht gehindert von thörichten Träumen, konnte sie jetzt in kindlichem Gebet ihr Herz zu Gott erheben und Kraft bei ihm holen zur Erfüllung ihrer täglichen Pflichten.

Wenn die Geschwister dann mit der Eltern Willen sich zusammen ergötzten an schönen Geschichten oder Gedichten, dann sah sie erst, wie lieblich die Kornblumen stehen in einem reichen Feld voll nützlicher Saat.

Julie wurde nicht mit Einemmale ein Engel, aber sie ward

mit Gottes Hilfe ein frommes, fleißiges, gehorsames Kind und erwuchs zur Freude der Ihren und zu Gottes Wohlgefallen. Und das Leben wurde ihr so schön und reich und seine kleinen Freuden so lieblich. Das Lächeln der Mutter, der Beifall des Vaters und der Friede ihres Herzens blieb ihr tausendmal süßer als aller Glanz der Feenwelt.

Eine Königin.

I.

Auf einem freien Wiesenplatz stand das Haus des Tannenbauern, das schönste und stattlichste Bauernhaus weit in die Runde. Es war Samstag Abend, der Vorabend des Sabbaths, und in Häusern, wo man noch auf gute alte Sitte hält, wird der schon in Ruhe und Stille gehalten, um dem Sonntag guten Weg zu bahnen.

So bot denn auch heute der Vorplatz vor dem Haus das Bild einer friedlichen Thätigkeit, nicht des ernstlichen Treibens der Wochentage, wo eine Arbeit die andere drängt. Die Ahne hatte Kunkel und Spinnrad bei Seite getragen und saß an dem sonnigsten Plätzchen, das der letzte Strahl der Abendsonne berührt, das kleine Gretchen auf der Schooß; der Bauer, ein stattlicher, wohlhäbiger Mann, saß auf dem Stuhl und schälte Weiden, der Oberknecht machte sich mit einer Reparatur zu schaffen, während der Handknecht eben die Reinigung des Stalles beendigt hatte. Selbst der Schneider, der die Woche da gearbeitet hatte, war eingeladen worden, über den Sonntag zu bleiben und genoß mit den Andern der Ruhe des Feierabends. Die Mägde saßen bei der Bäurin und schälten Kartoffeln,

und die kleinen Buben purzelten auf dem Boden; Liese, das größte Töchterlein, strich die neue Schürze, die ihr die Näherin zum Sonntagsstaat noch fertig gemacht; in den niedrigern Aesten der großen Linde aber saß Margetle, das arme Kind einer verstorbenen Spinnerin, das man um der Gotts'willen auf dem Hof behalten hatte.

„Morgen Nacht fahren sie All' furt nach Amerika," unterbrach der Schneider das geruhige Schweigen, in dem Alle ihre Geschäfte besorgten, „ein ganzer Wagen voll, des Adlerwirths Christoph geht auch noch mit."

„Mir z'lieb wohl," sagte der Bauer, „ich heb' keinen, mir ist's lang wohl daheim."

„Das glaub' ich," sagte etwas schüchtern eine der Mägde, „ihr habt gut reden, Vetter; aber ich möcht' doch auch noch hinüber, so ein armer Tropf, wie ich, kann nichts Besseres thun; wer weiß, was da noch aus Einem wird!"

„Da möcht' ich lieber in einen Stadtdienst," sagte halblaut die andere Magd, „das ist nicht so weit, und verdienen kann man auch was, und auch schöne Kleider tragen."

„Und ich möcht' Soldat werden!" schrie der klein Michele, der hörte, daß es sich um einen Beruf handle; „aber ein rechter, mit einem Gaul und einer goldigen Trompet!"

„Und ich ein Metzger!" rief der Jakoble, „da kommt man so weit 'rum durch's ganze Land und kauft das schönste Vieh; und was wirst du, Georg?"

„Ein Hofbauer," sprach dieser, der älteste Sohn und Erbe des Hauses, mit großem Selbstgefühl, „besseres gibt's nicht und schöner ist's auch nirgends als da."

„Das mein' ich gerade nicht, ich möchte lieber eine Frau Schultheißin werden oder eine Stadtfrau," meinte Liese mit vornehmem Gesicht, „da hat man Geld genug und braucht sich nicht zu plagen."

„Freilich, du weißt's," fuhr die Bäurin ärgerlich auf, „das ging mir doch ab, so ein Lumpenleben, wo man das Mehl kaufen muß und bei jedem Bissen, den man schluckt, weiß, für wie viel Kreuzer das ist."

„Na, was willst denn du werden?" rief nun, den Streit zu unterbrechen, der kluge Schneider zu dem Margetle hinauf, mit der er schon seinen gnädigen Spaß haben konnte, „Scheurenpurzlerin *) vielleicht?"

„Eine Königin," gab die ganz ruhig zur Antwort.

Ein schallendes Gelächter erschallte drunten; das Gott'swillen-Kind, das arme Margetle eine Königin!

„Du bist nicht unkeck," meinte der Schneider, „wie willst's denn angreifen, daß du eine wirst?"

„Ja, dafür sorg' ich nicht!" rief Margetle lustig herunter, „mir hat's eben einmal geträumt, ich sei eine Königin mit einer goldigen Kron' auf dem Kopf, da werd' ich's schon noch werden, weißt Schneider, so was kommt von selber, das kann man nicht lernen, wie's Schneiderhandwerk!"

Jetzt lachte man den Schneider aus, der gar nicht mehr Lust hatte, sich mit dem Mädchen einzulassen.

„Geh nur derweil runter, Frau Königin, und leere die Kartoffelschalen in den Schweinkoben," rief die Bäurin hinauf.

*) Scheurenpurzler nennt das Landvolk Seiltänzer, Taschenspieler und dgl.

Margetle hüpfte herunter wie ein Vogel und lachte herzlich mit den Andern über ihr unkönigliches Geschäft; es dunkelte auch und man mußte in's Haus.

Von dem Tag an hieß Margetle die Frau Königin und wurde gar vielfach ausgelacht und verhöhnt mit ihrer Königswürde. Sie ließ sich das gar nicht anfechten und ging fröhlich ihres Wegs; es war auch nicht möglich, ihr viel zu leide zu thun, denn ein gutherzigeres, lustigeres Geschöpf gab's auf der weiten Welt nicht, als das Margetle, sie sang vom frühen Morgen an, und wenn sie den ganzen Tag von Allen im Haus von einem Geschäft zum andern gejagt worden war, so hüpfte sie am Abend noch wie eine junge Wachtel.

Und etwas von einer Königin war doch in ihr, so demüthig und gutwillig zu Allem sie auch war, so gering geachtet als ein blutarmes Kind, — es konnte ihr Niemand zuwider sein. Die wilden Buben des Bauers hatten sie freilich zu Anfang für nicht viel Besseres als ein Hündlein gehalten, an dem sie allen Muthwillen üben dürften; da sollte sie bald auf allen Vieren gehen, wie ein Hund, bald auf sich reiten lassen, wie ein Pferd, bald schoben sie ihr die Steine von gestohlenen Zwetschgen in die Tasche, die sie gegessen, damit sie die Strafe für den Diebstahl treffe, — die Bäurin schalt wohl hie und da darüber, aber sie schritt nie ernstlich ein, sie dachte, so einem „Gott'swillenkind" schade es nicht, wenn es bei Zeiten lerne, sich etwas gefallen zu lassen. Die Liese ohnehin kam sich erschrecklich vornehm vor gegenüber dem armen Waislein in seinem lumpigen Röckchen; so hatte das Kind Niemand, dem es sein Herzlein ausleeren konnte, als den lieben Gott, zu dem es die Mutter frühe beten gelehrt. Der hatte ihr aber eine köstliche Mitgabe ge-

geben, einen allezeit fröhlichen und zufriedenen Sinn, der alles Trübe, das ihr widerfuhr, abschüttelte, wie ein Täublein den Regen von seinen Flügeln. Ich weiß gar manches glückliche Kind guter Eltern, das in Einem Tage mehr zu schmollen und zu klagen hat, als das Margetle in einem Jahr.

Und dann hatte sie ein paar helle Augen und geschickte Finger, sie versäumte gar keine Gelegenheit, wo sie etwas lernen konnte, und wußte sich Jedem lieb und nützlich zu machen. Wollte der Michele sein wildes Spiel mit ihr treiben, so sagte sie: „ach, das ist dumm, paß einmal auf, Michele, was ich für eine schöne Geschichte weiß!“ und ehe man sich's versah, saß nicht nur der Michele, sondern auch die andern Buben horchend um Margetle, die von der Mutter her noch verwunderlich schöne Geschichten wußte von der heiligen Genovefa und den Haimonskindern und noch viel schönere. Die Liese, so gern sie Staat machte, war doch ein wenig schlumpig und hatte allezeit etwas zu suchen, von dem die Mutter aber nichts wissen sollte. „Wo hab' ich denn jetzt wieder meinen Wirtel?“ fragte sie unwirsch, „hab' ihn doch erst gestern noch gehabt, jetzt ist er nirgends.“

„Hast ihn gestern Nacht auf dem Boden liegen lassen,“ wußte Margetle, „da hab' ich ihn in deine Schublade gelegt.“

Liese war eine schlechte Spinnerin, sie hatte von der Näherin häkeln gelernt: das kam ihr eine viel schönere Arbeit vor, und doch wollte die Bäurin so ein unnöthiges Geschäft durchaus nicht dulden. Da sah aber ihre Kunkel oft gar traurig aus, das Garn fiel von der Spindel, der schöne Hanf war zerzaust wie altes Werg und die Mutter schalt und brummte. Margetle aber hatte früher als andere Dorfkinder von ihrer Mutter fein Spinnen gelernt, obgleich

ihr die Bäurin nichts zutraute und ihr nur den gröbsten Hanf anvertraute. Da erbarmte sie das verwahrloste Spinnwerk der Liese. „Komm, darf ich dir nicht anheften?" fragte sie, wenn die Mutter aus der Stube war, und in Kurzem waren die abgebrochenen Fäden weggesponnen, das Werk in Ordnung, das Garn auf der Spindel, so daß die kleine Magd sagte: „das Margetle ist ein Hexle," und Liese ihr nichts mehr zuwider thun wollte. Mit der lautern Freundlichkeit und Dienstwilligkeit wußte so das kleine Ding sich Allen dienstbar zu machen, Jedes that ihr gern einen Gefallen, und keines merkte, sie selber am wenigsten, daß sie ihr Alle zu willen lebten.

Mit ihrem flinken Schnäbelchen durfte sie gar Manches sagen, das einem Andern schlecht bekommen wäre. Der Oberknecht war einmal schwer betrunken nach Haus gekommen, nicht zum ersten Mal; am andern Tag trieb er sich mürrisch und verdrießlich, mit verbundenem Kopf, auf dem Vorplatz um, wo Margetle eben etwas auswusch. „Weißt auch, Kaspar," fragte sie, „was für ein Unterschied ist zwischen einem Ochsen und dir?"

„Na, was für einer?"

„Ein Ochs säuft bis er voll ist, und du säufst bis du toll bist," sagte Margetle und lief geschwind der Linde zu, denn sie traute nicht recht, wie ihr Witz aufgenommen werde.

„Wart, du kleine Kröte!" schrie der Knecht und rannte ihr nach mit geballter Faust, „ich will dir auch einen Unterschied zeigen!"

„Ich weiß noch einen!" rief Margetle in großer Angst vom Baum, auf den sie sich geflüchtet hatte.

Der Kaspar war heut nicht gelenkig genug ihr nachzuklettern und blieb stehen.

„Wenn ein Ochs im Zorn ist," rief Margetle, „so stößt er gerade zu mit den Hörnern auf Jedermann, der Kaspar aber ist gescheidt und denkt: ein andermal trink ich gar keinen Rausch mehr, daß mich so eine kleine Kröte nicht mehr auslachen kann."

„Hast auch Recht," brummte Kaspar und ging seiner Wege, und eine gute Zeit lang wunderte sich der Bauer, wie's denn komme, daß der Kaspar jetzt so selten mit schwerem Kopfe heimkomme.

Margetle sah gar viel mit ihren hellen Augen, was die Leute gern ungesehen thun wollten; sie lief dann nicht gleich zur Bäurin, um es anzugeben, aber sie wußte da und dort in ganz netter Weise die Leute davon abzubringen: sie that das fast ohne Absicht; sie besann sich nicht darauf, aber eine heilige Scheu vor dem Unrecht, die ihr Gott in's Herz gelegt, und die die Mutter genährt hatte, ließ sie oft gerade das rechte Wort zu rechter Zeit finden.

Es kam der Bäurin ein großer Luxus vor, daß sie das Gott'swillenkind auch noch in die Schule schicken sollte; Pfarrer und Schulmeister, die froh waren, daß das verwaiste Tröpflein eine gute Unterkunft gefunden, mochten nicht zu streng darauf dringen. So ließ man das Margetle nur zur Schule gehen, wenn es sonst gar nichts für sie zu thun gab, und das war nicht oft. Aber sie wußte die wenigen Stunden so gut zu benützen, paßte so wohl auf und benützte die Schreibhefte, die ihr andere Kinder borgten, so emsig, daß sie gar nicht hinter den Kindern ihrer Klasse zurück war, und manchmal noch der Jungfer Liese bei ihren Aufgaben helfen konnte. Der Lehrer gab ihr oft Rechenaufgaben mit nach Haus, da setzte sie sich Sonntag Abends auf ihre Linde und studirte daran, war sie fertig, so schrie sie mit hellem Jubel: „ich hab's!" und hüpfte mit

einem Satz herunter; freilich fand sie dann selten Jemand, der ihr Vergnügen theilte, der Georg höchstens ließ sich's von ihr erklären, wie das Exempel so schwer gewesen sei, und wie es nun sammt der Probe richtig herauskomme; aber das Studium war seine Sache nicht, er nickte nur mit dem Kopf dazu.

Hanne, die jüngere Magd, die so viel Lust nach Amerika hatte, mußte gewöhnlich Butter und Eier in die Stadt zum Verkauf bringen; gab es viel zu tragen, so mußte Margetle sie begleiten. Seit längerer Zeit war die Bäurin, deren Butter immer sehr gesucht war, nicht mehr so recht mit dem Erlös zufrieden, sie traute aber der Hanne, die sie treuherzig versicherte: „g'wiß und wahrhaftig, Bäs *), man kriegt wirklich nimmer so viel, wie vor Zeiten."

Margetle aber bemerkte bald, daß die Hanne mehr Geld einnahm, als sie der Bäurin brachte, daß sie ihr eigenes Beutelein führe, und dies Geheimniß drückte ihr kleines Herzchen schwer.

Eines Tags, als sie von der Stadt zurückkehrten, ging die Magd eines bekannten Hauses eine Strecke mit ihnen. Die war im Begriff, in den nächsten Tagen nach Amerika abzusegeln, und die zwei Mädchen ergingen sich schon im Gespräch in den Herrlichkeiten der neuen Welt.

„Ich kann heuer nimmer fort," sagte Hanne, „'s dauert gar lang, bis man's Geld beisammen hat, in der Stadt geht das geschwinder."

„Ja, der Lohn ist dort wohl größer," meinte die Stadtmagd,

*) Bäschen und Vetter sind in einem Theil Schwabens die gewöhnliche Anrede der Dienstboten an die Herrschaft.

„aber ihr auf dem Dorf, wo so viel Sach ist, ihr solltet viel leichter zu einem kleinen Profit kommen.“

Hanne wollte das nicht zugeben, die Stadtmagd ging ihren eigenen Weg und Hanne wandelte bedenklich dem Dorf zu.

„Ich thät' mich aber doch fürchten in dem Amerika,“ sagte endlich die Kleine, „über so ein großes, großes Wasser.“

„Ja, das muß freilich gräußelich sein,“ sagte Hanne; „aber 's ist nur bis man drüben ist, dann denkt man nimmer dran.“

„Aber es gehen doch viele Schiffe unterwegs unter.“

„Kommen aber auch eine Last (Menge) Leute ganz hinüber,“ sagte Hanne beruhigt.

„Ich möchte nur wissen, ob's wahr ist?“ fing die Kleine ernsthaft an —

„Was wahr ist?“

„Daß alle Schiffe untergehen müssen, auf denen unrecht Geld und Gut ist.“

„Bah, glaub' das nicht,“ sagte Hanne etwas erschrocken, „da käme kein's ganz hinüber, wo so vielerlei Leute beisammen sind.“

„Ich hab' auch den Schulmeister gefragt,“ fuhr Margetle fort, „der sagte, er wisse nicht, ob's wahr sei, aber ein Vorbild sei das jedenfalls, wie es uns gehen werde auf der Ueberfahrt zur Ewigkeit; da werde jeder ungerechte Kreuzer immer schwerer und schwerer, und ziehe die Seele immer tiefer und tiefer herunter, bis in die Hölle.“

Hanne sprach kein Wort mehr. Als sie heimkamen und sie den Erlös ablieferte, wunderte sich die Bäurin, daß sie dießmal so viel eingenommen. Margetle schlief in der Kammer der Mägde auf einem Strohsack, sie hörte in dieser Nacht, daß Hanne nicht viel

schlief und daß sie einmal mitten in der Nacht aufstand, an ihren Kasten ging und Geld zählte. Die Kleine rührte sich nicht.

Am andern Morgen kam sie zu Hanne, die etwas Wäsche am Zaun aufhängte: „Hanne, thätest mich nicht meine Sprüch b'hören (überhören), ich darf heut in die Schule.“ Hanne war willig dazu und Margetle gab ihr das Buch und sagte her: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele, oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?“

„Nun noch einen:

„Niemand unter Euch leide als ein Mörder oder Dieb oder Uebelthäter, leidet er aber als ein Christ, so schäme er sich deß nicht.“

Hanne sah nicht vom Spruchbuch auf, das ihr Margetle hingeboten hatte, als diese weiter aufsagte:

„Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern er arbeite und schaffe mit seinen Händen etwas Gutes, auf daß er habe zu geben den Dürftigen.“

„Jetzt kommt der letzte:

„Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude.“

„Das ist nicht umsonst,“ sagte Hanne leise vor sich hin, als Margetle sich bedankte und mit ihren Büchern fortsprang.

Am nächsten Sonntag ging Hanne zum heiligen Abendmahl, was sie schon lang nicht mehr gethan hatte. Einige Tage darauf erzählte die Bäurin verwundert ihrem Mann: „jetzt sag' auch Stoffele, wie ich heut meinen Milchkasten ausräum', da find' ich ganz

im Eck Geld in einem Papier, wohl 15 Gulden, lauter kleine Münz, und ich mag mich um und um besinnen, so hab' ich's nicht da hineingelegt."

„D'Erdluitle (Erdmännlein) werd'ns wohl 'neingelegt haben," meinte scherzend der Bauer, „das liegt vielleicht noch von meiner Mutterselig drin, die hat gern ihr erspartes Geld so verschoben. Behalten dürfen wir's auf allen Fall."

„Ja, das muß man aber zu besonderen Gutthaten aufheben," meinte die Bäurin, „weil's so unverhofft kommt." Dagegen hatte der Bauer nichts.

Von dem Tag an war die Hanne wie verwandelt, sie sah viel heller aus und war viel fröhlicher und williger zu Allem. Und einmal nur sagte sie ganz heiter zur Kleinen: „wenn ich nach Amerika geh', Margetle, so soll das Schiff leicht schwimmen, kein unrechter Kreuzer darf mit."

Da hätte wohl die kleine Königin fast stolz werden können, daß sie so Großes ausgerichtet, das wurde sie aber nicht. Als sie gemerkt hatte, daß Hanne betrogenes Geld zusammenspare, da hatte sie in ihres Herzens Einfalt zu Gott gebetet, er solle ihr doch Wege zeigen, wie sie es verhindern könne, ohne sie bei der Bäurin anzugeben. Nun hatte Gott durch die Worte eines einfältigen Kindes ein Gewissen erschüttert, das indeß ungerührt bei der täglichen Hausandacht und bei so mancher Predigt geblieben war. Dafür dankte Margetle Gott aus vollem Herzen, erzählte aber keinem Menschen davon.

Der Bauer war ängstlich vor Feuersgefahr und sah streng darauf, daß im Stall nicht geraucht werde. Melcher, der Handknecht,

kümmerte sich darum wenig, er dampfte sein Pfeifchen in Stall und Scheune bei Tag oder bei Nacht, wenn er eben allein war. Den schweren Tritt des Bauern oder der Frau hörte er schon von weitem und konnte seine Pfeife stets zu rechter Zeit noch einstecken. Das leichtfüßige Margetle aber, das man zu jeder Stunde noch draußen herumjagte, das hatte es längst gemerkt, sie wußte aber wohl, daß es ihr höchstens ein Paar Ohrfeigen von Melcher eintrage, wenn sie ihn abmahne, und vielleicht noch mehr, wenn sie's dem Bauer sage.

Es war im Winter, und die Knechte durften sich auch Abends in die warme Spinnstube setzen, als man einmal von einem armen Menschen im Dorf erzählte, der heut in's Irrenhaus geführt worden war. Jedes wußte von ähnlichen Unglücklichen zu erzählen. Zuletzt kam's auch an Margetle, es hörten Alle dem kleinen Stumper gern zu, weil sie gar nett erzählen konnte.

„Meine Mutter hat auch Einen gekannt, wie sie noch gedient hat in ihrer Jugend, so einen armen närrischen Menschen, man hat ihn frei laufen lassen, weil er Niemand etwas zu leide that. Er lief herum ganz todesbleich und that nichts als Wasser tragen den ganzen Tag, bis er nimmer stehen konnte. Alle die Mägde in der Gegend haben sich ihr Wasser von ihm tragen lassen. Wenn es Nacht geworden ist, hat man ihn einschließen müssen, sonst hat er alle Lichter ausgeblasen und alle Feuer ausgelöscht, wo er hat hinkommen können. Er hat nie etwas gesprochen, nur einmal im Jahr, da sei er den ganzen Tag wie rasend gewesen und habe immerfort geschrieen: „Feurio!“ und jammervoll geheult dazu.“

„Wie ist denn der so worden?“ fragte schaudernd die Magd.

„Es soll ein reicher Bauersohn gewesen sein," fuhr Margetle fort, „der nie kein Acht auf Feuer und Licht gehabt; wie's ihm seine Mutter auch gewehrt, er sei allweil mit brennender Pfeife und bloßem Licht in Stall und Scheuer gegangen. Wie's zugegangen ist, weiß ich nicht, aber einmal muß er Nachts einen Funken verloren haben, der glostete fort und um Mitternacht brach's Feuer hell aus. Es war ein dürrer Sommer und gab kein Wasser, so kam Alles zu spät und Haus und Scheuer und das arme Vieh in den Ställen ist alles verbrannt. Wie's Tag geworden ist, fand man die Bäurin und ihr jüngstes Kind nicht, der Sohn hat selber gesucht, und da seien sie unter zwei Balken gelegen, die Bäurin mit dem Kind im Arm, ganz schwarz und verbrannt, sie haben gar nicht mehr Menschen gleich gesehen. Der Sohn hat sie begraben, ganz allein, daß es Niemand sehen soll. Von Stund an aber ist er hintersinnig *) worden und hat ihm kein Doktor auf der ganzen Welt mehr helfen können."

Sie waren Alle still geworden. Dem Melcher war seine Pfeife ausgegangen, er merkte es nicht. Als er in den Stall ging, um noch einmal nachzusehen, steckte er sie nicht in den Sack, wie er sonst pflegte, sondern er ließ sie auf dem Ofen liegen. Nächsten Abend, ehe er ging, sagte er zu Kaspar: „Du, heb' mir auch meine Pfeif' auf, bis ich wieder vom Stall komm', sie könnt' mir zerbrechen," und nach ein paar Wochen dachte er nicht mehr daran zu rauchen, so lang er im Stall war.

So wurde für die kleine Königin der Verkehr mit Menschen

---

*) schwermüthig.

[illegible] [illegible], obgleich sie nur ein Gott'swillenkind war, fast lieber [illegible] [illegible] sie aber mit Thierlein, da war sie recht daheim und auch wie in einem Königreich. Wenn diese einmal in den Hof trappte, um das Geflügel heraus zu lassen und zu füttern, da flatterte Alles [illegible] auseinander und davon, fing aber Margetle an zu locken: „[illegible] luck, luck, luck, luck," da sprangen sie von allen Seiten herbei, Hühner, Enten und Tauben, und sie hätten ihr aus der Hand gefressen, wenn sie dazu Zeit gehabt hätte.

Der Bauer hatte auch eine kleine Schafheerde gehabt, die dem [illegible] anvertraut war, der hatte aber wenig Glück damit gehabt, allerlei Krankheiten waren unter der Heerde ausgebrochen und zuletzt bekam der Bauer von seiner ganzen Zahl nur noch vier Stück. Das Schafhalten war ihm entleidet und er wollte sie abthun lassen, es sei doch nicht der Mühe werth! Da bat aber das Margetle gar schön, er solle es doch probiren und die Schafe behalten; hinter dem Weidengraben war ein Grasplatz, auf dem wenig wuchs, das gäbe noch eine prächtige Weide.

„Ja, wer soll sie aber hüten?"

„Ich, Vetter, ich lasse ihnen nichts geschehen," bat Margetle; „mit den paar Schafen werde ich gut fertig, wenn's weiter sind, kann man ja wieder sehen."

Der Bauer gab nach, und am ersten sonnigen Tag durfte Margetle schon glückselig mit ihrer Heerde ausfahren, sie hatte einen Schäferstab, fast länger als sie selbst, ließ sich aber den Spott des andern Gesindes nicht anfechten, sondern bildete sich etwas Rechtes ein. Als sie auf einem kleinen Hügel der Wiese saß und ihre vier [illegible]en überschaute, die ihr bald folgen lernten.



Bald wurde die kleine Heerde um ein Lämmchen vermehrt; das war ein Jubel! Margetle pflegte es wie ein Kindlein und sah triumphirend um sich, wie sie das nächste Mal mit fünfen auszog. Sie schonte und hütete es ganz besonders, und als sie heimzog von der Waide, mit einem Kranz von Wiesenblumen geschmückt, den sie sich draußen geflochten, da trug sie's auf den Armen, daß ihm ja nichts geschehen solle und es nicht zu müd werde vom Weg. Die Schafmutter schien das für unnöthig zu halten, oder fürchtete sie, man wolle ihr das Schäflein nehmen, sie trabte ganz dicht neben Margetle einher und blöckte und mä'te an einem fort zu ihr hinauf, und das Junge drehte sein Köpflein nach ihr und schien alle Lust zu haben, herunter zu springen. Margetle aber lachte sie alle zwei aus: „schäm' dich, Alte, mit deinem Gebläh, sollt'st ja froh sein, daß ich dein Kleines nehme, du kannst's ja doch nicht tragen, bist so alt und noch so dumm! das kannst du wissen, daß ich euch nichts thue. Und du Klein's, sei nur zufrieden, wenn der Weg eben ist, so darfst 'runter, wirst noch genug kriegen am Laufen."

Weiß nicht, ob's die Schafe verstanden haben, aber sie wurden Alle nach und nach recht folgsam.

Mit der Schule wurde es freilich gar nimmer viel, seit Margetle Schäferin geworden war, aber sie hörte nicht auf, die Aufgaben der Andern fleißig zu benützen und die Einsamkeit ihres Schäferlebens war ihr dazu viel nützlicher, als das Getriebe auf dem Hof. Man hätte oft von Weitem glauben können, da werde Kirche gehalten, wenn das Margetle auf ihrem Hügel saß und den Tag damit begann, daß sie ein schönes Morgenlied anstimmte; nachher sagte sie dann alle ihre Sprüche her, die sie auswendig wußte, mit

lauter, klarer Stimme, das klang wie eine Predigt, und es war auch oft still und heilig wie in einer Kirche in des Kindes Herzen, und sie wußte gar nicht, was auf der weiten Welt ihr noch fehlen könnte. Ich glaube, daß selten eine Königin so fröhlichen Muthes war, als das arme Gott'swillenkind auf seiner einsamen Wiese.

Die Ahne war zu Anfang dem Margetle nicht besonders gut gewesen. Zwar die Spinner-Christel, Margetle's Mutter, hatte sie wohl leiden können, aber sie war nicht dafür gewesen, daß man das arme Kind auf dem Hof behalte. Für sie, eine reiche Bäurin, deren Urahnen schon reiche Bauern gewesen waren, lag eine unendliche Kluft zwischen dem armen Mädchen und den Kindern ihres Sohnes; sie dachte, man solle das Mädchen in's Armenhaus thun, sehe man, daß sie gut einschlage, so könne man sie später immer noch zur Magd nehmen; doch hatte sie sich drein gefügt.

Das ruhige, muntere Wesen der Kleinen hatte sie zu Anfang geärgert; wenn sie lustig sang, so kam ihr das ein eitler Uebermuth und Leichtsinn vor von so einem armen Kind, dessen ganze Habe in einem Trüchlein*) stack. „Ja, sing' du nur," sprach sie ärgerlich, „du hast's nöthig!" noch mehr aufgebracht wurde sie, als sie an jenem Abend das Margetle seinen Traum erzählen hörte; es war schon eine Frechheit, daß sich das Mädchen nur so etwas träumen ließ und es vollends erzählen! Das kam aber anders. Sie sah bald, trotz ihres Widerwillens, wie fleißig das Kind war, wie es überall die Augen offen hielt für den Nutzen des Hauses, und ward milder gegen es gestimmt. Die alte Frau wurde gebrechlich und

*) Kleine Kiste.

hinfällig, sie konnte wenig mehr arbeiten, es war ihr eine Erquickung, im Sonnenschein auf der Bank vor der Hausthüre zu sitzen. Der Bäurin fiel es nicht ein, der Mutter diesen Ruhesitz zu mißgönnen, zudem hatte diese noch ein schönes Kapital in Händen, über das sie frei verfügen konnte, und mußte schon deßhalb ästimirt werden; aber die alte Frau konnte sich nicht mehr allein auskleiden, nicht mehr allein die Treppe von ihrem Stübchen herabkommen, da dauerte es oft lang, bis eins Zeit fand, hinaufzugehen und zu helfen. Kam sie dann lang nicht, so hieß es wohl: „Herr je, wo ist d'Ahne? Liese, bist du nicht bei ihr gewesen?"

„Nein, ich hab' glaubt, d'Hanne sei 'nauf;" und die Hanne meinte, die Frau sei oben gewesen.

Das Margetle, die jetzt früh mit ihren Schafen auszog, hatte das nicht gleich bemerkt, an den Tagen aber, wo sie nicht fort konnte, sah sie bald, wo es der Ahne fehlte, und von da an fand sie jeden Morgen Zeit, der alten Frau herunter zu helfen, so daß sie mit dem ersten Sonnenstrahl schon behaglich auf ihrem Bänkchen saß.

Die Ahne hörte übel und hätte doch nach Art alter und tauber Leute gar gerne gewußt, was verhandelt wurde. Wenn's in der Spinnstube laut und lustig herging, und über einem Spaß ein schallendes Gelächter anging, da sah sie so begierig von Einem zum Andern und fragte auch wohl: „was? wie? was hat er gesagt?" Hie und da schrie ihr dann Eines wohl ein paar Worte in die Ohren, sie merkte aber wohl, daß das nicht Alles war, und oft war es ihnen gar nicht der Mühe werth, es zu wiederholen. Jetzt aber setzte sich das Margetle mit ihrer Kunkel dicht neben die Ahne, sie hatte eine Stimme wie eine Glocke, und berichtete ihr Alles, was geredet

wurde, in so drolliger Weise, daß bei den Andern ein neues Gelächter entstand und die Ahne oft die Heiterste in dem ganzen Kreis war. Am Sonntag führte sie sie noch etwas weiter, in's Hausgärtlein, wenn sie auch den Kirchgang drob versäumen mußte, und las ihr das Evangelium und ein schönes Lied, auch eine Predigt oder ein Gebet aus dem Habermännlein, und das alte Weib und das junge Mädchen wurden immer mehr gut Freund mit einander.

Es war die helle Gutherzigkeit, die das Margetle bewog, sich der Ahne anzunehmen, doch hatte sie noch einen Grund, warum sie sich am liebsten zu ihr hielt: sie konnte mit ihr am meisten von ihrer seligen Mutter plaudern, die sonst bei Jedermann vergessen schien. Es war freilich auch nicht viel, was die Ahne von ihr wußte: „Deine Mutter ist hier geboren, aber im vierzehnten Jahr schon fortgekommen, ihr Gedächtniß in Ehren, aber sie war so ein Bischen etwas Hoffährtiges, ihr Sinn stand nach der Stadt, — es hieß, sie sei in vornehme Dienste gekommen und sei mit einer Herrschaft weit fortgezogen, man hat gar lang nichts mehr von ihr gehört.

„Endlich ist sie wiederkommen, viele Jahre nachdem sie von hier fortgegangen war, aber es sah nicht aus, als ob ihr's gut gegangen wäre, sie sah krank aus, sie habe die Blattern gehabt, war auch voll Narben, man sah's wohl. Du warst ein klein miserabel Tröpflein, vielleicht zwei Jahr alt. Wer dein Vater gewesen, weiß ich nicht so recht, glaub' ein Soldat, sie hat nicht viel davon geredet, auch von ihrer Herrschaft nicht, sie sagte nur, daß diese nicht schön an ihr gehandelt habe. Sie war von den Blattern fast blind geworden und konnte nur noch spinnen, weil sie aber eine Ausbundspinnerin war, so hatte sie bei uns das ganze Jahr Arbeit. Gesund

ist sie nimmer recht geworden, und wie sie gestorben ist, hat dich meine Söhnerin dabehalten; war mir zuerst nicht recht, aber jetzt ist's gut, daß du da bist."

Mehr erfuhr Margetle nicht von dem Schicksal ihrer Eltern, aber sie dachte viel darüber nach und mußte sich die großen Lücken mit allerlei seltsamen und thörichten Gedanken ausfüllen; die Königin mit der goldenen Krone aus ihrem Traum fiel ihr, sie wußte nicht warum, oft dabei ein und allerlei wunderbare Geschichten, die sie schon gelesen von vornehmen Kindern, die in Niedrigkeit erzogen worden waren. Zumal wenn sie allein mit den Schafen auf der Waide war, kein Geschäft als ihren Strickstrumpf und ihre Gedanken, wurden solche Träume in ihr wach; dann fiel ihr aber wohl auch ein Spruch ein, den predigte sie sich mit lauter Stimme wie ein Pfarrer: „Liebes Kind, bleibe gern im niedrigen Stande, denn das ist besser denn Alles, was die Welt nachtrachtet," und sie flocht sich wieder einen Blumenkranz und lachte und sagte: „das ist auch eine Krone."

II.

Manch schönes Jahr war über dem Hof und seinen Bewohnern hingegangen, seit Margetle zum erstenmal ihren königlichen Traum kund gegeben hatte. Sie war immer noch das arme Margetle, aber sie war dabei zur schönen, kräftigen Jungfrau erwachsen: ihr helles Auge hatte sich nicht getrübt, und ihre geschickte Hand war nur

geschickter und flinker geworden. Sie war gar eine nette, appetitliche Person, und wenn sie nur den Stall putzte oder Dünger spreitete, so sah sie dabei sauberer und reinlicher aus, als manch Andere auf dem Tanzboden. Eine kleine Königin war sie doch, obgleich die demüthige Magd des Hauses. Der Bauer that nichts ohne ihren Rath, wenn er's gleich nicht merken lassen wollte; die Bäurin ließ Haus und Hof ruhig unter Margetle's Aufsicht, wenn eine Taufe oder eine Kirchweih sie einmal veranlaßten, über Feld zu gehen; die Dienstboten hatten sie alle lieb, weil sie sich keiner Arbeit entzog und keinen Verdruß machte, und der Ahne, die nur selten noch das Kämmerlein verlassen konnte, war sie ihr Herzblatt.

Und doch hatte sie keine goldenen Tage und weniger als sonst hörte man ihren fröhlichen Gesang durch's Haus. Nicht Allen im Haus war sie gleich lieb, nicht Alle hatten sich die kleine Königin unterthan machen können. Liese war nun auch erwachsen und wäre gar zu gern eine schöne Jungfer gewesen. An ihrer Bemühung lag's nicht, wenn sie nicht allenthalben bewundert wurde: sie hängte die buntfarbigsten Tücher um sich und einen halben Kramladen von Bändern und Krägen und Nustern, aber es hatte, wie man so sagt, nichts eine Art an ihr; wenn sie Sonntags in ihrem neuen, rothen Kleid einherstolzirte, riefen die Buben hinter ihr: Feurio! und das Margetle in ihrem Kittel und kurzen Rock und dem schwarzen Bandhäubchen sah tausendmal hübscher aus. In allen Geschäften war Liese täppisch und ungeschickt und mehr als einmal konnte sie in die Ohren hören: „wenn da die Jungfer nur halb so viel nutz (brauchbar) wäre wie die Magd.“ Auf Tänze ging Margetle nie, und Liese sehr oft, da wurde sie aber gar manchmal gefragt: „warum

habt Ihr's Margetle nicht mitgebracht?" und das ärgerte sie gewaltig, daß man nach so einem Gott'swillenkind nur frage. Aber das ließ sich nicht ändern, das Margetle hatte einen Anstand und bei aller Freundlichkeit doch so ein sicheres Wesen, daß man sie gar oft für die Tochter vom Hause hielt, wenn diese in ihrem Staat daneben stand. Das ärgerte Liese, sie haßte Margetle darob und that ihr zu Leid, was sie konnte, und das Gefühl, von Jemand gehaßt zu werden, ist ein fressender Wurm an einem warmen Herzen, wie unverdient auch der Haß sei.

Mit Georg war es anders, der war längst ein stattlicher Bursch und ein tüchtiger Bauer, wenn er auch von stillem Wesen war und wenig Worte machen konnte. Er war im Alter, sich zu verheirathen und sein Vater wünschte, daß er eine recht reiche, angesehene Bauerstochter in's Haus führe. Dazu war er aber nicht zu bringen, wie oft ihn auch der Vater in Häuser der Gegend führte; als endlich die Eltern darüber verdrüßlich waren, sagte er der Mutter im Vertrauen: „Mutter, ich will Euch nicht zuwider thun und kein Weib nehmen ohne Euren Willen, aber wo ich hinkomme, sehe ich eben Keine wie das Margetle, so fromm und so fleißig, so gescheidt und so säuberlich; ich weiß wohl, daß ich die nicht nehmen darf, aber so lange ich so Keine finde, will ich lieber gar nicht heirathen." So unschuldig nun Margetle daran war, so waren eben doch die Eltern böse, daß das arme Kind nun verhindern solle, daß ihr Sohn ein Weib heimführe, wie sich's für einen rechten Bauern gehöre. Liese merkte es auch, und so dumm sie sonst war, war sie doch pfiffig genug, die Eltern aufzureizen: ja, die Margaret sei die Allerlistigste und könne sich überall einschmeicheln, bei der Großmutter werde sie

einen sicherlich noch um's Erbe bringen, und sie, die Liese, suche sie auch überall zurückzudrängen, es werde nicht Ruhe im Haus, so lang sie da sei.

Margetle merkte bald, wie anders Alles gegen sie sei, und sah die Ursache. Es war ihre Sache nicht, in Trübsal hinzuleben, so lang es einen Ausweg gab, und auf den besann sie sich.

An einem besonders schönen Sonntag saß die Ahne wieder einmal im Gärtchen, und Margetle las ihr aus der Bibel vor. Sie waren an der Geschichte des Abraham, wie der Herr den Ruf an ihn ergehen läßt: geh' aus deinem Vaterland und aus deiner Freundschaft in ein Land, das ich dir zeigen will! Margetle ließ das Buch in Schooß sinken und fragte: „Was meinet Ihr, Ahne, wenn ich auch ausginge in ein Land, das mir der Herr zeigen wird?"

„Was meinst, Mädle?" fragte die Großmutter erschrocken, „wirst doch nicht auswandern wollen?"

„Das nicht, ich wüßte nicht, woher ich's Geld dazu nehmen sollte, aber die Frau, der ich Butter bringe in der Stadt, weiß einen guten Dienst für mich, da dachte ich, ich wolle mich verdingen, weil's hier eben doch nicht mehr ist, wie's gewesen;" und sie fing an zu weinen.

„Hast recht, arm's Tröpfle, 's ist nicht mehr so," sagte die Ahne, „das merk' ich, so alt und so dumm ich bin; du bist unschuldig an Allem, und du hast Recht, daß du gehst, du kommst überall unter. Wie's mir geht, wenn du fort bist, das weiß unser Herrgott, ich weiß wohl, warum sie dich von mir wegbeißen, sie sollen sich aber brennen (gewaltig täuschen). Geh' du nur in Gottesnamen."

Als die Bauersleute Margetle's Entschluß hörten, erschracken

sie, denn sie wußten wohl, daß Niemand ihr wachsames Auge und ihre geschickte Hand ersetzen könne. Sie rechneten ihr's zuerst für Undank, daß sie sie jetzt verlasse, wo man so viel an ihr gethan und sie „aus dem Gröbsten herausgerissen habe.“ Nach näherer Ueberlegung fanden sie aber doch, daß es das Beste sein werde und gaben ihre Einwilligung.

Als Margetle's Abschiedstag kam, da schien Alles vergessen, und es war eine Trauer auf dem Hof, als ob man eine geliebte Leiche forttrüge. Die jüngeren Kinder hingen schreiend an ihren Kleidern und wollten sie nicht fortlassen; die Bäurin steckte immer wieder etwas in ihr Reisebündel, ein paar Ellen Leinwand, etwas dürr Obst, weil's in der Stadt so hungrig zugehe, und suchte dadurch ihre Liebe zu zeigen und ihre Betrübniß zu verbergen; der Bauer und Georg hatten in der Frühe schon Adjeu gesagt, weil sie auf den Acker gefahren waren; unter dem Vorwand aber, er habe etwas vergessen, kam der Bauer wieder zurück, und als er dem Margetle die Hand noch einmal gab, drückte er einen Thaler hinein: „da, das hast zum Andenken, und wenn dir's nicht gut geht, so komm wieder, zu jeder Stund, bei Tag oder Nacht, du weißt, wo du daheim bist.“

Auch die Knechte und die Hausmagd weinten mit (seit Margetle erwachsen war, hielt man nur noch Eine Magd auf dem Hof), nur Liese blieb in der Stube und gab Margetle kaum die Hand, als diese ihr die ihre bot mit den Worten: „Adjeu, Liese, verzeih' mir, wenn ich dir etwas Leids gethan hab' und trag' mir's nicht nach.“

Sie stieg noch hinauf in das Stübchen der Ahne, die war am tiefsten betrübt.

„Mit mir dauert's nimmer lang, wenn du fort bist," sagte sie, „behüt' dich Gott, er lasse dir's wohl gehen, an mir allein hast du den Himmel verdient."

„Ahne, ich hätte noch eine Bitte," sprach Margetle.

„Ja, was denn?"

„Ahne, ich weiß, daß Ihr noch eigen Vermögen habt, und daß Ihr's gut mit mir meint; wenn Ihr im Sinne habt, mich mit etwas zu bedenken, so bitt' ich Euch ernstlich: laßt das gehen. Ich nehm's für empfangen an; aber 's ist mir recht ernst, wenn ich Euch das bitte, nicht wahr, Ihr thut mir's zu lieb."

„Du Einfältig's, das hab' ich noch Niemand bitten hören, jetzt bist freilich noch jung und stark, aber es wird eine Zeit kommen, wo du froh sein würdest an einem Nothpfennig."

„Wenn ich bete und arbeite, so lang ich kann, so wird mich der liebe Gott im Alter auch nicht darben und betteln lassen, das weiß ich gewiß. Sie sollen mir nicht nachsagen, daß ich Euch um des Erbes willen gepflegt und in Ehren gehalten habe."

„So, da sitzt's! ja, du hast nicht Unrecht, und ich will dir den Willen thun. Einen Hochmuth hast aber doch, gelt, die Königin steckt dir noch im Kopf? Mädchen, laß dich nicht vom Teufel berücken und mach keine dummen Streiche, wenn dir das Vornehmsein im Kopf steckt."

„Wenn der liebe Gott etwas Besonderes mit mir vorhat," sagte Margetle mit blutrothem Gesicht, „so wird er selbst Wege finden, ich suche sie nicht."

„So, so," murmelte die Alte vor sich hin, „so, so, da denkt sie noch dran. Los (hör'), Margetle, vermachen will ich dir nichts,

wenn du so willst, aber da ist mein Gesangbuch mit dem Silber-Beschläg, das schenk' ich dir zum Andenken; ich hab' noch das alte von meiner Mutter; ich brauch's nicht, und einen Vers hab' ich für dich aufgeschlagen und gezeichnet, den merk' dir, wenn dir vornehme Gedanken in Kopf steigen, das ist die rechte Vornehmheit."

Margetle las:

Schenke, Herr, auf meine Bitte
Mir ein königlich Gemüthe,
Einen königlichen Geist,
Mich als dir vermählt zu tragen,
Allem freudig abzusagen,
Was nur Welt und irdisch heißt.

Das ging ihr tief in die Seele. Sie schied unter den Segenswünschen der Alten; die Kinder gaben ihr das Geleite fast bis an's Ende der Markung; als sie auch von denen Abschied genommen hatte und allein ihres Wegs ging, sieh, da stand an einem Baum noch der Georg, der konnte aber nicht sprechen vor Weinen; er streckte ihr nur noch die Hand dar. Auch dem Margetle war das Herz gar schwer: „Behüt dich Gott, Georg, sei ein guter Sohn zu deinen Eltern," — mehr konnte sie auch nicht sagen.

Wie sie aber mit ihrem schweren Herzlein gegen die Thore der Stadt kam und ihr bang werden wollte unter dem Getrieb der vielen Leute, da hörte sie mit allen Glocken zusammenläuten, sie wußte nicht warum, da es nicht Kirchtag war, war vielleicht eine Leiche, ihr aber machte der Glockenklang ein getrostes Herz: „überall ein Himmel über Einem, und überall eine Kirche," dachte sie, „da ist man nicht zu allein."

Und guten Muthes, wenn auch recht bescheiden, zog die junge Königin ein in ihr neues Reich.

III.

Das Stadtleben und das Stadtgeschäft war eine neue Welt für Margetle und sie brauchte eine Weile, bis sie festen Fuß darin gefaßt hatte, doch nicht zu lange; wer seine Freude darin sucht, eine anvertraute Arbeit recht zu thun, der wird nicht lange ungeschickt darin bleiben. Die Frau Obristin, bei der sie im Dienst war, rühmte bald, wie sie noch nie ein so williges und fähiges Mädchen gefunden, und der Herr Oberst lobte das sittsame, entschlossene Wesen, mit dem sie sich bei jungen Leuten in Respekt zu setzen wußte. Wie eine Dame sich ihres geschmückten Salons freut, so freute sich Margaret ihrer schönen, blanken Küche, und so sparsam sie sonst im Interesse ihrer Herrschaft war, so wußte sie doch ihrer Herrin immer etwas abzuschwatzen zu hübschem neuem Küchengeräth, das ihr noch fehlte.

Sie blieb aber gar nicht lang in der kleineren Stadt, die nicht fern von dem Bauernhof lag; der Herr Oberst wurde in die Residenz versetzt, und nur ein einziges Mal war sie noch auf den Hof gekommen, nach dem sie doch immer ein wenig Heimweh hatte. Sie hatte die Ahne sterbend verlassen, und es war ihr fast ein Trost, daß sie die gute Alte in ihrer Ruhe wußte, ehe sie so viel weiter fortzog.

Da machte Margetle Augen, als sie die breiten Straßen und prächtigen Häuser der Residenz sah, und gar das Königsschloß! sie mußte lachen, wenn ihr ihr alter Traum einfiel.

Sie wohnten in einem großen, vollbewohnten Hause, da fehlte es nicht an Umgang mit gebildeten Stadtmägden, die die Neue mit den Herrlichkeiten und Genüssen der Stadt, soweit sie ihnen zugänglich waren, bekannt machen wollten; auch sonst mit allerlei kleinen Vortheilen. „Gehen Sie auf den Markt?" fragte die Magd vom Parterre, die eben auch den Korb am Arm hatte.

„Ja," sagte Margetle, der es höchst unbequem war, daß sie mit ihren Standesgenossen per Sie sprechen sollte, und die daher gleich das Du einführte.

„Wie viel hast du Marktgeld machen können in L.?" fragte die Stadtmagd wieder.

„Marktgeld, was ist das?"

„Ach, stell' dich nicht so dumm, das weiß man überall; weißt, Butter und Eier sind immer zu verschiedenen Preisen auf dem Markt, da kauft man natürlich so wohlfeil als möglich, der Frau aber rechnet man immer ein paar Kreuzer weiter, ganz mit Recht, es ist ja unser Verdienst, daß wir so wohlfeil eingekauft haben, das gibt dann jede Woche etwas; du glaubst nicht, was das im Jahr für ein nettes Geld gibt, und die Frau merkt und spürt gar nichts davon."

Margetle fühlte gar keine Versuchung zu solcher Unredlichkeit, ihr graute davor; aber sie dachte im ersten Augenblick, es sei wohl um des Friedens willen besser zu schweigen, und zu thun, als ob sie nicht viel dagegen hätte; da regte sich aber der „königliche Geist" und sie sagte: „Behüt' mich Gott davor, das ist gestohlen, so gut,

als ob du es deiner Frau aus der Kasse nähmest. Fürchtest du nicht, daß diese unrechten Kreuzer dir den verdienten Gulden fressen?“ Und sie wandte der neuen Bekanntschaft den Rücken und suchte allein ihren Weg auf den Markt.

Eine andere neue Bekannte lud sie ein zu einer Sonntagsbelustigung, zum Spaziergang in einen Biergarten. Es war ein sonnenheller, schöner Tag, so von den schönen Märztagen; Margetle, die immer noch Heimweh nach der frischen, freien Luft hatte, willigte gern ein. Zuerst war's auch ganz nett, die Mädchen setzten sich in's Freie, lachten und plauderten, doch kam's dem Margetle eben gar nicht wie Sonntag vor, die stille Sabbathfeier auf dem Dorf, wo Alles Ruhe athmet, kam ihr wehmüthig zu Sinn. Später kamen Soldaten und machten ihre Spässe mit den Mädchen; es wurde getrunken, es wurde getanzt; ein flotter Obermann wollte dem Margetle die Ehre anthun, sie zur Tänzerin zu holen; die Tanz-Musik klang recht lockend, aber in ihrer Seele klang ein anderer Ton:

Einen königlichen Geist,
Mich als dir vermählt zu tragen,
Allem freudig abzusagen,
Was nur Welt und irdisch heißt.

„Ich danke,“ sagte sie, „am Sonntag tanze ich nicht.“

„Ach,“ sagte der beleidigte Obermann, „die Jungfer wird sich verirrt haben, sie wird haben in die Pietistenstunde gehen wollen.“

„Ich glaub' selbst, daß ich mich verirrt habe,“ erwiederte Margetle ruhig und ging aus dem Garten.

So wild und lärmend die Gesellschaft war, wagte doch Keines, ihr nachzugehen oder sie zu verhöhnen.

Die Frau Oberstin war eine gute Frau, aber sie hatte sehr viele Bekannte und war beständig eingeladen in Visiten und zu Landpartieen; sie lamentirte sehr darüber, aber sie ging doch, und ihre Kinder waren gar oft sich selbst überlassen. Werktags waren sie in der Schule und Sonntag Nachmittags besuchten sie andere Kinder und wurden von den Eltern mitgenommen, aber Sonntag Vormittags war gewöhnlich der größte Lärm, weil sie sich nie um die Spielsachen vertragen konnten.

„Marie!“ rief Alfred, „was thust du mit den Bauhölzern, Mädchen bauen nicht, gib sie mir im Augenblick!“

„Ja, aber dann mußt du mir meine Porzellan-Figürchen geben!“

„Nein, die brauch ich gerad', die müssen auf dem Altan herumstehen, wenn mein Haus gebaut ist!“

Ehe noch dieser Streit entschieden war, schrie die kleine Melanie, der Gustav ihre geputzte Puppe genommen hatte, um ihr einen Schnurrbart zu malen; Marie warf aus Rache dem Alfred sein halberbautes Haus ein, kurz, es war ein kleiner Krieg, der sich fast jeden Sonntag in verschiedenen Formen wiederholte. Dem Margetle that das schon lang weh. Auf dem Dorf waren die Kinder auch keine Engel gewesen, aber doch hatte die Bäurin nie Lärm und Streit am Sonntag gelitten.

„Bscht, Kinder, s' ist Sonntag!“ war ein Ruf, dem sie immer zu folgen gewohnt waren.

Eines Sonntag Morgens tummelte sich Margetle, recht bald fertig zu werden und in die Kinderstube zu kommen; die Kinder hatten sie Alle sehr lieb. Sie traf wieder den alten Lärm und

sollte gleich verschiedene Zwistigkeiten entscheiden. „Ei was,“ meinte sie, „das G'spiel ließe ich ganz bleiben, ihr habt ja nur Streit darum, da ist's bei uns Kindern auf dem Hof viel netter am Sonntag gewesen, und wir haben nichts zum Spielen gehabt.“

„Ja, das wird schön gewesen sein,“ meinte Alfred geringschätzig.

„Ja, erst noch,“ sagte Margetle, „weil man uns nicht in die Kirche mitgenommen hat, so haben wir daheim Kirchles gespielt; die Laube im Garten ist unsere Kirche gewesen, dann haben wir zuerst gesungen, — ich glaub', ihr könnt' gar nicht singen?“

„Nicht singen!“ rief Marie, „und ich habe doch schon Stunde bei Madame Milano!“

„Und wir singen immer in der Schule,“ sagte Alfred stolz.

„Je nun, so wollen wir einmal einen Choral singen,“ schlug Margetle vor, „einen recht schönen: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern,“ gebt Acht, ich will vorsingen.“

Und Margetle, die zwar keine Schule, aber eine schöne, klare Stimme hatte, hub an, die Kinder stimmten ein, selbst die Kleinen; es gab eine etwas kuriose Musik, aber sie waren Alle höchst vergnügt dabei, besonders die Melanie und der Gustav.

„So, jetzt wollen wir auch etwas lesen,“ sagte Margetle.

„Ist recht,“ bewilligte Alfred gnädig, „da oben ist das Mährchenbuch.“

„Ach was, das ist doch verlogenes Zeug,“ meinte Margetle, „das ist nichts für den Sonntag, gebt Acht, ich hole euch meine Bibel und lese vom Joseph, das ist schön.“

„O, das wissen wir schon lang!“ riefen Alfred und Marie, „das ist langweilig.“

„Langweilig? da wißt ihr's schlecht, das ist so schön, wie keine andere Geschichte; ihr habt's gewiß noch nicht in der rechten Bibel gelesen, hört nur einmal."

Margetle brachte ihre Bibel, die Kinder willigten ein, und sie fing an vorzulesen. Aber das Vorlesen war gerade ihre Stärke nicht, obgleich sie der Ahne viel und oft gelesen hatte. Alfred meinte, er wolle besser lesen; und es ist wahr, er las so deutlich und ausdrucksvoll, daß ihn Margetle sehr bewunderte. Marie wollte sich auch hören lassen; die Kleinen, die die Geschichte nicht wußten, hörten mit großer Begierde und Verwunderung zu, darüber freuten sich die Großen, „ja, gebt Acht, wie schön es erst noch kommt!" und sie ergötzten sich an ihrer Ueberraschung; der Sonntag Morgen verging so schnell, wie noch keiner. Am nächsten Sonntag wollten sie schon von selbst wieder Kirchles spielen, und dabei fiel doch im Ernst mancher gute Samen in ihre Herzen. So hatte sich Margetle wieder ein kleines Reich gegründet.

In den ersten Tagen des neuen Aufenthalts hörte sie Morgens, als sie die Zimmer heizte, vom obern Stock ein entsetzliches Husten, Pusten und Räuspern, so daß sie endlich hinaufging, um nachzusehen, ob jemand krank sei.

Da saß ein alter Herr in einem ziemlich zerrissenen, schmutzigen Schlafrock im Ofenloch und blies an einem Feuer, das immer rauchte und nicht brennen wollte.

„Sie wollen einheizen?" fragte Margetle.

„Freilich, und es brennt nicht!" seufzte der aus dem Ofenloch, „so ein eigensinniges Feuer ist mir nicht vorgekommen."

„Lassen Sie mich einmal hin," bat Margetle. Der alte Herr

schlüpfte mit Vergnügen heraus, Margetle legte Holz und Spähne besser zurecht und ein kräftiges Blasen aus ihren gesunden Lungen brachte alsbald das Feuer zum lustigen Brennen, worüber der alte Herr höchst vergnügt und zufrieden wurde. Margetle erbot sich, wenn es ihre Frau erlaube, ihm alle Morgen diesen kleinen Dienst zu leisten. Die Frau Oberstin hatte nichts dagegen.

„Du kannst ihm thun, was du willst, bekommen wirst du nichts dafür, denn er soll blutarm sein."

Daran hatte Margetle noch gar nicht gedacht.

Dem Herrn Doktor Wurmser droben war eine große Last abgenommen, seit eine so willige Hand sein Zimmer wärmte; er war Margetle sehr dankbar und schloß bald nähere Bekanntschaft mit ihr. Er war ein alter, gelehrter Herr, ein Schriftsteller, nicht eben ein Adler, aber einer vom Bienengeschlecht, er schrieb und schrieb unermüdet: Jugendschriften, Volksschriften, Andachtsbücher, die trug er Alle zusammen aus einer Masse von alten und neuen Büchern, die seine ganze Schlafkammer und sein Wohnzimmer so anfüllten, daß kaum sein Schreibpult und sein Bett aus dem Büchermeer hervorragten. All seine Schriftstellerei aber brachte ihm nicht ein, was ihn nur die Bücher schon gekostet hatten; er war arm und hatte keine Seele auf der Welt. Seine ganze Bedienung war ein kleiner Bube, der dreimal in der Woche kam, um Ausgänge für ihn zu machen; sein Bett machte er selbst, seine Stube reinigte weder er noch sonst Jemand; der Hausbesitzer fürchtete schon lang, die Zimmer werden im Schmutz zu Grunde gehen, aber er mochte den stillen, friedfertigen alten Herrn nicht vertreiben.

Das war ein Fest für das säuberliche Margetle, als sie an

einem freien Nachmittag Erlaubniß erhielt, dem alten Herrn seinen Bücherstall zu misten, wie sie sich ausdrückte. Sie schickte den Herrn Doktor spazieren und lüftete und stäubte ab und fegte, daß es eine Art hatte, dazwischen blieb sie oft stehen und schlug die Hände zusammen oder lachte hell auf über dem Wust und der Büchermenge; der alte Herr schlug freilich auch die Hände zusammen, als er sah, wie sie unter seinen Büchern gehaust hatte; sie standen zwar in schönster Ordnung beisammen, aber ohne alle Rücksicht auf den Inhalt, nur wie der Einband zusammenpaßte, Geographie neben Gebetbüchern, Alles durcheinander. Nun, er hatte wohl Zeit, sie wieder zu ordnen, und es war ihm doch unbeschreiblich wohl, seit er wieder frische, reine Luft schöpfen und durch die hellen Fensterscheiben den Himmel sehen konnte.

Das Margetle wurde sein großer Liebling, er liebte sie wie eine Tochter, und da er ihr sonst nichts zu gut thun konnte, so lieh er ihr Bücher, so viel sie nur wollte. Das war ihr eine große Freude, nur fand sie leider nicht viel Zeit zum Lesen.

Den Sonntag Nachmittag aber hatte sie, abwechselnd mit der Hausmagd, frei. Da setzte sie sich dann nach der Kirche in die Laube am Hausgärtchen, und wählte aus den schönen alten Andachtsbüchern des Doktors eines und hielt so recht Sonntag in ihrem Herzen. Die Magd vom Parterre, die ihr lange feind gewesen war, hatte sich doch seit jenem Gespräch vor dem Marktgang beständig innerlich beunruhigt gefühlt, allmälig näherte sie sich Margetle, die ihr, da sie ihren Sinn erkannte, nun mit herzlicher Liebe entgegenkam; andere Dienstmädchen aus der Nachbarschaft schloßen sich mit der Zeit an und theilten Margetle's Sonntagserbauung; hie

und da machten die Mädchen auch an schönen Sonntagen einen stillen Spaziergang zusammen, oder versammelten sich bei Einer, die eine etwas größere Kammer hatte, und sangen schöne Lieder; und sie fingen ihre Woche nachher viel frischer und fröhlicher an, als die Andern, die auf einer Lustpartie ihre Zeit und ihr Geld verloren hatten. Und ohne es gewußt und gewollt zu haben, war Margetle wieder die Königin dieses kleinen Kreises.

IV.

Der Doktor nahm immer größeren Antheil an dem Mädchen, es schien ihm etwas ganz Besonderes in ihrem Wesen zu liegen; er konnte nicht glauben, daß sie wirklich das Kind armer Dorfleute sein solle. Margetle plauderte gern mit dem alten Herrn, und erzählte ihm, was sie wußte, von ihrer Kinderzeit, von dem Hof, nach dem sie immer noch Heimweh hatte, von der fröhlichen Zeit, wo sie Schafe gehütet, und auch einmal von ihrem Königstraum und wie sie darob verlacht worden sei. „Und was das Dummste ist, Herr Doktor," schloß sie, „daß ich selbst habe nun und nimmer den Traum vergessen können, und daß er mir allemal wieder einfällt, wenn ich lang glaube, jetzt sei ich mit fertig."

„Wirklich, in der That?" fragte der Doktor, der selbst viel mehr in der Welt seiner Bücher, als in der wirklichen lebte, und daher leicht an wunderbare Begebenheiten glaubte, und fuhr nachdenklich fort: „ja, ja, etwas Besonderes ist an dir, wenn's auch

nicht gerade zu einer Königin reicht; wer waren denn eigentlich deine Eltern?"

Margetle berichtete getreulich, was sie durch die Ahne von ihrer Mutter gehört hatte.

„So, so," sagte der Doktor wieder, „ja, da ist doch viel Unergründetes dabei; sag' mir, Kind, ist denn nichts unter deiner Mutter Nachlaß, das Aufschluß geben könnte über ihre Vergangenheit?"

„Ja, da ist nichts, als was ein armes Weib eben hinterlassen kann; die Mutter hat vorher gar viel aus Armuth verkauft, mit ihren alten Kleidern hat man mich nach und nach montirt; ja, fällt mir ein, ein feines, feines Nastuch ist darunter, ganz schön gestickt mit einer Krone, und ich selber hab' ein gar schönes Nuster (Halsband) mit einer goldenen Dukat dran; das hab' ich als Kind lang getragen, es sei für die Augen gut, hat die Mutter gesagt, und ich hab's von meiner Dote (Pathe), wer aber die Dote gewesen ist, weiß ich nicht."

„Hast du die Sachen hier?" rief in großem Eifer der Doktor, dem die Angelegenheit immer wichtiger wurde.

„Ja, aber ganz unten in meiner Kiste, Sonntag will ich's Ihnen zeigen, jetzt muß ich hinunter, ich habe zu lang geschwatzt."

„Nur eins noch, Kind!" rief der Doktor, als sie ging, „hast du nicht auch ein Muttermal an dir, ein Zeichen wie eine Rose oder so? das führt oft zu Entdeckungen."

„Ei bewahre," sagte Margetle und wurde roth, „ich bin säuberlich am ganzen Leib, da ist nirgends kein Fleckchen," und eilig sprang sie hinab.

Der Doktor brachte die Sache nicht aus dem Sinn, alle wunderbaren Begebenheiten von geraubten, verlorenen und ausgesetzten Kindern, die er schon gelesen und in seine Sammlungen gebracht hatte, fielen ihm ein, der Kaspar Hauser und alles Mögliche, und je mehr er den sichern Anstand des Mädchens, ihre natürlichen Fähigkeiten und ihre Scheu vor allem Gemeinen erwog, desto gewisser wurde ihm, daß sie nicht das Kind einer armen Spinnerin sei. Ein adeliches Aussehen hatte sie zwar gerade nicht: sie war gesund und stark und rothbackig, eine untersetzte Gestalt, nicht zart und schlank, wie man sich Prinzessinnen denkt, „aber das macht die Erziehung, die schwere Arbeit," dachte der Doktor, „ein paar Augen hat sie doch, wie die Sonne."

So wenig der Doktor mit der Welt lebte, so genau studirte er doch die Zeitungen und die Wappenkunde nebst der Genealogie aller fürstlichen und gräflichen Häuser, und hoffte daher, wenn er einige Anzeichen hätte, leicht dem Geheimniß auf die Spur zu kommen.

Auch Margetle, so oft sie sich selbst darüber auslachte und sich die Sache aus dem Sinn schlagen wollte, mußte Tag und Nacht an des Doktors Vermuthungen denken, und konnte selbst kaum den Sonntag erwarten, wo sie ein ruhiges Plauderstündchen mit dem alten Herrn finden könnte. Die Kirche wollte sie deßhalb doch nicht versäumen, aber es ist zu fürchten, daß sie nicht so andächtig war, wie sonst, denn in der Tasche hatte sie die zwei wichtigen Erbstücke, die sie denn nach der Kirche dem Doktor vorlegte, der seine schärffste Brille aufgesetzt hatte, um sie gehörig zu untersuchen.

Das Sacktuch war etwas vergilbt, aber vom feinsten Battist, in der Ecke war eine Grafenkrone und darunter die Buchstaben M. v. H. gestickt; „da haben wir's!" rief der Doktor, „wie käme das in Besitz einer armen Dorfspinnerin?"

„Aber sie war ja im Dienst, da könnte sie's von einer Herrschaft bekommen haben," wandte Margetle schüchtern ein.

„Paperlapap!" rief der Doktor ungeduldig, „solch ein Sacktuch schenkt man keiner Magd, und gestohlen hat deine Mutter nicht!"

„Gewiß nicht!" betheuerte das Mädchen.

„Nun zu Nr. 2," sprach der Doktor; es war ein Halsband von Bernstein, unten hing eine goldene Taufmünze, den Schluß bildete ein glattes, goldenes Schlößchen, auf dessen äußerer Seite ein äußerst fein gearbeitetes Wappen, auf der innern eine Schrift gravirt war, die Margetle nie hatte lesen können. Der Doktor studirte mit der Brille; endlich machte er einen Sprung: „richtig, richtig!" rief er wieder, „da steht Marguerite, Comtesse de Hohenstein, 1812, und das ist das Wappen derer von Hohenstein, eines der ältesten gräflichen Geschlechter, das Kollier ist dir natürlich als ein Wiedererkennungszeichen umgebunden worden, und du bist das Kind der Gräfin! Marguerite, das ist Margrethe, es trifft alles zu!"

„Aber warum sollte man mich denn . . . ?" fragte Margetle leise, es wurde ihr ganz schwindlich.

„Ausgesetzt haben, oder weggegeben, meinst du? Ach, da kann's vielerlei Gründe geben, Erbschaftsstreitigkeiten, Ehezwist, was weiß ich! Deine Geburt fällt ja noch in die Kriegsjahre, da hat's allerlei Durcheinander und Unruhe gegeben, es ist ganz klar."

Dem Margetle war's noch nicht klar, sie mußte sich setzen und

den Kopf auf die Hand stützen, es ist doch noch ein großer Unterschied zwischen Traum und Erfüllung.

Der gute Doktor aber war seiner Sache gewiß und voll Eifer. „Uebereilen dürfen wir nichts," sagte er, während er all seine Genealogien und Wappenbücher herbeischleppte, „ich muß jetzt erst die Familienglieder gründlich studiren, um der Geschichte auf die Spur zu kommen, die Sachen laß mir; und du geh' auf dein Kämmerlein und laß dir nichts merken, Kind, zu rechter Zeit soll's schon an's Licht kommen."

Margetle ging und war still, aber ruhig war sie darum nicht, eine ganze Welt von neuen Gedanken ging in ihrem Kopfe auf; zum erstenmal wurde sie wegen ihrer Zerstreutheit getadelt, und sie nahm es dazu noch gleichgültig auf; was würde die Frau Oberstin wohl sagen, wenn sie erführe, daß eine Gräfin indeß ihre Betten gemacht, ihre Schuhe geputzt und die Windeln gewaschen hätte?

Der Doktor war groß im Geschäft, er machte sogar Ausgänge, was eine Seltenheit war. Gegen Margetle war er still, nur einmal sagte er ihr: „steht Alles gut, Allem nach ist sie gefunden!" Am Samstag hieß er sie seinen alten Staatsrock, der von merkwürdiger Gestaltung war, ausklopfen, und ihm ein längst verschollenes Manschettenhemd unter seinem Weißzeug hervorsuchen. Margetle staunte über diesen Anstalten, er aber nickte ihr geheimnißvoll lächelnd zu und sagte nur: „Für dich, Kind, geschieht Alles, für dich."

Ein Stock mit silbernem Knopf wurde noch aus einer Kastenecke hervorgesucht, und in diesem Prachtaufzug humpelte er die Stiegen hinab und durch die Straßen, unbekümmert um das Gaffen der Leute und das Lachen der Gassenbuben.

Dießmal war Margetle mehr als neugierig, was wohl der Doktor von ihrer Herkunft in Erfahrung bringen werde, zum erstenmal ließ sie das Zimmer halbgeputzt stehen und wartete oben an der Stiege, bis er zurückkam. Er kam ziemlich bald zurück mit ganz rothem Gesicht und noch wichtigerer Miene, als zuvor.

„Fast ganz im Reinen!“ flüsterte er dem harrenden Margetle zu, „sieh nur, daß du heut Abend auf mein Zimmer kommst, ich hab' dir Wichtiges zu sagen.“

Ach, wie langsam verging dieser Tag und wie flink arbeitete Margetle, um es möglich zu machen, bald nach dem Abendessen zu dem alten Herrn zu kommen! Die Hand zitterte, in der sie ihr Lämpchen hielt; sie blies es aus und mußte sich gleich setzen, weil sie vor innerer Bewegung nicht ruhig stehen konnte.

„Nun, mein Kind,“ begann der Doktor, „sollst du Alles in Kürze erfahren. Ich habe bald in der Genealogie gefunden, daß eine Gräfin Margarethe von Hohenstein lebt, die, aus unserem Lande gebürtig, sich früher schon längere Zeit hier aufgehalten hat und später in's Ausland zog; sie hatte einige Kinder, die fast alle gestorben sind, die Notizen sind hier sehr ungenau, was gerade meine Vermuthung wahrscheinlich macht; und was das Merkwürdigste ist, sie hält sich eben jetzt in hiesiger Stadt auf. Ich habe das erfahren, geh' gleich drauf los, laß mich gestern bei ihr melden und legte ihr die Gegenstände vor, sagte ihr bloß, daß sie im Besitz eines armen Mädchens seien, das, auf dem Dorf erzogen, hier in Diensten stehe.“

„Nun, und was sagte sie?“ fragte Margetle glühend vor Erwartung.

„Sie war erstaunt, bewegt, nicht so sehr, wie ich erwartet hätte, aber vornehme Leute wissen ihre Gefühle an sich zu halten, besann sich eine Weile, dann sagte sie: „Darf ich Sie bitten, lieber Doktor, mir das Mädchen so bald als möglich vorzustellen?“ Das versprach ich natürlich und empfahl mich dann, hätte mein Lebtag nicht geglaubt, daß ich so gut mit hohen Herrschaften umgehen könne; ja, ja, das macht wohl, daß ich so lang mit einer kleinen Gräfin verkehre,“ setzte er lachend hinzu.

„Und glauben Sie denn wirklich, daß ich der Gräfin angehöre?“ fragte Margetle, die eigentlich schon mehr Gewißheit erwartet hatte.

„Glauben? da ist kein Zweifel! wofür wollte sie dich denn sehen? Gleich morgen habe ich versprochen, dich zu bringen, putz dich nur schön heraus!“

„Nun, morgen ist's eben geschickt, die Herrschaft fährt früh über Land und nimmt alle Kinder mit, da haben wir beide Mädchen freie Zeit.“

„So, gut; jetzt gute Nacht, Kind; wird bald zum letztenmal sein,“ sagte der Doktor wehmüthig.

Margetle ging, aber so müd sie war, sie konnte lange nicht einschlafen, und jetzt, wo ihr Traum Wahrheit werden sollte (denn eine Gräfin und eine Königin, das war in ihren Augen kein großer Unterschied), jetzt spürte sie mehr Bangen als Freude. Würde sie denn die vornehme Mutter anerkennen, sie, das arme, unwissende Bauernmädchen, würde sie sich denn nicht ihrer schämen müssen? Dann dachte sie freilich auch wieder an all das Glück, das ihr bevorstand, an das Erstaunen ihrer Herrschaft, der andern Dienst-

mädchen, und vollends des Hofbauern und der Bäurin, denen sie zur Tochter viel zu gering gewesen war, die würden Augen machen, wenn sie mit der gräflichen Mama angefahren käme! Aber der Georg fiel ihr ein, sie hatte erst in diesen Tagen gehört, daß der immer noch unverheirathet sei, das war doch ein treues Herz, und es müßte wohl schön sein, wenn sie jetzt als Gräfin den schlichten Bauernsohn erwählen würde. Aber das würde die vornehme Mama doch nimmermehr gestatten! In so vielen Gedanken schlief sie ein und schlief gesund bis zum frühen Morgen, wo ihr erst wieder der Gedanke auf's Herz fiel, was heut für ein wichtiger Tag sei.

V.

Die Herrschaft war abgefahren und Margetle kleidete sich an; das war heut keine leichte Arbeit. Gewaschen hatte sie sich schon, und das so sauber, als sollte es auf ein Jahr vorhalten, die Zöpfe geflochten und die Haare so schön glatt gekämmt wie Sammt; als sie aber an den übrigen Anzug kam, da schien's ihr zum erstenmal recht einfältig, daß sie bis jetzt ihrer Dorftracht getreu geblieben war, sie meinte, wenn sie nur auch städtisch gekleidet ginge, so wäre der Unterschied doch nicht so gar groß. Und doch hätte sie in keinem Anzug hübscher sein können, wie sie so mit dem alten Herrn dahin schritt in dem reinen, dunkeln Sonntagsanzug, das kleine Häubchen mit Bändern auf dem glänzend schwarzen Haar und die langen, schöngeflochtenen Zöpfe hinabhängend, dazu ein reiches Granatenhalsband, das sie sich erspart, und das frische, blühende, unschuldige

Gesicht mit den klaren, braunen Augen; selbst der alte Doktor sah sie mit Vergnügen an und meinte in seinem Herzen, die Frau Gräfin brauche sich ihrer nicht zu schämen.

Sie kamen in dem prächtigen Hotel an, wo die Gräfin wohnte; Margetle's Herz klopfte fast hörbar, als sie in dem Vorzimmer auf Einlaß warteten. Das Zimmer der Gräfin wurde ihnen geöffnet, die Dame war allein.

„Hier, Euer Excellenz, ist das besprochene Mädchen," sagte der Doktor und führte das schüchterne Mädchen hinein; „ich habe die Ehre, mich unterthänigst zu empfehlen," und so ging er fort, so eilig er nur konnte, obgleich ihm die Gräfin nachrief zu bleiben; er hielt es für viel passender, wenn solch ein Wiedersehen ohne Zeugen bleibe.

Die Gräfin, eine stattliche Dame von etwa fünfzig Jahren, in einem prächtigen blauseidenen Kleide, saß auf einem Lehnstuhl und grüßte das Mädchen freundlich; Margetle zitterte an allen Gliedern vor innerer Bewegung. „Setz' dich, Kind," sprach die Gräfin gütig, die Mitleid mit ihrer Schüchternheit hatte; „sind diese Sachen wirklich dein?"

„Gewiß und wahrhaftig," betheuerte Margetle.

„Du hast sie von deiner Mutter; wie hieß diese?"

„Christine Hillerin aus Bellburg."

„Hast du sie noch gekannt? wo ist sie gestorben?"

„Ich kann mir sie kaum mehr vorstellen, sie ist weit her aus dem Dienst gekommen, sie ist fast blind gewesen und nie recht gesund, da hat sie auf dem Tannenhof gesponnen, und wie sie gestorben ist, hat mich der Bauer behalten."

„Hat sie nie von ihrer früheren Herrschaft erzählt?“

„Nein, die Ahne auf dem Tannenhof wußte nur, daß sie gesagt habe, ihre Herrschaft habe nicht schön an ihr gehandelt.“

„Das mußte sie glauben,“ sagte die Gräfin mit Thränen in den Augen; „liebes Kind, diese Herrschaft war ich, du hast rechtschaffene Eltern gehabt, und der Segen ihrer Treue soll über dich kommen.“

Fast erleichtert sah Margetle zu der Gräfin auf, obgleich das so ganz anders kam, als sie gedacht hatte.

„Nun hör' mir zu,“ begann die Gräfin, „ich will dir Alles erzählen, es ist eine lange Geschichte.“

„Mein Mann, der selige Graf Hohenstein, war Offizier, und wir haben früher in hiesiger Stadt gelebt. Als wir später ein Gut bezogen, das uns in Bayern zugefallen war, nahm ich deine Mutter als meine liebste und brauchbarste Dienerin mit mir. Mein Mann hatte einen Soldaten, einen ehemaligen Kriegsgefährten, in seinem Dienst und die beiden Leute verheiratheten sich, nachdem sie uns lange und treu gedient hatten. Mein Mann hatte ihnen ein eigenes Häuschen bauen lassen und sie arbeiteten auf unserem Gute gegen reichlichen Lohn. Du warst mein Pathchen und ich habe dir selbst als Pathengeschenk die Bernsteinschnur umgehängt, die der Herr Doktor mir gezeigt.

„Da ließ sich mein Mann bereden, an dem unseligen Feldzuge nach Rußland Theil zu nehmen, dein Vater, sein alter treuer Genosse, zog mit ihm, ich ging mit meinen Kindern nach München und nahm deine Mutter mit mir, die mir längst mehr eine Freundin als eine Dienerin war und die Furcht und Hoffnung dieses unseligen Feldzuges treulich mit mir theilte.

„Im Juni waren die Krieger ausgezogen, im Dezember kam mein Mann zurück, fast ohne Kleider, krank, muthlos und allein. Dein Vater hatte ihm mit aufopfernder Treue durch alle Schrecken jenes entsetzlichen Kriegs zur Seite gestanden; einmal mußten sie in einer elenden Feldhütte Nachtrast halten, ihr Feuer erlosch, mein Mann war betäubt von Kälte und Mattigkeit, er fühlte nur noch wie im Traum, wie Hiller seinen eigenen Pelz, Alles, was er noch von Hüllen um sich hatte, um ihn wickelte, aber er hatte keine klare Besinnung. Am Morgen erwachte er aus gesundem Schlaf, auch sein treuer Diener schlief — um nicht zu erwachen; er war erfroren und hatte so sein Leben gelassen aus Treue für seinen Herrn.

„Wir gelobten deiner Mutter, daß wir sie und ihr Kind nie verlassen und an ihnen die Treue des Vaters vergelten wollen.

„Ein Unglück kommt selten allein. Wir waren eben im Begriff, nach Italien abzureisen, wohin mein Mann zur Stärkung seiner gebrochenen Gesundheit gehen sollte, als meine zwei Töchterchen an den Blattern erkrankten. Ich stellte unsern Dienstboten frei, das Haus im Augenblick zu verlassen, wenn sie diese entsetzliche Krankheit fürchteten. Fast Alle gingen, deine Mutter blieb; da ich fast ganz durch die Pflege meines Mannes in Anspruch genommen war, so ließ sie sich mit den kranken Kindern einschließen, obgleich sie selbst noch leidend durch ihr Leid um deinen Vater war; dich, die damals ein zartes Kind war, brachte sie in Pflege zu einer braven Frau, um dich vor Ansteckung zu sichern. — Meine Emilie starb in ihren Armen; das Tuch, mit dem sie ihr den Todesschweiß noch abgewischt, behielt sie zum Andenken. Klara, meine jüngste, genas, und nun mußte die Reise schleunig angetreten werden; am Vorabend

der Abreise erkrankte deine Mutter, wir konnten die Reise nicht mehr verschieben, aber unserer Haushälterin, die allein noch vom früheren Dienstpersonal da war, empfahl ich auf's Dringendste, für ihre sorgfältige Verpflegung zu sorgen und mir zu melden, wenn sie im Stand sein würde, uns zu folgen.

„Ich hörte lange nichts von München, da mein Mann so leidend war, daß ich Tag und Nacht sein Lager nicht verließ; auf meine erste Nachfrage schrieb mir die Haushälterin, daß deine Mutter an den Blattern gestorben sei und auch ihr Kind bald nachher an allgemeiner Schwäche.

„Ich traute diesem Weib, ich wußte nicht, daß sie, von Habgier und Neid verzehrt, deiner Mutter schon lang feind gewesen war um der vertrauten Stellung willen, die sie bei uns im Hause gehabt; so zog ich damals ihre Berichte gar nicht in Zweifel. Sonst stand ich in München mit Niemand in Verkehr, da ich dort sehr eingezogen gelebt hatte.

„Vier Jahre blieben wir an verschiedenen Aufenthaltsorten in Italien und der Schweiz, bis sich meines Mannes Zustand etwas gebessert hatte; die Wohnung in München wurde natürlich aufgesagt und die Haushälterin entlassen. Ehe wir unser Gut wieder bezogen, reiste ich aber dorthin, um das Grab meiner guten Christine aufzusuchen und Näheres von ihr zu hören. Mit vieler Mühe erfuhr ich, daß die Haushälterin, die selbst die Ansteckung fürchtete, sie in's Spital habe bringen lassen und sie durch den Arzt versichern ließ, mein Mann habe es befohlen. In den Todtenlisten des Spitals fand sich ihr Name nicht; ich hielt das für ein Versehen und glaubte sie todt, da ich gar keine Kunde von ihrem Leben erhielt.

„Jetzt erst, seitdem ich die Nachrichten von deinem alten Doktor gehört, ist mir klar, daß sie wohl gleich nach ihrer nothdürftigen Genesung das Spital und die Stadt verlassen hat und, tief gekränkt über unsern anscheinenden Undank, sich in ihre alte Heimath zurückzog. Wir hatten sie so sehr als zu uns gehörig angesehen, so wenig gedacht, sie jemals von uns zu lassen, daß wir nie gesorgt hatten, ihr ein unabhängiges Vermögen zu sichern; das war freilich unklug. Hätte sie nur wenigstens unser Gut aufgesucht, wo ja noch ihr Häuschen stand! aber sie hatte immer ein stolzes Herz, und weil sie glaubte, daß ihr so groß Unrecht durch uns geschehen, wollte sie uns wohl nichts mehr zu danken haben. Nie kann ich mir verzeihen, daß diese treue Seele fern von uns in Armuth und Kümmerniß starb; an dir, liebes Kind, will ich's aber gut machen. Ich bin indeß auch Wittwe geworden, mein einziges Kind ist verheirathet, da thut mir's wohl, wieder ein treues Gemüth um mich zu haben."

Margetle hatte in diesem Augenblicke ihre Hoheitsträume vergessen, sie weinte um das traurige Schicksal ihrer Eltern, sie freute sich ihres ehrenvollen Andenkens, und es kam ihr eine wahre Sünde vor, daß sie nur je habe wünschen können, das Kind einer andern Mutter zu sein. Sie war so froh, daß die Gräfin nichts von ihren dummen Gedanken wußte, und wurde roth, wenn diese sie nur anblickte, weil sie fürchtete, sie lese es aus ihren Augen.

Nun versprach ihr die Gräfin, sie wolle in den nächsten Tagen zu ihrer Herrschaft und diese bitten, sie ihr abzutreten; „dann sollst du bei mir bleiben und ich will besser sorgen für dich, als ich für deine arme Mutter gethan."

Tief bewegt und doch mit leichterem Herzen, als sie gekommen

war, ging Margetle wieder nach Hause, sie meinte, es seie inzwischen wohl ein Jahr verflossen, und wunderte sich, daß die Köchin jetzt eben erst das Mittagessen auftrug.

Der Doktor war indessen in unruhiger Erwartung rastlos in seinem Stübchen auf und ab gegangen. Er erwartete nichts anderes, als daß Margetle mit der Gräfin alsbald im Wagen anfahren werde, bereits in gräfliche Gewänder gekleidet; ob er sie nur auch wieder erkennen würde! Oder kam sie am Ende gar nicht und hatte in ihrem Glück bereits ihren treuen alten Freund vergessen?

Noch war er im Besinnen, als er Margetle's raschen, leichten Tritt die Treppe herauf hörte, und das alte Margetle, im schwarzen Bandhäubchen und kurzen Rock sprang herein, gab ihm die Hand und konnte vor Lachen und Weinen kaum zu Athem und Worten kommen.

„Nun, was ist's?“ fragte der Doktor gespannt.

„Nichts ist's mit der Grafschaft!“ lachte Margetle.

„Und die Sachen, das gräfliche Wappen, der Name?“

„Meine Mutter ist einmal Magd gewesen bei der Gräfin, daher hatte sie das Sacktuch und ich die Kette.“

„Armes Kind,“ sagte der schwergetäuschte Doktor mit langem Gesicht, „und ich alter Narr habe dich in vergeblichen Hoffnungen eingewiegt, habe dir am Ende deinen ehrlichen Stand entleidet, damit nachher deine schönen Träume zu Wasser werden!“

Da hub Margetle ernstlich an, ihm zu erzählen, was sie von ihren Eltern gehört, wie die Beiden im Dienst der Treue ihr Leben gelassen, und wie die Gräfin ihre Pathe sei und mütterlich für sie sorgen wolle. „Das Alles hätte ich nicht erfahren, wenn Sie nicht

gewesen wären, Herr Doktor, und das kann ich vor Gott sagen, daß ich jetzt weiß, daß ich so brave Eltern gehabt, das freut mich besser, als wenn ich adelich geworden wäre, und daß ich's weiß, verdank' ich Ihnen. Denken Sie nur, wie wär' ich denn herumgelaufen in so einem langen Schlamprock, wie die Fräulein tragen, da kehr' ich doch die Gasse lieber mit dem Besen, als mit meinen Kleidern!"

Da ward der Doktor zufrieden und lachte herzlich mit dem Mädchen.

VI.

Die Gräfin nahm Margetle zu sich, und obwohl sie Dienstmädchen blieb, so wurde sie doch mit mütterlicher Güte behandelt. Die Gräfin gewann eine herzliche Liebe zu dem Mädchen, und behielt sie fast immer um ihre Person, sie selbst lehrte sie noch besser schreiben, und zeigte ihr die Handarbeiten, die sie noch nicht verstand; da sie ein sehr stilles, zurückgezogenes Leben führte, war es ihr leicht, sich viel mit dem Mädchen zu beschäftigen. Margetle blieb auch hier fröhlich, fleißig und dienstwillig gegen Jedermann. Den alten Doktor durfte sie besuchen, so oft sie wollte, und ihm mit schönen Büchern oder sonst einem Geschenk eine Freude machen. Die Gräfin kaufte die ganze Auflage eines Andachtsbuches von ihm, das er selbst hatte in Verlag nehmen müssen, und diese reichliche Einnahme setzte ihn in Stand, ein Mägdlein zu bestellen, das ihm all die kleinen Dienste that, die ihm Margetle geleistet hatte, und wenn

der alte Herr sein Margetle nun so herzensfroh und so geliebt in ihrer neuen Lage sah, da sonnte er sich recht in ihrem Anblick, und sagte wohl auch lächelnd vor sich hin: „ja, ja, der liebe Gott ist doch allemal wieder gescheidter als unser eins!“

Der Bäurin hatte Margetle, seit sie nun in der Feder geübter war, einmal geschrieben, und ihr die glückliche Veränderung ihrer Lage gemeldet. Viel Briefschreiben ist eben nicht Sitte auf dem Dorf, so bekam sie keine Antwort, aber sie hatte oft ein großes Verlangen, etwas von dem Hof zu hören, oder nur einmal noch hinzukommen.

Die Erbschaftsangelegenheit, die die Gräfin in die Residenz geführt hatte, war bald bereinigt, sie wollte nun wieder auf ihre Familiengüter zurückgehen, die ihr Sohn in Besitz hatte; es verstand sich von selbst, daß Margetle, die nun Margot hieß, mit ihr ging. Diese freute sich unbeschreiblich, wieder auf's Land zu kommen, sie war in der Stadt nie recht heimisch geworden.

Schon war sie mit den Anstalten zur Abreise beschäftigt, als man ihr eines Morgens hinausrief; da stand auf der Hausflur ein junger Bauer, der verlegen seinen Hut in der Hand hielt. „Georg!“ rief Margot mit einem hellen Freudenschrei, „du bist's? wo kommst du her?“ Georg war so sehr erfreut, daß er das Margetle wieder sah, und daß sie ihn so freundlich grüßte, daß ihm zuerst gar nicht einfiel, warum er gekommen war. Es war eine traurige Veranlassung. Seine Mutter war schon seit Wochen todtkrank, die Liese war verheirathet, „'s geht aber nicht gut,“ schaltete er ein, da war nun Niemand, der sich der Pflege der Frau und der vielfachen Geschäfte annahm, „da bist du uns eingefallen,“ schloß er, „und dem

Vater und der Mutter wär's recht, wenn du kämest, und sie lassen dich herzlich grüßen und schön bitten, du sollest uns in dieser Noth nicht stecken lassen. Und wegen dem Lohn," schloß er leise und schüchtern, „soll's dein Schade nicht sein."

Die Gräfin hatte indeß von Margot's Gaste gehört, sie begrüßte ihn freundlich, und Margot mußte ihn in's Vorzimmer führen und reichlich bewirthen.

Georg sah all diese schöne, glänzende Umgebung, in der sich das Margetle jetzt bewegte, als ob sie darin geboren wäre; ihre feine, niedliche Kleidung, zwar noch die alte, bäuerliche Tracht, aber von den feinsten Stoffen und zierlichem Schnitt; er sah, wie sie hier mehr wie ein Kind, denn als Dienerin gehalten wurde, das Herz wurde ihm schwer und er hatte gar keine Hoffnung, daß sie seine Bitte gewähren könne; er beschloß in aller Stille, wieder heim zu gehen. Da setzte aber Margot selbst der Gräfin sein Anliegen auseinander: „seine Eltern haben mich aufgenommen, wie ich ein arm's Waislein war und hätte im Elend zu Grund gehen können," schloß sie, „da ist's ja natürlich, daß ich sie nicht im Stiche lasse, wenn sie in Noth sind; wenn Sie's erlauben, gnädige Frau, so geh' ich gleich mit dem Georg."

„Geh' in Gottesnamen, Kind," sagte die Gräfin freundlich, so weh ihr's im Herzen that, sich von dem Mädchen zu trennen. Sie versprach ihr noch, mit ihrer Abreise zu warten, bis sie Nachricht habe, wie lang ihr Aufenthalt auf dem Hof dauern könne. Margot packte eilig ihre Sachen, nahm Abschied vom Doktor und von ihrer alten Herrschaft und saß bald auf dem Wägelchen neben Georg, der gar nicht Worte fand, ihr seinen Dank auszusprechen.

Margot, die jetzt wieder Margetle war, mußte fast weinen vor Freude, als sie die alte Umgebung, die wohlbekannten Felder, das unvergessene Haus und den Vorplatz mit dem alten, lieben Lindenbaum wieder sah; als sie aber zu der Bäurin eintrat und die sonst so kräftige Frau so zusammengebrochen und abgezehrt auf dem Lager traf, da weinte sie laut vor Mitleid. Alles war froh, das Margetle wieder zu sehen. „Nun Gottlob, daß du da bist!“ seufzte die Kranke, „'s ist nimmer recht worden bei uns, seit du fort bist.“

„Jetzt ist's recht!“ rief der heimkommende Bauer, „jetzt, Alte, lieg' du ruhig in dein Bett, jetzt geht's gut!“

Es freute das Margetle, zu sehen, daß sie doch etwas galt, Vertrauen macht stark, sie wollte es rechtfertigen und griff mit frischem, unverdrossenem Muthe an.

Zum Heimweh nach der Residenz, nach der Frau Gräfin und ihrem behaglichen Leben dort hatte sie keine Zeit, sie war früh auf und kam fast nie zur Ruh, bei Tag arbeitete sie rastlos, bei Nacht wachte sie bei der Kranken; die ganze Umgebung des Hauses gewann wieder ein freundliches, ordentliches Ansehen unter ihrer Hand, und wenn sie eben noch im Stall oder im Garten gearbeitet hatte, so stand sie unversehens wieder am Bett der Kranken mit einem kräftigen Süppchen oder einem kühlen Trank und legte ihr die Kissen zurecht. Alles lebte wieder auf, selbst die Dienstboten waren zufrieden, da Margetle ihnen einen großen Theil ihrer Arbeit abnahm und stets zu rechter Zeit für gutes Essen sorgte. „So hat's eine Art,“ meinte der Bauer oft wohlgefällig, wenn er

das rührige Wesen des Mädchens sah, „hätt' nicht geglaubt, daß sie's noch so könne."

Georg war voll Besorgniß, daß Margetle sich zu viel zumuthe, so oft er sie allein sah, fragte er besorgt: „bist nicht arg müd? schlaf doch auch besser aus, wirst gewiß auch krank."

Margetle aber versicherte ihn: „mir ist's jetzt erst wohl, das ist doch auch wieder geschafft, mit dem Gekläfel in der Stadt wär' ich am Ende erst krank geworden."

Die arme Kranke lebte nicht auf, so unaussprechlich wohl ihr auch die geschickte, zarte Pflege that, die sich auf dem Land so selten findet. Ihr Leiden war ein unheilbares und keine Pflege konnte ihr Leben verlängern.

VII.

Die Bäurin war gestorben, der stille Hauch der Trauer um die Mutter des Hauses dämpfte die laute Geschäftigkeit, und unwillkürlich ging jedes stiller seinen Weg. Es war Sonntag und Margetle, der Bauer und seine Kinder saßen im Gärtchen beisammen und redeten von der Verstorbenen, von ihrem Fleiß und ihrer Fürsorge in gesunden Tagen, von ihren schweren Leiden und wie ihr die Ruhe jetzt wohl zu gönnen sei.

Da sprang eine der Mägde athemlos herbei: „eine Kutsch, eine Kutsch!" schrie sie, „eine prachtmäßige Kutsch fährt daher."

Sie traten Alle aus dem Gärtchen und sahen wirklich einen

schönen Wagen mit zwei Pferden, auf dem schlechten Weg vielfach hin und her gewiegt, auf den Hof zufahren. Die Dame, die darin saß, ließ halten und stieg heraus, — es war die Gräfin. Margetle hatte in der großen Unruhe der letzten Wochen versäumt, ihr zu schreiben; da sie nun ihre Abreise nicht länger verschieben wollte, hatte sie beschlossen, selbst auf den Hof zu reisen, um nach ihrer Margot zu sehen und sie wo möglich mitzunehmen.

Sie erfuhr den Tod der Bäurin, sprach ihre herzliche Theilnahme gegen die Familie aus, hoffte aber, daß nun Margot ohne Schwierigkeit mit ihr gehen könne.

„Ja, sehen Sie, Ihr Exlenz," hub der Bauer etwas verlegen an, „drum hat mein Georg schon seit langer Zeit her das Mädchen lieb gehabt, und ich muß sagen, uns ist's nicht recht gewesen, auf dem Todtbett der Mutter hat ihr aber der Georg seines Herzens Wunsch noch einmal anvertraut, und sie hat mit sterbendem Mund ihren Segen zu der Heirath gegeben, und mir wär's zweimal recht, ich gäbe dann den Hof meinem Sohn und setzte mich in Ruh."

„Will denn Margot Euren Sohn?" fragte die Gräfin.

„Ja, das haben wir sie noch nicht gefragt," sagte der Bauer.

„Nun, so will ich sie fragen," sprach lächelnd die Gräfin. „Liebe Margot, entscheide dich aus freier Wahl, ob du hier bleiben oder mit mir ziehen willst. Du weißt, daß du mir lieb bist, wie ein Kind, und ich verspreche dir, daß ich gut für deine Zukunft sorgen will."

Georg sagte kein Wort, er sah Margot nur traurig an, die aber besann sich nicht lange.

„Gnädige Frau," sagte sie mit feuchten Augen, „Gott vergelte Ihnen, was Sie an mir gethan; ich habe Sie von Herzen lieb, aber nehmen Sie es nicht übel, wenn ich den Georg nehme, den habe ich vorher schon lieb gehabt, und ich meine auch, ich sei da doch besser daheim, als bei Ihnen."

„Bleib' du in Gottesnamen, Kind," sprach die Gräfin, „ich glaube, du hast das Rechte gewählt, und sorgen will ich darum doch für mein Töchterlein; du sollst nicht mit leerer Hand in deines Mannes Haus kommen."

Die Geschwister hatten's mit angehört und war eine große Freude auf dem Hof; der Georg wäre gern vor Freude aufgesprungen und hätte Juheh! geschrien, aber es fiel ihm ein, daß er in Trauer sei, und daß sich das überhaupt nicht schicke für einen Mann, der nun bald heirathen und Haus und Hof übernehmen sollte.

VIII.

Und wieder ist manches Jahr verflossen, seit die kleine Schäferin ihre Heerde eingetrieben; des Tannenbauers Haus steht noch, und jeder Stuhl darin ist gerade an demselben Ort, wo er zu seines Großvaters Zeiten gestanden. Das Margetle ist wieder auf dem Hof, aber nicht mehr das arme Gott'swillenkind; sie ist die Herrin des Hofs und die Mutter des Hauses. Das Gretchen ist jetzt groß geworden und hängt mit großer Liebe an der Schwägerin, einer der

Brüder des Georg ist nach Amerika gegangen, der andere arbeitet auf dem Hof und will sein Leben lang dableiben.

Der alte Tannenbauer ist noch ziemlich bei Kräften, er sagt, er müsse zweimal so lang leben, wie ein Anderer, weil ihn seine Sohnsfrau so pflege und in Ehren halte! Der alte Mann arbeitet noch mit, wo es geht, seine höchste Freude ist aber, Sonntags einen Gang auf die Felder zu machen und zu sehen, wie Gottes Segen, selbst in sonst schlimmen Zeiten, sichtbar auf seinem Eigenthum ruht. Das reiche Hochzeitsgeschenk der Gräfin hat viel beigetragen, den Hof zu vergrößern und zu verbessern, noch mehr wohl der Fleiß und die Umsicht der Besitzer, die in Frieden und Eintracht so recht mit Lust und Lieb ihr Haus und Feld bestellen, und vor Allem die ächte Gottesfurcht, mit der sie, nicht auf ihr eigenes Schaffen und Ringen, sondern auf die Augen des Herrn sehen um den Segen für ihren Schweiß. Und neben all dem Gedeihen, das ihnen zuwächst, und bei dem Ansehen, in dem sie ringsum steht, hat Margetle nicht vergessen, daß sie einst als ein armes Kind um Gotteswillen hier aufgenommen wurde. Kein Armer geht ungetröstet vom Tannenhof; zur Erntezeit wird eine reichliche Tafel gedeckt, nicht nur für die Schnitter, sondern auch für die armen Aehrenleser von nah und fern, und Margetle war für Alles, was ihr je gegeben worden, nicht so dankbar, als für das, was sie jetzt geben darf.

Daß sie einmal in der Stadt gedient hat und der Zögling einer Gräfin war, das merkte man nicht an ihrer Kleidung, auch nicht an ihren Geberden und ihrer Haltung, vielleicht sieht man's an der größeren Nettigkeit und Reinlichkeit, mit der sie Kinder und

Hauswesen hält, und an der gewinnenden Freundlichkeit und Leutseligkeit ihres Benehmens gegen Jedermann.

Als Margetle vor zehn Jahren Hochzeit gehabt hatte und so Besitzerin des Hofes wurde, da hatte sie mit ihres Mannes Einwilligung das Oberstübchen, in dem die Ahne gestorben war, ganz nett, fast wie ein Stadtlogis herrichten lassen, dann war sie mit sammt ihrem Mann in die Stadt gefahren, sie wollte den alten Herrn Doktor mit allen seinen Büchern herführen, damit er bei ihr ohne Sorgen seine Tage beschließen könnte. Sie traf ihn nicht mehr lebend; man hatte ihn eines Morgens, sanft eingeschlafen, todt im Bette gefunden. Er hatte sein Margetle aber nicht vergessen, sondern ihr eine schöne und passende Auswahl seiner Bücher vermacht.

Margetle selbst hat freilich nicht allzu viel darin gelesen, aber für ihre Kinder war dieß Erbe später ein köstlicher Schatz.

So hatte also der alte Herr sein Stübchen nimmer bezogen, dafür hat aber Margetle die Freude erlebt, daß später einmal die Frau Gräfin mit zwei Enkeltöchterchen eine ganze Woche bei ihr zubrachte; sie wäre wohl noch länger geblieben, aber die kleinen Komtessen haben so viel Butterbrod gegessen und süßen Rahm getrunken, daß ihnen immer übel wurde. Eh' die Gräfin schied, bestellte sie noch einen schönen Denkstein für die arme Spinnerchristine, ihre treue Dienerin.

Es ist ein schöner Sonntag Abend, und die Familie sitzt, wie schon manchesmal, in behaglicher Sonntagsruhe auf dem Vorplatz, Georg und Margetle auf der Hausbank, dem Aehne hat man seinen ledergepolsterten Lehnstuhl in die Sonne gestellt, zwei rothbackige Knaben und ein lustiges Mädchen tummeln sich auf dem Hof, wie vor Zeiten der Georg und seine Geschwister. Statt des kleinen Margetle's aber sitzt ihr ältester Bub und liest mit lauter Stimme die Geschichte des Joseph aus der Bibel vor, er schreit dabei so gewaltig, daß der Aehne meint, der müsse Pfarrer werden. Ueber den vielen Träumen in Josephs Geschichte fiel dem Margetle ihr eigener verschollener Traum wieder ein, und sie sagte neckend und lachend zu ihrem Mann: „Gelt, mit der Königin ist's eben doch nix geworden."

Georg aber sah seine muntern, gesunden Kinder an, er sah hinaus auf sein gesegnetes Erbe, und dachte an den Frieden seines Hauses, dann blickte er sein gutes, treues Weib an, und er hätte gern etwas gesagt, aber Georg war all sein Lebtag kein Redner gewesen; da fiel ihm aber etwas ein und er rief seinem Jakob: „du, gib mir die Bibel, ich will euch auch etwas lesen," er brauchte nicht lang zu suchen, er war wohl daheim in dem heiligen Buch, und er hub an zu lesen:

„Wem ein tugendsam Weib bescheeret ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen. Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie thut ihm Liebes und kein Leides sein Leben lang. Ihre Söhne kommen auf und preisen sie selig, und ihr Mann lobt sie: Viele Töchter bringen Reichthum, du aber übertriffst sie Alle. Lieblich und schön

sein ist nichts, aber ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben."

Dem Margetle traten Thränen in die Augen und sie senkte ihr Haupt recht demüthig, wie wohl eine fromme Königin an ihrem Krönungstage.

Denn das war auch eine Krone.

Cherubino und Zephirine.

Es sind bald sechzig Jahre, daß zur Herbstzeit vor einem Gasthof in einer abgelegenen Gasse der schönen alten Stadt Nürnberg ein sonderbares Fuhrwerk hielt, wie es dort nicht eben selten gesehen wurde: ein langer Deckelwagen, an dessen Seiten kleine Fensterlein angebracht waren, von einem alten Fuchsen mühselig gezogen. Es war in der That schwer zu bestimmen, wer dürrer und abgemagerter aussah, der alte Fuchs oder der braune, ziemlich gebeugte Kutscher, der vorn auf dem Wagen saß, oder der lange, spitznäsige Herr, der in einer noch etwas eleganten Kleidung neben demselben herschritt. Die Stubenmagd des Gasthofs hatte aus dem Fenster gesehen, als das Fuhrwerk heranfuhr.

„Was ist's, Madlin?“ fragte der Kellner.

„O, Schnurranten,“ sagte die und schlug das Fenster zu.

„Weiß nicht, ob ich die behalten soll,“ meinte der Wirth, „ist noch nicht lange, daß mir ein Taschenspieler durchgegangen ist und hat keine Zeche bezahlt.“

Der Wagen hatte indeß Halt gemacht, obgleich sich weit und breit kein Hausknecht blicken ließ. Die Magd konnte doch nicht

unterlassen, hinauszusehen, was noch unter dem Deckel verborgen sei, ob Wachsfiguren oder wilde Thiere, ein Panorama oder eine Riesin.

Nichts von all dem schien es; zwei Kinder sah man unter der Decke hervorkrabbeln, in etliche Tücher und Mäntelein gewickelt, die nicht für sie bestimmt schienen; das Mädchen warf die alte, braune Kaputze von sich und hüpfte leichtfüßig über den Kutscher weg, der sie herabheben wollte; der Knabe stieg etwas langsamer herunter und setzte sich auf die schmale Hausbank, während die Kleine neugierig die enge Straße, die hochgiebligen Häuser, da und dort mit kunstvoller Arbeit verziert, betrachtete.

„Können wir hier übernachten?“ fragte der spitznäsige Herr mit ziemlich vornehmem Ton.

„Bedaure sehr,“ entgegnete der wohlhäbige Wirth, dem die Gesellschaft nicht besonders gefiel, „ist Alles besetzt, habe in der That keinen Raum mehr, keine Mansarde.“

Die Reisenden waren sehr niedergeschlagen über diesen Bescheid, und brummend schickte sich der braune Kutscher wieder an, den Fuchsen einzuspannen, als die Kleine dazwischen kam.

„Gar kein Plätzchen mehr in einem so großen Haus?“ fragte sie unschuldig.

„Gar keins, kleine Mamsell,“ versicherte der Wirth etwas freundlicher.

„Ach, das wissen Sie gewiß nicht,“ sagte eifrig die Kleine, „sehen Sie nur, wie mein Papa so dünn ist, der hat überall Platz, und wir können im Wagen schlafen, und der François beim Pferd; wenn man ja den Papa und den François zusammen näht und

mich und den Cherubino dazu, so könnte man noch keinen so guten, dicken Papa daraus machen, wie Sie einer sind."

Die neugierigen Zuschauer, die sich nach und nach gesammelt hatten, lachten hell auf, der dicke Wirth lachte mit und versprach, er wolle nach einem Plätzchen sehen, der François zog seinen Fuchsen in den Stall, und ließ sich gutwillig gefallen, daß ein paar muthwillige Bursche fragten, ob er dieses Racepferd nicht um zwanzig Louisd'or verkaufe, der Hausknecht aber meinte, er solle es an einen Hutmacher vermiethen, der Hüte an seine Knochen aufhängen könne. François schüttelte nur den Kopf, „nix verkaufen, brav Roß."

Herr Lionet, wie sich der Besitzer der glänzenden Equipage nannte, begab sich mit den Kindern in die Wirthsstube, woselbst sie mit einer dünnen Suppe gespeist wurden. François begnügte sich mit einem Glas Bier, der Papa genoß etwas Wein, und schrieb sodann einen Zettel, den François heute noch in die Druckerei tragen sollte. Bald war eine Ankündigung fertig, die lautete:

„Die rühmlichst bekannte Familie Lionet ist in hiesiger Stadt angekommen und hofft auch hier den Beifall zu finden, dessen sie sich in den ersten Städten Deutschlands zu erfreuen hatte.

Sie wird morgen Abend im Saale des Gasthofs zum blauen Adler die erste Vorstellung geben.

Herr Lionet père wird zuerst das Publikum durch bewundernswürdige Künste mit Karten, und andere Vorstellungen aus der natürlichen Magie überraschen.

Zephirine Lionet, die junge Grazie genannt, wird sodann einen Tanz à la Psyche aufführen und durch ihre Anmuth und Geschicklichkeit alle Herzen bezaubern.

Der berühmte Komiker Herr François Desbordes wird durch seine drolligen Einfälle allgemeine Heiterkeit erregen.

Zephirine, die junge Grazie, und Cherubino Lionet, genannt das Wunderkind, werden den berühmten biskayschen Volkstanz mit dem Tambourin aufführen, und allgemeines Entzücken hervorrufen.

Sämmtliche Darstellungen werden durch die lustigen Zwischenspiele Herrn François, des Komikers, belebt werden."

Während Herr Lionet diese glänzenden Verheißungen niederschrieb, hatte Zephirine, die junge Grazie, bereits Bekanntschaft im Haus gemacht; sie brachte im Triumph ein paar warme Kartoffeln, die sie von der Köchin bekommen hatte, und theilte sie mit Cherubino. Während sie der hungrige Knabe begierig verzehrte, flüsterte sie ihm zu: „sei nur zufrieden, Büblein, morgen ist Vorstellung, da gibt's nachher Braten."

Mit dieser lockenden Aussicht suchten sich die Kleinen ihre Nestchen im Wagen, der im bedeckten Schuppen stand; Jedes begrub sich in seinem Winkel unter den Teppichen, alten Kleidern und dem Stroh, das sich da vorfand, und bald schliefen sie so herrlich, wie nur ein Fürstenkind unter seidenen Decken.

Der erste Morgen.

Die strahlenlose Sonne eines kühlen Herbstmorgens erhellte mit röthlichem Licht auch die enge Straße, wo Herr Lionet Quartier genommen. Er war ausgegangen, um die gedruckten Anschlagzettel



abzuholen; die Kinder aber standen schon im vollen Kostüm auf der Straße beisammen.

Zephirine, zierlich geputzt im schwarzen Sammtleibchen mit Schleifen; einen Blumenkranz im schwarzen Haar und niedlichen Stiefelchen an den feinen Füßchen, hatte sich auf einen Eckstein gesetzt und sah lächelnd auf den Knaben herab, der den Kopf traurig an sie anlehnte. „Bist schläfrig, armer Cherubino?“ fragte sie mit gutmüthigem Spott, „geh' doch in Wagen und leg' dich schlafen, ist's ja doch schon acht Uhr am Morgen!“

„Mich friert nur,“ sagte der Knabe und schmiegte sich an das Mädchen.

„So, dich friert! o du armes Wunderkind,“ sprach das Mädchen mit Lachen, „und hast doch ein Sammtröcklein an, wie ein Prinz, und eine Weste, und was Alles noch! Da sieh mein weißes Röcklein und meine bloßen Arme, mich friert kein Bischen!“ Und sie schlang ihre weichen Aermchen fest um seinen Hals; „du armes, erfrornes Büblein! Schlüpf in die große Trommel, da bläst der Wind nicht hinein!“

„Und jetzt wird's alle Tage kälter, dann kommt der Winter, wo Alles friert,“ seufzte der kleine Cherubino.

„Ja, im Winter, da ist's freilich trübselig,“ stimmte ihm Zephirine bei, „wer weiß, in was für ein Kämmerlein wir wieder hineinschlüpfen müssen, bin nur froh, daß die Herkulina nimmer da ist, ach, war die so groß und dick! wenn die noch bei uns wäre, da hätte uns der dicke Wirth gar nicht in's Haus gelassen. Aber weißt, wir geben dann ja alle Vorstellungen in einem warmen Saal, und diesen Winter haben wir auch ein Kopfkissen zum Schlafen,

weil die Herkulina fort ist! und weißt du, wie wir letzten Winter bei einer so guten Bäckerfrau wohnten, die uns manchmal altbackene Semmeln schenkte, und einmal Kuchen? vielleicht kommen wir diesen Winter wieder zu so guten Leuten. Und dann wird's auch wieder Sommer und warm, und wir ziehen hinaus durch schöne, große Städte und kochen Kaffee unter dem Baum, und machen Nester im Heu, und François holt uns Nüsse von den Bäumen. O, das ist herrlich!" und die Kleine klatschte in die Hände über die Freuden des Sommers, während doch der Winter erst vor der Thür stand. Der Knabe aber war immer noch nicht aufgeheitert: „Ach, ich möchte eben einmal gar nicht mehr fortgehen," sagte er, „ich möchte in einem großen, schönen Haus wohnen, und in einem rechten Bett schlafen und in rechten Kleidern in die Schule gehen, wie andere Knaben."

„Warum nicht gar," lachte Zephirine, „in die Schule! da bekommt man Schläge, sagte der Papa."

„Man bekommt keine, wenn man fleißig ist," behauptete Cherubino eifrig, „des Bäckers Sohn hat mir's gesagt."

„Und Kinder, die in die Schule gehen, können nicht tanzen," sagte Zephirine; „da sieh, so tanzen sie," sie hüpfte herab und tappte mit vorgebücktem Leib auf komische Weise im Kreis herum, fast wie ein junges Bärlein, so daß Cherubino auch lachen mußte; aber er sagte doch wieder ernsthaft: „Das ist mir ganz gleich, ich wollte gar nicht tanzen können, lernen ist gewiß schöner."

Die Taufe.

Die Kinder stritten noch lange und eifrig fort, bis ihre Aufmerksamkeit plötzlich nach außen gezogen wurde. Von einer Seitengasse her, nicht weit an ihnen vorüber, wallte leise ein kleiner Zug: eine ältere Frau mit einem Kindlein auf den Armen, das mit einem lang herabhängenden seidenen Tuch verhängt war: zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, fast im Alter wie unsere Beiden, trippelten im schönsten Festputz daneben her; der kleine Knabe machte hie und da neugierige Versuche, das seidene Tuch zu lüften; das wehrte ihm aber eine stattliche, schön gekleidete Dame, die mit einigen Herrn den kleinen Zug schloß.

„Du, was ist das?“ fragte Cherubino.

„Eine Taufe,“ flüsterte Zephirine, die immer mehr von der Welt wußte als der Knabe, ganz leise, obgleich der Zug schon vorüber war.

„Was thun sie denn jetzt?“ fragte der Knabe wieder.

„Das weiß ich selbst nicht,“ sagte Zephirine; „komm, wir wollen nachgehen, der Papa kommt noch lang nicht.“

Und eilig gingen die Kinder von Weitem nach bis an die nahe Kirche, schlüpften auch unbemerkt durch eine Seitenthür hinein.

Das war das erste Mal, daß sie das Innere einer Kirche betraten, und staunend hoben sie ihre Blicke zu dem wunderbar gestalteten Kreuzgewölbe empor, zu den Bildern an den Seiten, zu den hohen Fenstern und dem Kreuze auf dem Altar. Es war eine

wunderbare Welt, von der sie noch gar nichts geahnt hatten. Cherubino nahm sein Mützchen ab, wie er's bei den Männern sah, die dem Kinde folgten; Zephirine faltete ihre Händchen, wie das kleine Mädchen, mit den blonden Zöpfen, ohne daß sie wußte, warum. Sie wagten nicht, von der Stelle zu gehen, sie wagten kaum zu athmen; aber mit der tiefsten Aufmerksamkeit sahen sie zu, was nun mit dem Kindlein geschah, dem man das Tuch abgenommen hatte. Daß der Mann in dem langen schwarzen Gewand ein Pfarrer sei, wußte Zephirine wohl, und wie im Traum lauschte sie den feierlichen Worten, die er über das Kindlein sprach. Nun trug es einer der Männer zu ihm hin, — nun goß der Pfarrer Wasser aus der blinkenden Kanne, träufelte davon auf des Kindleins Stirne und sagte laut die Namen: Hermann, August. — Die staunenden Kinder wußten gar nicht, was das bedeuten solle, und sahen sich nur immer wieder still fragend an.

Jetzt aber war des Pfarrers Rede geendet, das Kindlein wurde wieder zugedeckt, und die Begleitung schickte sich zum Gehen an. Eilig schlüpften Zephirine und Cherubino hinaus und blieben hinter der Thüre stehen. Beim Herausgehen des Taufzuges kamen die zwei Nürnberger Kinder zuletzt. Zephirine, die allezeit unerschrocken war, faßte sich ein Herz, zupfte das blonde Mädchen am Aermel ihres blauen Kleidchens und fragte: „Hör', was hat man denn mit dem Kindlein gethan?"

Erstaunt sah die kleine Marie mit ihren großen, blauen Augen auf das fremde Kind, das ihr in dem abenteuerlichen Putz ganz wunderbar vorkam, antwortete aber freundlich: „Weißt du das denn nicht? das ist unser Brüderlein, das hat man getauft."

„Ja, warum denn?“

„Wie dumm!“ fuhr Theodor, Mariens Bruder heraus, „daß man weiß, wie es heißt; soll man's denn sein Leben lang Kindlein nennen?“

„Ach, deßwegen nicht allein, Theodor!“ berichtete Marie, „einen Namen hätte ihm auch der Vater geben können; nein, weißt du nimmer, was uns gestern die Mutter gesagt hat? Man tauft's, weil der liebe Heiland gesagt hat: lasset die Kindlein zu mir kommen, und wenn man das Kindlein getauft hat, so gehört es schon dem Heiland eigen all sein Leben lang, und der schickt ihm Engelein, die es hüten und Acht darauf haben.“

„Ja, wer ist denn der liebe Heiland?“ fragte Cherubino schüchtern.

Ganz erstaunt sahen sich Marie und Theodor an; ein so großer Knabe sollte noch nicht wissen, wer der Heiland sei!

„Ja hör', seid ihr denn Heiden, daß ihr nichts vom Heiland wisset?“ fragte er.

„Ach, wir sind gar nichts!“ sagte Zephirine unschuldig.

„Aber wir wissen, daß der liebe Gott einmal die Welt gemacht hat, nicht die Häuser, aber die Bäume und das Wasser und die Thiere,“ versicherte eifrig Cherubino, der doch etwas gelten wollte.

„Nun, da wißt ihr schon etwas,“ sagte begütigend Marie, die die schönen, fremden Kinder nicht kränken wollte, „und das Andere kann ich euch sagen. „Seht,“ fuhr sie fort, indem sie sie an die noch offene Kirchthüre zog, glücklich in kindischer Wichtigkeit, daß sie andere so viel lehren konnte, „da seht hinein, der Mann am Kreuz dort auf dem Altar, das ist der liebe Heiland, und dort ist

er auch auf dem großen Bild, wie er in den Himmel fährt; seht, der ist vom Himmel gekommen, weil die Menschen so bös gewesen sind, und hat ihnen erzählt vom lieben Gott und was sie thun müssen, daß er sie wieder lieb haben könne. Und weil wir Alle nicht gut sind und hätten nimmermehr können zum lieben Gott kommen, so ist er für uns gestorben, und weil er so ganz brav gewesen ist, und hätte immer in lauter Freude im Himmel bleiben können und ist doch ganz freiwillig gestorben, so hat der liebe Gott ihm zu lieb uns wieder angenommen, und wenn wir fromm sind und immer an den lieben Heiland denken, so können wir Alle in Himmel kommen. O, das ist aber noch gar nicht Alles," fuhr sie glühend vor Eifer fort, „ich weiß noch viel so schöne Geschichten von ihm, aber ich kann's nicht auf einmal sagen."

Die fremden Kinder hörten mit offenem Mund zu, sie konnten das Alles noch nicht so recht verstehen.

„Aber wo kommt denn ihr her, daß ihr das gar nicht wißt?" fragte Theodor.

„Ach, wir kommen überall her," sagte Zephirine, „wir reisen in der Welt herum und tanzen, da können wir in keine Schule gehen."

„Aber vom Heiland erzählt einem die Mama," sagte Marie; „habt ihr denn keine?"

„Nein, die sei schon lang gestorben; aber einen Papa, der weiß es vielleicht selber nicht, weil er vorher ein Franzose war," entschuldigte Zephirine, „wir haben wohl die Herkulina gehabt, aber das ist keine Mama."

„Wer ist denn die Herkulina? das ist ein kurioser Name!"

„Das ist eine große, dicke Frau mit einem rothen Gesicht,“ berichtete jetzt Cherubino; „sie ist aber nicht bös gewesen, nur hat sie so viel gegessen, dann ist nichts für uns übrig geblieben. Am Morgen hat sie unsere Kleider gewaschen, und oft auch geflickt, und manchmal gekocht, und am Abend hat sie schwere Eisen aufgehoben, und sich hingelegt, dann haben Männer auf ihr gehämmert, und das hat ihr nichts gethan.“

„Aber wo ist sie denn jetzt?“ fragte Theodor wieder, der gar nicht aus der Verwunderung kommen konnte über diese seltsame Familie.

„Ja, als wir in Stuttgart auf der Messe waren, da war in der Bude neben uns Einer mit einem großen Ochsen; der war neidisch auf uns, und wenn der Papa die Drehorgel spielte, damit Leute kommen sollten, so trommelte er so laut, daß man uns nicht hörte. Der wollte die Herkulina zu sich haben, und wie sie zuerst nicht wollte, so hat er sie geheirathet, da ist sie nun mit ihm fortgegangen; ich glaube, er läßt jetzt den Ochsen auf ihr herumtrampeln, und das thut ihr auch nichts.“

Die Kinder hätten sich wohl noch viel mitzutheilen gehabt, da den Einheimischen die Welt der Fremden so neu war, wie diesen die ihrige, da sprang eilig eine geputzte Magd her:

„Aber, Kinderl, wo sind's? wollt's denn kein Kaffee und Taufkuchen?“

Das gab eine schnelle Trennung. Marie vergaß in der Eile nicht, den fremden Kindern die Hand zu geben, und Zephirine lud sie zu der Vorstellung von heut Abend ein. Marie und Theodor zogen ab; eben so begierig von dem Taufkuchen zu schmausen, als

den Eltern zu berichten von den seltsamen Kindern, die nichts vom Heiland wüßten.

Cherubino und Zephirine wandten sich endlich jetzt auch ihrem Gasthof zu, als François ihnen mit lebhaften Geberden winkte, eilig zu kommen, da der große Umritt jetzt stattfinden müßte.

Die Aufführung.

François war sehr in Angst um die Kinder gewesen und so froh, daß sie wieder da waren, daß er ihnen keine Vorwürfe machte über ihr Weglaufen; der dürre Fuchs stand schon aufgezäumt, mit einer prächtigen blauen Decke, die die Herkulina noch wacker herausgeflickt batte; die Kinder wurden hinaufgehoben; Herr Lionet, in einer Art von Rittertracht, führte den Gaul am Zaum, François, der Bajazzo, auch mit verschiedenen Lappen und einer hohen Zipfelmütze aufgestutzt, hüpfte mit seltsamen Geberden voraus und stieß bisweilen in eine Trompete; auf allen Hauptplätzen und vor ansehnlichen Häusern machte er Halt, trompetete und rief mit allerlei Späßen die Herrlichkeit aus, die von diesem Tag zu erwarten sei: „Seh'n Sie, meine Herren und Damen, das sein die zwei Wunderkind, Cherubino und Zephirine! Die Zephirina sein leichter als ein Schmetterling; streck sie ihre Füßchen aus, bluh! flieg sie über die große Thurm; vite! spring sie wieder auf die Zehenspitz, brr!"

In dieser Weise rühmte er auch seinen Herrn und Cherubino;

ein lärmender Haufe von Schulknaben folgte mit Geschrei und Gelächter.

All das waren die Kinder von jeher gewöhnt, und Zephirinen hatte es oft Spaß gemacht, Nußschalen unter die Kinderschaar zu werfen, oder ihnen seltsame Gesichter zu schneiden. Heute aber saß sie still und unbeweglich da; Cherubino aber erhob nicht einmal die Augen. Er mußte an die Kirche denken, das wunderbare hohe Haus, an das Kindlein, das man eingesegnet, an Alles, was ihnen die kleine Marie vom Heiland gesagt hatte; dann dachte er wieder an die Kinder, wie die nun fröhlich daheimsitzen werden bei Vater und Mutter, bei dem kleinen Brüderlein und beim Taufkuchen. Seine Augen füllten sich mit Thränen; „warum bin ich denn nicht auch ein rechtes Kind geworden, wie andere?“ fragte er im Stillen ganz traurig.

Aehnliche Gedanken schienen auch das sonst so fröhliche Herzchen Zephirinens zu bewegen, denn als einmal das Pferd wieder anhielt und der Bajazzo seine Sprünge und Späße machte, neigte sie sich zu ihrem Vater und flüsterte: „Papa, bin ich denn auch einmal getauft worden?“

Ganz erstaunt blickte Herr Lionet aus seinem Ritterbarret auf und sagte: „Natürlich, was fällt dir für unnöthiges Zeug ein?“

„Aber wo denn, Papa? in einer Kirche?“

„Freilich, in keinem Stall! es war, glaub' ich, in einem Grenzorte und von einem katholischen Pfarrer, ich weiß selbst nimmer so recht.“

„Gehöre ich aber auch dem Heiland?“

„Unsinn, natürlich! denk' jetzt nicht an solche Geschichten und

gib dir auch ein munteres Ansehen!“ und etwas verlegen ging der Papa auf die andere Seite und trieb das Roß vorwärts.

Der Zug war vollendet, die Kinder durften daheim mit dem Papa zu Mittag speisen, ziemlich kärglich, aber sie wurden auf den Abend vertröstet, wenn die Einnahme gut sei.

Gar zu gern wären sie am Nachmittag noch einmal ausgegangen; da sie aber nur den Einen Festanzug hatten, der für den Abend bestimmt war, so gestattete es der Papa nicht; sie mußten sich umkleiden und in alten, zerrissenen Mäntelchen beim Haus bleiben, bis die Stunde der großen Vorstellung käme. Da sie doch für möglich hielten, daß ihre Bekannten von diesem Morgen noch einmal nach ihnen sähen, schämten sie sich in den schlechten Kleidern und nisteten sich lieber in eine Ecke der Wirthsstube zusammen, wo sie mit einander flüsterten von den Erlebnissen dieses Morgens. Cherubino hatte mehr als je eine Sehnsucht, zu sein und zu leben wie andere Kinder, und noch mehr zu hören vom Heilande; seine kleine Seele war wunderbar bewegt von dem, was er den Morgen gehört. Die flüchtige Zephirine konnte sich immer noch kein Leben denken ohne tanzen und reisen; aber in die Kirche, das meinte sie doch auch, möchte sie wieder gehen, und so eine Gespielin haben, wie die blonde Marie im blauen Kleidchen.

„Aber weißt, Cherubino,“ tröstete sie diesen wieder, „wir haben ja einander, und ich kann dir jetzt Alles erzählen, was uns das Kind erzählt hat.“

Cherubino schüttelte traurig sein Köpfchen.

Der dicke freundliche Wirth hatte den Kindern etwas Kaffee mitgetheilt; der Papa hatte sich den Nachmittag mit Kartenspiel unter-

halten; da er aber fortwährend gewann, wollten die Leute nimmer mit ihm spielen und sagten, er sei ein Hexenmeister.

Allmälig wurde es Abend, die Kinder mußten sich wieder putzen und in den Saal begeben, der spärlich erleuchtet, und noch spärlicher erwärmt war. Es fand sich ein recht zahlreiches Publikum ein, nicht gerade wegen des anpreisenden Zettels, aber wegen der netten Kinder, die bei dem Umritt am Morgen Jedermann gefallen hatten; eine Menge Mägde, Kinder und junge Leute, mitunter auch Eltern, die ihre Kinder selbst hinführten, bildeten die Zuschauer.

In der vorderen Reihe saßen Marie und Theodor mit Herrn Winter, ihrem Vater, einem wohlhabenden Kaufmann; er war zwar heute am Tauftag seines Kindes, nicht sehr aufgelegt gewesen, eine Gauklerkomödie zu sehen, aber seine Kinder hatten ihn so sehr gebeten, und was sie ihm von dem verwahrlosten Zustand der fremden Kinder erzählt hatten, hatte in ihm den Wunsch erregt, selbst nach ihnen zu sehen.

François stand noch vor dem Haus, trompetete und paukte auf seine Trommel, um Leute herzulocken, bis der Saal voll war; dann schlüpfte er rasch in seine Hanswurstjacke und hüpfte mit ein paar Purzelbäumen in den Saal, zu unaussprechlichem Jubel der Zuschauer.

Herr Lionet in seinem Rittermantel trat vor, an jeder Hand eines der beiden Kinder; er sah ungemein ehrwürdig aus, und die kleinen Buben auf dem letzten Platz hatten gewaltig Respekt, als er sein Federbarret abnahm, und sich so tief verneigte, daß seine spitzige Nase fast den Boden berührte; auch Cherubino nahm sein Mützchen ab, und Zephirine machte eine so anmuthige Verbeugung,

daß Alles in die Hände klatschte, und Marie ordentlich stolz auf die Bekanntschaft wurde, als sie ihr ein Kußhändchen zuwarf.

Jetzt mußte François ein Tischchen bringen, und Herr Lionet begann seine Künste; es waren so ziemlich die gewöhnlichen, die man seit bald hundert Jahren bei allen Taschenspielern sieht. François mußte eine große Menge Werg verschlingen, was er unter komischem Weigern und entsetzlichem Gesichterschneiden that; dann wurde ihm unter unendlichem Beifallsjubel der Rücken aufgeschnitten und das genossene Werg als eine endlose Masse von leinenen Bändeln herausgezogen. Herr Lionet bat um eine Taschenuhr, die er unter lautem Geschrei der Zuschauer im Mörser zerstieß. Die zerstoßenen Stücke wurden vorgezeigt, dann in einer Schachtel unter den Tisch gestellt, von wo später der Bajazzo mit einem deckenhohen Luftsprung die ganze Uhr unversehrt hervorbrachte. Dann machte er einige hübsche Kartenkünste, die der Hanswurst auf eine lächerlich plumpe Weise nachahmte. Bald aber wurde das Publikum, das auf die Kinder wartete, ungeduldig; darum wurde der erste Akt beendet, der Tisch weggetragen: Herr Lionet erschien mit einer Geige, François mit seiner Trompete, und nach der etwas schauerlichen Musik, die die zwei hervorbrachten, begann der Tanz mit dem Tambourin. Cherubino wartete mit seinem Stäbchen in der Mitte des Saales, um auf das Tambourin zu schlagen, wenn Zephirine an ihm vorüberflog und sich dem Tanz anzuschließen; der arme Knabe stand aber mit trauriger Miene da; seit er die beiden Kinder wieder sah, war seine ganze Seele bei ihnen, in der Kirche, in einer Heimath, — er hörte kaum die Töne, die ihn zum Tanz locken sollten, und sah nicht die drohenden Blicke,

die der Papa auf ihn warf. Zephirine aber, die im Tanz lebte, flog mit so anmuthigen Wendungen an ihm vorüber, klingelte ihm mit lieblichem Lächeln mit der Schellentrommel in's Ohr; zog ihn mit schelmischer Geberde in den Tanz, umkreiste ihn so leicht und flüchtig, daß ihre Füßchen kaum den Boden zu berühren schienen, so, daß seine heutige Schwerfälligkeit kaum bemerkt, oder für einen absichtlichen Kontrast mit ihrer wunderbaren Behendigkeit gehalten wurde. Zum Schluß drehte sich Zephirine schnell wie eine Windsbraut auf einem Füßchen um sich selbst, das Tambourin hoch über ihrem Haupt gehalten, und schloß mit einer tiefen Verbeugung.

Ein rauschender Beifallssturm brach los; auch solche, die schon glänzende Kunstleistungen gesehen, waren erstaunt über die Anmuth und Fertigkeit des Kindes, und das Tambourin, das sie auf des Papa's Wink nun im Publikum herumbot, füllte sich mit reichlichen Gaben. Als sie an Marie und Theodor vorüber kam, zog sie mit tiefem Erröthen ihr Tambourin zurück und schüttelte ihr Köpfchen: „Ihr nicht," sagte sie verlegen. Die aber hatten alle Hände gefüllt mit Backwerk von dem Taufschmaus und nöthigten es ihr auf; erwartungsvoll sahen sie den Vater an und meinten, der müsse ihrer Freundin wenigstens einen Thaler zustecken; das that er aber nicht, sondern sagte beschwichtigend zu ihnen: „Ich spreche später den Vater dieser Kinder."

Das Verhör.

Die Zuschauer verliefen sich, obgleich François geneigt gewesen wäre, noch etwas zu ihrer Belustigung zu thun. Marie und Theodor mit ihrem Vater blieben aber noch; Cherubino war auch herbei gekommen, und bald waren die vier Kinder in eifrigem Gespräch. Herr Lionet wußte nicht, wie seine Kinder zu dieser Bekanntschaft kämen; Zephirine sagte ihm nur flüchtig: „Weißt, Papa, das sind die Kinder in der Kirche, wo man ihr Brüderlein getauft hat, und die wissen so viel schöne, schöne Sachen!"

Herr Winter aber wandte sich mit großer Höflichkeit an Lionet und sagte ihm zuerst einige Artigkeiten über das Talent seines Töchterleins. „Das sind Beides Ihre Kinder?" fragte er weiter.

„Gewiß!" antwortete Herr Lionet etwas verlegen, wie dem Kaufmann vorkam.

„Sie haben sich scheint's spät verheirathet?" fragte er weiter mit einem Blick auf das alte, eingeschnurrte Gesicht des Taschenspielers und auf die jungen Kinder.

„Ja wohl, das Töchterlein . . . das heißt — die zwei Kinder stammen aus meiner zweiten Ehe; meine erste Gemahlin, eine sehr talentvolle Kunstreiterin, hat mich leider verlassen und sich einer Seiltänzertruppe angeschlossen, ich associrte mich erst später mit einer zweiten, die ein kleines Wachsfigurenkabinet besaß, sie starb im Wochenbett; das Kabinet verunglückte bei der großen Feuersbrunst in G.; meine Kenntnisse in der natürlichen Magie und das erwachende Talent meines Töchterleins haben mir bis jetzt wieder zum

Fortkommen geholfen, denn François habe ich im Elsaß übernommen; von dem Buben habe ich mir früher mehr versprochen; aus dem wird nicht viel, kein Ehrgefühl . . ."

„Sie sind Franzose, wie meine Kinder von den Ihrigen gehört?"

„Elsäßer, ich halte mich aber schon sehr lange in Deutschland auf; die gegenwärtig unruhige Zeit in Frankreich ist nicht günstig für schöne Künste und Wissenschaften."

Herr Winter lächelte, daß der Taschenspieler seine Kunst so hoch anschlug und fragte weiter:

„Wie gedenken Sie bei Ihrer wandernden Lebensweise Ihren Kindern den nöthigen Unterricht zu verschaffen?"

„Sie sind noch sehr jung," sagte Lionet, dem das Verhör immer unbehaglicher zu werden schien, „und bei einer so ausgezeichneten körperlichen Ausbildung macht sich später die geistige außerordentlich leicht."

„Wirklich?" fragte lächelnd und etwas zweifelnd Herr Winter.

„Ich hatte in letzter Zeit ein sehr rechtschaffenes Frauenzimmer, die der Kleinen Anleitung im Arbeiten gab, sie war Atlethin zu gleicher Zeit, von bewundernswerther Stärke. Da ich die verloren habe, werde ich suchen, mir eine andere Dame zur Begleiterin zu gewinnen, die zugleich die Erziehung der Kinder leitet; einen Theil des Unterrichts werde ich dann selbst besorgen."

Herr Winter hatte keinen starken Glauben weder an die Erziehung der „Dame," die sich Herrn Lionet anschließen werde, noch an den Unterricht dieses Herrn selbst. Er wollte es aber um der Kinder willen zunächst nicht mit ihm verderben. So redete er ihm

nur zu, sich noch längere Zeit in Nürnberg aufzuhalten, da seine Kleine so großen Beifall finde, und lud die Kinder ein, in sein Haus zu kommen, da er selbst Theilnahme für die fremden Kinder fühlte, ihren Umgang mit den seinigen aber nur unter Aufsicht gestatten wollte.

Während Zephirine und Cherubino sich an dem lang verheißenen Kalbsbraten und dem Konfekt erlabten, das der flinken Tänzerin so reichlich gespendet worden war, und Herr Lionet die bedeutende Einnahme dieses Abends überzählte, eilten Theodor und Marie heim, um der Mutter noch von den Erlebnissen des Abends und der wunderbaren Geschicklichkeit ihrer neuen Freundin zu erzählen; die fremden Kinder krochen in ihren Wagen, während die zwei andern in reinlichen, bequemen Bettlein nach einem frommen Nachtgebet einschliefen. Zephirine hatte schon die müden Aeuglein zum Schlaf geschlossen, da flüsterte ihr Cherubino noch aus seiner Ecke zu: „Schwesterlein!“

„Was willst du?“

„Der Knabe hat mir heut noch gesagt, daß sie alle Abend und Morgen beten, und dann schickt der Heiland Engel zu ihnen, die sie hüten.“

„Ich habe aber keine bei ihnen gesehen.“

„Man sieht sie nicht, aber sie sind doch da, ihre Mutter hat's ihnen gesagt.“

„Ja, dann wird's freilich wahr sein.“

„Zephirine, wenn wir nur auch beten könnten! Morgen will mich Theodor ein Gebet lernen, aber ich möchte schon heute Nacht. Besinn' dich nur, ob du nicht kannst.“

„Ich will's probiren." Und sie faltete die Hände. „Lieber Heiland, wir können noch nicht beten, aber wir sind auch getauft; schicke uns doch auch einen Engel, der uns hütet, weil wir so allein sind und keine Mutter haben."

Und beruhigt legte sie ihr Köpfchen nieder und schlief ein, während Cherubino noch lange mit seinem traurigen Herzchen wach blieb.

Nachforschung.

Herr Winter war in der Nacht nach der Vorstellung noch lange in seinem Zimmer auf- und abgegangen. Er war ein wahrhaft frommer Mann, der mit den Gütern, mit denen Gott ihn gesegnet, reichlich Gutes that und keine Noth sehen konnte, ohne daß er den Herzensdrang fühlte, zu helfen. Die zwei Kinder kamen ihm nicht aus dem Sinn; daß von einer guten Erziehung hier keine Rede sein könne, daß ihre Zukunft auf diesem Wege ein elendes Vagabundenleben werde, sah er klar, und doch wußte er nicht, wie zu helfen sei. Daß Lionet das Mädchen nicht von sich lassen werde, die seine einzige Erwerbsquelle war, dachte er sich wohl, selbst wenn er ganz die Erziehung der Kinder hätte übernehmen wollen, was zunächst nicht wohl angegangen wäre, und ein Recht hatte er nicht, dem Vater sein Kind zu nehmen. Den Knaben, der weniger gewandt, auch nicht recht gesund schien, würde der Alte vielleicht leichter von sich lassen; aber wäre es recht, die Kinder zu trennen, die in

ihrer geschwisterlichen Liebe vielleicht Trost und Schutz gegen spätere Verderbniß finden könnten?

Es fiel ihm wieder auf, daß Lionet immer einige Verlegenheit gezeigt hatte, wenn die Rede auf den Knaben kam, und daß er so gleichgültig, fast mit Widerwillen von ihm gesprochen. Dann hatte er auch geäußert, daß die Mutter der Kinder bald nach der Geburt des Mädchens gestorben sei, und doch schien dieses älter, als der Knabe. Immer war ihm, als müsse er sich auf etwas besinnen, das mit dem Knaben zusammenhänge, den er doch heut zum erstenmal gesehen — aber es wollte ihm nicht klar werden und er legte sich endlich, müde vom Nachdenken, zur Ruhe.

Guter Rath kommt über Nacht. Frau Winter wußte nicht, warum ihr Mann, der in einem Zimmer neben dem ihrigen schlief, in aller Frühe aus dem Bett sprang, und nachdem er sich eilig angekleidet, in sein oberes Zimmer eilte und dort in einem Kasten kramte, in dem er alte Papiere und Zeitungen verwahrte. Die Kinder, die ihn zum Frühstück holen sollten, waren ganz erstaunt, den Boden mit Papieren überdeckt zu finden und den sonst so streng ordnungsliebenden Papa in diesem Meer von Zeitungen wühlen zu sehen. Verwundert blieben sie stehen und sahen zu, wie er ein Bündel um's andere öffnete und durchblätterte. Er bemerkte sie gar nicht. Endlich zog er ein Blatt triumphirend hervor und sprang eilig damit die Treppe hinab. „Ich hab's," rief er seiner Frau zu, die mit dem Kindlein auf dem Arm auf dem Bette saß und sich gar nicht denken konnte, was das zu bedeuten habe.

„Was hast du denn?"

„Will dir's nachher sagen," sagte Herr Winter ruhiger, dem

nun einfiel, daß seine Vermuthung noch nicht für Jedermann tauge.

Als die Kinder zur Schule waren, zog er die alte Zeitung hervor, zeigte seiner Frau eine Anzeige, die in französischer und deutscher Sprache verfaßt war, und las sie:

„Der Chevalier d'Ormont bietet 600 Franken Belohnung dem, „der ihm Nachricht von seinem einzigen Kinde Leon d'Ormont geben „kann. Aller Wahrscheinlichkeit ist dieß Kind von seiner deutschen „Amme, die sich beim Ausbruch der Revolution in ihr Vaterland, „nach Rheinpreußen, geflüchtet, dorthin mitgenommen worden. Der „Name dieser Amme hieß Margarethe Rothe. Es konnte bis jetzt „keine Spur von ihr gefunden werden. Das Kind war damals im „Alter von 3 Jahren; besondere Kennzeichen hat es nicht, und „es ist nicht zu bestimmen, ob die Amme bei ihrer Flucht aus mei„nem Schloß Gegenstände von Werth mit sich genommen hat, da „dort später von den Revolutionstruppen geplündert wurde. Ich „habe meinen Wohnsitz in Innspruck genommen (hier folgt die nähere „Adresse), und bitte Jeden, der mir auch nur die entfernteste Kunde „von meinem Kinde geben kann, sich an mich zu wenden."

„Nun, was hat diese Anzeige zu bedeuten, die ja schon von fünf Jahren her ist?" fragte die Frau, indem sie das Zeitungsblatt ansah.

„Gerade weil sie von fünf Jahren her ist," fiel Winter eifrig ein, „ich war damals schon im Senat, als eben dieser Chevalier d'Ormont selbst hier war, da er in allen größeren deutschen Städten die Nachforschung nach seinem Kind in eigener Person betreiben

wollte. Die Zeitungs-Anzeige wäre mir wohl nimmer eingefallen, wenn ich nicht gestern, seit ich den Gauklerknaben gesehen, fortwährend mich hätte besinnen müssen, wo ich das Kind oder Jemand, der ihm sehr ähnlich sieht, schon einmal gesehen habe. Gestern fiel mir's immer ein, ob mir heute Nacht davon geträumt, weiß ich nicht; diesen Morgen aber beim Erwachen stand mir mit Einemmale die Gestalt des Chevaliers lebendig vor der Seele. Unser Theodor war damals eben zwei Jahre alt und unsere höchste Freude, darum hatte ich so großes Mitleid mit dem unglücklichen Vater."

„Ach ja, ich erinnere mich wohl, wie du mir davon erzählt hast," fiel die Frau ein, „aber wie kommst du nur auf den Gedanken, daß der Taschenspielerknabe eben jenes Kind sei?"

„Warum? Weil der Knabe dem Chevalier so ähnlich sieht, wie man sich's kaum möglich denkt, weil er den Umständen nach schwerlich dem Taschenspieler gehört, weil sein Alter eben zutrifft ...."

Der menschenfreundliche Mann kam ganz außer Athem im Eifer über seine Entdeckung.

„Wie ist's denn eigentlich mit jenem Kinde damals zugegangen? wie kam's, daß es mit der Magd geflüchtet ist?"

„Der Chevalier war beim Ausbruch der Revolution mit seiner Gemahlin, die ärztliche Hilfe für ein lang anhaltendes Leiden suchte, in Paris, sein Schloß war eines der ersten, die von plündernden Truppen überfallen wurden. Das Kind war mit der Dienerschaft allein, die sich, von blinder Angst gejagt, nach allen Seiten hin zerstreute. Die Amme des Kindes, eine gutmüthige, aber leichtsinnige Person, wie sie der Chevalier schilderte, scheint mit diesem geflohen zu sein, man will sie noch einmal in Gesellschaft eines schlechten

Menschen, eines ehemaligen Kammerdieners des Chevaliers, gesehen haben. Der Chevalier selbst mußte fliehen und brachte seine Gemahlin, die Schrecken und Jammer um ihr Kind vollends schwer krank gemacht hatten, in ein deutsches Bad. Von dort aus stellte er alle nur möglichen Forschungen nach dem Kleinen an; da er aber viele Monate lang seine Frau nicht verlassen konnte, war es bei den unruhigen Zeiten von keinem Erfolge.

„Nach dem Tod seiner Frau reiste er selbst durch Deutschland, um sein Kind zu suchen, aber vergeblich, und ließ diese Anzeige, die ich bis heute total vergessen hatte, in alle Zeitungen rücken."

Obgleich die Frau noch ihre großen Zweifel hatte, ließ sich Herr Winter in seinem Drang doch nicht abhalten, sogleich an den Chevalier unter der bezeichneten Adresse zu schreiben, und bewog seine Frau, indeß den Umgang der Kinder mit einander zu gestatten.

Die Gespielen.

Es gab einen großen Jubel, als Herr Winter seinen zwei Kindern in der Freistunde des nächsten Tages erlaubte, die Fremden zu sich zu holen. Herr Lionet war nun eben nicht so geneigt, seine Kinder zu andern zu lassen, aber er fürchtete, durch eine Weigerung Verdacht zu erregen; so durften denn Zephirine und Cherubino ihren einzigen Putz anlegen und mit den neuen Gefährten abziehen.

Das war eine Wichtigkeit für die kleinen Winters, mit den Wunderkindern über die Straße zu ziehen! Selbst die Gassenbuben

sahen nur in einiger Entfernung nach, als die „Tanzkinder“ in Mitte der zwei Einheimischen glückselig dahinhüpften.

Zuerst mußten sie an's Bett der Mutter kommen und das Brüderlein sehen. Die hatte immer noch ein gewisses Vorurtheil gehabt gegen alles herumziehende und hergelaufene Volk, aber der Anblick der schönen, mutterlosen Kinder bewegte ihr Herz, besonders der des Knaben mit seinem sanften, traurigen Gesichtchen; sie streichelte ihnen die schwarzen Locken, und ließ sie erzählen von ihrem Leben und Thun.

„Aber Mutter, du solltest Zephirine tanzen sehen!“ rief Marie.

„Ja, ja, Zephirine muß tanzen!“ jubelte auch Theodor, und obgleich die Mutter erklärte, sie glaube gern, daß es Zephirine schön könne, auch ohne es gesehen zu haben, so bestanden doch die Kinder darauf, ihr diesen Genuß zu verschaffen. Die Flügelthüren in's Wohnzimmer wurden geöffnet, Cousine Pauline, die der Mutter und des Kindes pflegte, mußte sich an's Klavier setzen, das Tambourin hatte Zephirine freilich nicht mitgebracht, aber es fand sich ein altes Kinderspielzeug mit Glöckchen, das that auch den Dienst. Cherubino war heut zu gar nichts zu brauchen, er sah nur immer mit seinen stillen Augen die Mutter an und das Kindlein, und antwortete kaum, wenn man ihn fragte. Zephirine aber hatte keinen Gefährten nöthig; bei dem ersten Ton der Musik schien jedes Glied an ihr zu leben, ihre Füßchen schienen kaum den Boden zu berühren, bald flog sie umher, so leicht, daß ihr kaum das Auge folgen konnte, bald neigte und wiegte sie sich wie ein Vögelein, das in den Lüften ruht, und obgleich Cousine Pauline ihr Lebtage nie zu solch einem Tanz gespielt, wußte sie sich doch jedem Ton der Musik anzuschmiegen.

Die Mägde und Lehrlinge des Hauses hatten sich unter der Thüre gesammelt und schauten mit offenem Munde zu; die Kinder klatschten jubelnd in die Hände, der Mutter Augen füllten sich mit Thränen, sie wußte selbst nicht warum, als Zephirine den Tanz endete und mit anmuthiger Bewegung vor ihr niederkniete.

„Wo hast du so hübsch tanzen gelernt, Kleine?“ fragte sie.

„Nachdem Papa's Wachsfigurenkabinet halb verbrannt war, lebten wir eine Weile bei einer Theatergesellschaft, da war eine dünne Mamsell, die hat mich's gelernt und den Cherubino, wie wir noch ganz klein waren; nachher hatte Papa Streit mit dem Direktor, wir gingen mit François fort und kamen dann zu der Herkulina, die vorher bei einer Menagerie war.“

„Hat die auch tanzen können?“

„O die, und tanzen!“ die Kleine lachte hell auf, „ja tanzen wie ein Bär! Aber in großen Städten nahm uns der Vater immer mit in's Ballet, da habe ich Alles abgesehen und es den Cherubino gelernt.“

„Aber möchtest du nicht auch etwas Anderes lernen, nähen, stricken, schreiben und schöne Bücher lesen?“

„O ja, schon, aber ich möchte nicht in die Schule sitzen, und nicht immer in der Stube bleiben, tanzen ist lustig, und wenn ich groß bin, krieg ich ein eigen schönes Pferdchen und werde Kunstreiterin; das ist erst schön!“

„Seiltänzerblut!“ flüsterte die Mutter mit leichtem Kopfschütteln und sah wieder mit größerer Theilnahme auf den Knaben, „und du, Kleiner?“

„O, ich will nicht gern tanzen, da thut mir's oft so weh, ich möchte auch gar nicht immerfort herumreisen.“

Der Mutter wurde das Herz weich, sie wollte aber nicht fortfahren, und überließ die Kinder ihrem Spiel, nachdem sie zuvor reichlich mit Milch und Kringeln gelabt worden waren.

Nun holte Marie ihre Puppen und die Kleider, das war ein Jubel für Zephirine, die nie eine Puppe gehabt hatte! und es ging an ein Anputzen und Zuschneidern, so hübsch hatte Marie nie die Puppen gekleidet, und so nette und seltsame Spiele nie mit ihnen aufführen können, wie die neue Gespielin!

Theodor brachte seine Soldaten und Bilderbücher; die erstern interessirten seinen Gast wenig, aber die Bilderbücher waren ihm höchst wichtig, und Theodor gefiel sich ungemein darin, ihm Alles auf's Genaueste zu erklären und seine zahlreichen Fragen zu beantworten.

Nachher spielten sie zusammen Versteckens, Blumenspiel, Namenspiel, alles Mögliche; „aber ihr habt so dumme lange Namen," sagte Theodor, „„Cherubino"", das ist ja ein ganzes Jahr lang! wir wollen dich Bino heißen oder Bubi!"

Bino wurde angenommen, Zephirine mußte sich Sefi nennen lassen; so verging der Abend unter Lachen und Scherzen, und viel zu früh kam François, um die Kinder abzuholen. Sie waren froh, daß es Nacht war, sie hätten sich dießmal in Wahrheit etwas geschämt, mit dem Bajazzo heimzugehen.

Der Abschied.

Mit großer Ungeduld erwartete Herr Winter Nachricht von Innspruck, oder den Herrn von Ormont selbst; nach fünf Tagen aber kam ein Brief von dem Eigenthümer des Hauses, das dieser in Innspruck bewohnt, mit der Nachricht, daß der Chevalier seinen Sitz in Rheinpreußen, der Heimath der verschollenen Amme, genommen, in der Hoffnung, dort mit der Zeit doch eher etwas von dem Schicksal seines Kindes zu erfahren. Man hatte ihm den Brief nachgeschickt, aber es konnte nun doch lange werden, bis er kommen oder schreiben konnte. Herr Winter verging fast vor Ungeduld, und es war nicht möglich, Herrn Lionet länger aufzuhalten; Zephirine fand zwar immer noch Beifall, aber Herrn Lionet's und François' Leistungen waren so wenig mannigfaltig, daß er sich nicht lange an einem Orte aufhalten konnte. Zudem sah er den Verkehr mit den Kaufmannskindern, der die seinigen so glücklich machte, immer weniger gern, Cherubino verlor täglich mehr die Liebe zur „Kunst“, wie es Herr Lionet nannte, und Zephirinens schmeichelnde Liebenswürdigkeit allein, die Alles über den Vater vermochte, konnte den armen Knaben oft vor harter Strafe schützen.

Zehn Tage dauerte der Verkehr der Kinder mit einander, zehn Tage voll Freude und Herrlichkeit, zumal für die Fremden. Die gute Mama Winter, nachdem sie sich überzeugt, daß keine Gefahr für ihre Kinder bei diesem Umgang sei, daß sie keine gemeinen Ausdrücke, keine rohen Sitten hatten, nahm sich der Fremden von Herzen an. Sie ließ ihnen aus Kleidern ihrer Kinder gute, warme Anzüge

machen, gab ihnen Weißzeug, bat Pauline, die kleine Sefi, die Alles mit wunderbarer Leichtigkeit begriff, stricken und ein wenig nähen zu lernen, und erzählte dem Bino, besser als es ihre Kinder vermocht, von Gott und dem Heiland. Sie hatte nie einen so aufmerksamen Zuhörer gehabt.

Am elften Tag stand in der Frühe schon der Wagen angespannt vor der Thüre des Gasthofs, die zwei Kinder, in viel besserem Reiseanzug, als sie gekommen waren, standen noch eifrig plaudernd mit trübseligen Gesichtchen bei ihren Nürnberger Freunden, die ihnen die Körbchen und Taschen füllten mit Abschiedsgeschenken von der guten Mama. Zephirine machte schon die schönsten Plane, wie sie bis zum Frühling wiederkommen wollten, und wie schön es da sein werde, wenn sie recht oft in Winter's Garten könnten, „dann bekommt unser Bino schöne rothe Backen," sagte Marie, lächelnd die bleichen Wangen des Knaben streichelnd. Cherubino konnte kein Wort sprechen, er hatte die Augen voll Thränen und sah die Kinder nur liebevoll an.

Droben hatte Herr Winter noch eine ernstliche Unterredung mit dem alten Lionet; er ließ ihn nichts von seiner Vermuthung wegen des Knaben merken, und suchte nur im Gespräch mehr über diesen zu erfahren.

„Fürchten Sie nicht," fragte er, „daß Ihr Kleiner etwas zu zart für die Ausübung der Tanzkunst ist?"

„Allerdings," sagte Herr Lionet, „er wird immer weniger, es fehlt ihm nicht an natürlicher Grazie, aber der Bursch ist faul. Vorläufig muß er noch dabei bleiben, die Zephirine, die kleine Hexe, bringt ihn schon herum, und das Pärchen ist so niedlich, das

Publikum liebt so 'was; er ißt auch sehr wenig, sein Unterhalt kostet nicht viel. Zephirine macht jedenfalls eine brillante Carrière, wenn die ihn nicht mehr zum Tanzen nöthig hat und er nicht besser erstarkt, so muß ich auf einen andern Zweig der Kunst für ihn denken, — zur natürlichen Magie, fürcht' ich, ist er zu wenig alert, habe schon an abgerichtete weiße Mäuse gedacht, was freilich sehr ordinär ist, Flöhe wäre schon etwas komplizirter, kommt Zeit kommt Rath."

„Aber er scheint Sinn für's Lernen zu haben," fuhr Herr Winter fort, dem vor diesem Zukunftsbild schauderte; „wenn sich die Mittel zu einer guten Erziehung für ihn fänden, würden Sie nicht geneigt sein, ihn für eine andere Laufbahn zu bestimmen?"

„Ich kann nichts mehr für ihn aufwenden," sprach der Künstler etwas gereizt, „er kostet mich . . ." er hielt inne; „zunächst muß ich sehen, ob sich wirklich im Kunstfach nichts für ihn machen läßt; wäre das nicht, so bin ich vielleicht später so frei, um Ihren gütigen Rath zu bitten."

Hiemit schloß er etwas piquirt; Herr Winter konnte nichts mehr thun; Herr Lionet gab sich immer ein ungemein würdevolles Ansehen. So mußte er denn mit schwerem Herzen die Kinder ziehen sehen.

Das ganze Wirthshauspersonal kam noch herab zum Abschied, die Kinder, besonders die fröhliche Sefi, waren die Lieblinge des Hauses gewesen. Sie hatten in Nürnberg reichliche Ernte gehabt, besonders der Ertrag der gestrigen Vorstellung „zum Besten der Fräulein Zephirine" war glänzend ausgefallen. Herr und Diener und Roß sahen besser gefüttert aus, als bei der Ankunft. Unter vielen Thränen trennten sich die vier Kinder, nur Theodor weinte

nicht und sagte leise zu dem weinenden Cherubino: „mußt nicht weinen, Mädchen heulen."

So lange der Wagen sichtbar war, sah man Sefi's rosiges Gesichtchen und die Hand des kleinen Bino, der sein nasses Sacktuch zum Gruß schwenkte; dann gingen die Nürnberger Kinder heim an des Vaters Hand in ihre gute, schöne, behagliche Heimath, die Andern fuhren hinaus in die weite, fremde Welt. Marie barg daheim ihr weinendes Gesichtchen in der Mutter Schooß und bat sie leise: „Mama, wir wollen für die Kinder beten."

Ein Wiederfinden.

Schon mehrere Stunden war der Wagen sachte seines Wegs dahingerollt und nicht mehr fern von der kleinen Stadt, wo Mittag gemacht werden sollte; Cherubino hatte sein müdes Köpfchen an Zephirinens Schulter gelehnt und war eingeschlafen, die hielt ihn mit ihren Armen umschlungen, wie ein Mütterlein, und dachte derweil an die fröhliche Nürnberger Zeit, an die hübschen Puppen und das schöne Spielzeug, das ihr Marie zum Abschied geschenkt, und an all das Wunderbare, das sich diesen Winter noch ereignen könne; Herr Lionet selbst machte ein Schläfchen, — da wurden Alle aus ihren Träumen plötzlich geweckt durch einen sehr unsanften Stoß, der fast den mürben Wagen zusammengebrochen hätte, und hörten gleich darauf ein lautes und heftiges Schimpfen des François. Herr Lionet machte sich heraus, um zu sehen, was es gebe. Eine Extrapost-Chaise

war mit dem Wagen zusammengestoßen, François schimpfte über die bête allemande, der Postillon fluchte über die Lumpenfuhr, und eben stieg der Herr aus dem Postwagen, um Frieden zu stiften und zu sehen, wer Schaden genommen. Es war ein noch junger, etwas bleicher Mann, in feiner schwarzer Kleidung. Herr Lionet, der sich so vornehm als jeder Herr im deutschen Reich vorkam, wollte sich ihm eben mit vieler Würde nähern, als dieser auf François losging, ihn scharf in's Auge faßte, plötzlich am Kragen nahm und rief: „So du bist's, Schuft, wo hast du mein Kind?“

Dieser, der eher an des Himmels Einfall, als an diese Begegnung gedacht, kam dadurch so ganz und gar außer Fassung, daß er bleich und zitternd ausrief: „Um Gotteswillen, Monsieur le chevalier, lassen Sie mich, er lebt ja!“

„Wo?“

„Charmante junge Herr, Wunderkind, tanz' vortrefflich!“

„So, einen Gaukler habt ihr aus meinem Kind gemacht!“ rief empört Herr von Ormont, denn dieser war es, und ging auf Lionet zu, der scheu bei Seite wich.

In diesem Augenblick streckten die zwei Kinder ihre Köpfchen erschreckt aus dem Wagen; Herr von Ormont eilte hin, nahm, ohne das Mädchen zu beachten, den Knaben heraus, trug ihn an die hellste sonnenbeschienene Stelle der Straße und hob ihn zu sich empor; das sonst so furchtsame Kind sah ihm ganz ruhig lange und tief in die Augen: „Ja, du bist's!“ rief laut weinend der Vater, „das sind i h r e Augen!“ und achtlos auf die ganze Umgebung setzte er sich mit dem Kind an einen Rain, betrachtete sein Gesichtchen, küßte und streichelte ihn und konnte nichts sagen als die Worte: „Du bist's, du bist's, mein Kind!“

Cherubino, obgleich das so plötzlich gekommen, schien das Alles wohl zu begreifen, denn ruhig und vertrauensvoll überließ er sich dem unbekannten Vater und sah ihn nur freundlich lächelnd an; die arme Zephirine wußte aber gar nicht, was das bedeuten sollte; sie drehte ihr Köpfchen von Einem zum Andern, rief und fragte, Niemand gab ihr Auskunft. Herr Lionet und François wußten ihrerseits wohl, woran sie waren, sie machten Miene, in aller Stille davon zu fahren und den Cherubino ohne Widerstand im Stich zu lassen. Das ging aber nicht so rasch. Der Fuchs hatte bei dem Zusammenstoßen gelitten und hinkte, und Herr von Ormont ermannte sich und trat mit würdevollem Anstand auf sie zu.

„Was wir zu besprechen haben, läßt sich nicht auf der Landstraße abmachen,“ sagte er zu den Beiden; „fahrt ihr voran, wir gehen in denselben Gasthof der nächsten Stadt, dort werden wir uns sprechen.“

Wohl oder übel bestieg Herr Lionet seine Equipage und François seinen Bock; Herr von Ormont trug den Knaben in sein Gefährt und befahl seinem Kutscher, langsam hinter dem Wagen zu fahren und ein Auge darauf zu haben, und während der Kutscher den Wagen hütete, hütete Herr Lionet den François, von dem er beständig fürchtete, er möchte sich aus dem Staub machen und ihn allein lassen.

So kam die seltsame Wagenfahrt vor dem Gasthaus des Städtchens an.

Aufklärung.

Während Herr von Ormont die zwei Kinder, die noch wie im Traum waren und nicht wußten, wie ihnen geschehen, in der Wirthsstube beisammen läßt, und oben in verschlossenem Zimmer mit Lionet und François ein Verhör anstellt, wollen wir in Ruhe dem Gang der Begebenheiten nachspüren und sehen, wie es gekommen, daß Herr von Ormont den François erkannt und mit solcher Sicherheit sein Kind in dem Wagen vermuthete.

François, der eigentlich Johann Brenner hieß und aus dem Elsaß stammte, war Kammerdiener bei Herrn von Ormont gewesen und wegen Diebstahls und anderer schlechter Streiche von diesem fortgeschickt worden. Ohne Wissen des Herrn trieb er sich aber in der Nähe des Landhauses um, und blieb mit Margarethe, der deutschen Amme des Söhnleins, die er vorher schon gekannt, in heimlicher Verbindung.

Als mit dem Eintritt der Schreckensregierung Recht und Ordnung immer mehr aufgehoben wurde, als unter der Maske des Gesetzes die Schlösser des Adels überfallen, geplündert und von rohen Soldaten in Besitz genommen wurden, da war Johann einer der ersten, der sich zu den wilden Schaaren gesellte und Vortheil aus dem allgemeinen Elend zu ziehen suchte. Herr von Ormont hatte bereits auf Flucht gedacht und nur eine kurze Reise unternommen, um ärztliche Berathung für seine Frau zu suchen und sein Vermögen so viel wie möglich flüssig zu machen.

Diese Zeit hatte Johann benützt, um mit einigen Kameraden

in das Schloß einzubrechen und der ängstlichen Dienerschaft einen solchen Schreck einzujagen, daß sie sich nach allen Seiten hin zerstreute. Er selbst hatte gar nicht im Sinn, im Dienst der französischen Republik zu bleiben, sondern beredete Margarethe, der Herr werde schon geköpft sein, und was sie nicht nehmen, nehmen Andere, und vermochte sie so, was sie Beide von Kostbarkeiten und Geld habhaft werden konnten, zu sich zu nehmen. Das Kind hätte er gern zurückgelassen, aber Margarethe, die eine mütterliche Liebe zu ihrem Pflegling hatte, bestand darauf, es mitzunehmen und nur unter dieser Bedingung sich die genommenen Sachen anzueignen.

So kamen sie denn mit dem kleinen Leon bis in Margarethens Heimath, wo sie sich aber nur flüchtig aufhielten, da Beide doch ein böses Gewissen hatten. Margarethe erkrankte auf der Reise, und statt mit dem Raub sich gute Tage machen zu können, verbrauchten sie ihn nach und nach auf einem jahrelangen heimathlosen Wanderleben. Endlich starb Margarethe und bat im Sterben Johann dringend, doch die Verwandten des Kindes (seine Eltern glaubte sie todt) ausfindig zu machen und es ihnen zurückzugeben, er habe es ja nur in guter Meinung geflüchtet. Das wußte Johann zwar anders; doch hätte er Margarethens Bitte gern erfüllt, sein Herz war nicht böse im Grund, und Margarethens lange Krankheit und ihr Tod hatten Reue in ihm erweckt; auch wußte er nicht, was mit dem Kind anfangen, dessen Lieblichkeit jedes Herz gewinnen mußte. Bei dem damaligen Zustand der Dinge in Frankreich aber war es in der That unmöglich, dorthin zu kommen; er hätte auch nicht die Mittel dazu gehabt; der Aufruf Herrn von Ormant's war ihm nicht bekannt worden, und so war er froh, endlich

bei einer Schauspielerbande einen alten Landsmann, Herrn Lionet, zu finden, der gleich hoffte, mit dem schönen Knäblein, das mit seinem eigenen Töchterlein ein so hübsches Pärchen bildete, gute Geschäfte zu machen.

So erhielt Johann, der sich jetzt François nannte, noch eine hübsche Kaufsumme für das Kind, das Cherubino umgetauft wurde, und von nun an für Lionets Söhnchen galt, der sich um diese Zeit von den Schauspielern trennte. Da das Kind fortfuhr, ein Wanderleben zu führen, so verwischte sich bei ihm bald die Erinnerung an die Zeit, ehe es mit Zephirinen gelebt. Von all dem Raub aus dem Schlosse hatte François nicht mehr behalten, als einen werthvollen Siegelring mit Herrn von Ormont's Wappen, den er aus Furcht vor Entdeckung nicht gewagt hatte, zu verkaufen, und den er ihm nun wieder auslieferte.

Bei seiner ersten Reise zur Aufsuchung seines Kindes hatte Herr von Ormont auch in Margarethens Heimath, die ihm selbst nicht genau bekannt war, nichts über sie und das Kind erfahren können. Erst als er später seinen Wohnsitz in Rheinpreußen nahm und beständig Gänge in der Gegend machte, um mit dem Landvolk bekannt zu werden, erfuhr er endlich, daß sie vor mehreren Jahren mit dem Kinde in Gesellschaft eines Burschen, in dem Herr von Ormont nach der Beschreibung seinen Johann erkannte, hier gewesen war. Kurz nach dieser Entdeckung, die ihn vorläufig noch nicht weit führte, erhielt er den Brief des Kaufmanns Winter von Nürnberg, von Innspruck aus, worin ihm dieser seine Vermuthungen über das Kind schrieb. Er beschrieb ihm auf's Genaueste das Kind und die ganze Gesellschaft; das Alter traf ganz zu, und in

der Beschreibung des Hanswursts glaubte er sogleich seinen alten Johann wiederzufinden. Nun bedurfte freilich all das noch vielfacher Nachfrage und Bestätigung, aber das wunderbare Zusammentreffen der beiden Nachrichten ließ den lebhaften Sinn des Chevaliers Gewißheit annehmen, wo ein Anderer kaum Hoffnung geschöpft hätte.

Ungesäumt machte er sich auf den Weg nach Nürnberg, wo er unterwegs mit dem Wagen Lionet's zusammenstieß; ein Vater, der sein lang verlorenes Kind wieder gefunden glaubt, kann nicht lange rechnen und wägeln, so schwelgte er im Besitz seines wiedergefundenen Sohnes, wo ein bedächtiges Gemüth noch langer Forschungen bedurft hätte, um sich zu vergewissern.

Und sein Vaterherz hatte ihn nicht betrogen. Was er in den Blicken des Kindes gelesen, das ihn mit den Augen seiner Mutter ansah, das wurde durch jedes spätere Zeugniß bestätigt. Der kleine Cherubino war Leon d'Ormont, sein einziges Kind.

Ein glückseliges Herz hadert nicht. Wohl hätte er François und Lionet wegen des früheren Raubs und des späteren Kinderhandels anklagen können, aber er war zu glücklich, sein Kind unversehrt wieder zu haben; so versprach er Lionet noch, den Kaufpreis für seinen Sohn zurück zu erstatten und eilte hinab zu seinem wiedergefundenen Kleinod.

Noch eine Trennung.

Die Kinder saßen noch beisammen, wie man sie verlassen; Zephirine, die sonst Alles viel rascher begriff, als der Knabe, verstand gar nichts von dem ganzen Auftritt. Leon aber, so wollen wir ihn jetzt nennen, hat nur das Eine verstanden, daß der Herr sein Vater sei, und das behauptete er fest gegen Zephirine, der er sonst nie widersprach, obgleich sie ihm unter Lachen und Weinen zu beweisen suchte, daß er ihrem rechten Papa gehöre.

Nun kamen die Drei herab; Herr von Ormont setzte sein Kind auf seine Kniee und erklärte ihm ganz ruhig und deutlich, wie Alles gekommen, und daß er wirklich sein Vater sei. Leon brauchte keine Beweise, er besann sich auch nicht, warum ihm jetzt zum erstenmale in seinem Leben so unaussprechlich wohl sei. Er schlang seine Aermchen um den Hals des Vaters und ruhte aus an seinem Herzen, als wollte er sein Leben lang nimmer weg von dieser Stätte.

Herr von Ormont hatte dem Knaben Alles in schonender Weise mitgetheilt; er wollte keinen Widerwillen gegen Lionet und François erwecken. Zu François hatte Leon immer eine Zuneigung gehabt, dem Papa Lionet aber war sein schwächliches, oft trübseliges Wesen stets zuwider gewesen, und der Knabe hatte das wohl gefühlt; von ihm ward ihm die Trennung nicht schwer. Aber Zephirine? dort saß das arme Kind noch in dem alten Lehnstuhl am Ofen, in dem sich die zwei Kinder vorhin zusammengeschmiegt hatten, die Händchen im Schooß liegend, und sah mit nassen Augen immer still

hinüber zu ihrem Cherubino, der in den Armen seines Vaters ruhte. Sie verstand jetzt noch nicht Alles, nur das Eine verstand sie, daß er nimmer zu ihr gehörte, und das war ein Weh, wie es ihr fröhliches Herzchen nie zuvor gefühlt hatte.

Der Wirth trat ein und meldete, daß für den Herrn Baron und den jungen Herrn im Kabinet servirt sei; für Herrn Lionet, der auch ein Mittagessen bestellt hatte, legte er etwas geringschätzig zwei Gedecke auf einen Tisch in der großen Wirthsstube. Herr von Ormont stand auf und nahm Leon bei der Hand: „Komm, Kind, komm, mein Büblein, zum Essen!“

Aber Leon streckte seine Hand nach Zephirine aus: „Sefi muß mit, Papa!“

Der Vater schien es nicht gern zu sehen, aber Leon ging nicht ohne Zephirine, die beim Eintreten in's Kabinet mitleidig nach ihrem mageren Papa schaute, der zurückbleiben mußte. Herr von Ormont ließ noch ein Couvert auflegen, bestellte alles Gute, was zu haben war, ließ auch Herrn Lionet etwas Besseres serviren, und sprach den Kindern wacker zu; sie speisten aber Beide wenig, ihre Hände lagen fast immer ineinander, und Zephirine sah Bino wehmüthig an; er aber war voll stiller Freude.

Nach Tisch erhob sich Herr von Ormont, nahm einige Banknoten aus seiner Brieftasche und trat zu dem Taschenspieler:

„Obschon ich nicht sehr reich bin, da ich nur einen Theil meines Vermögens retten konnte, habe ich mich doch für diese Reise wohl mit Geld versehen. Ich freue mich, Ihnen sogleich Ihre Auslagen vollständig ersetzen zu können; den Ueberschuß dieser Summe verwenden Sie für Ihr Töchterlein, das meines Sohnes traurige

Kindheit erheitert hat; leben Sie wohl! Leon, du kannst dich verabschieden," und er ging hinaus, die Abfahrt zu bestellen. Das kam dem kleinen Leon doch gar zu schnell. Herr Lionet war trotz der ansehnlichen Geldsumme immer noch etwas niedergedonnert und konnte seinen ritterlichen Anstand gar nicht mehr finden. Mit großer Schüchternheit bot ihm Leon die Hand, er wußte noch nicht recht, wie er ihn ansehen sollte, den er so lang als Papa respectirt, wenn auch nicht geliebt hatte; dem François, dem die hellen Thränen über die Wangen liefen, gab er einen herzlichen Kuß, aber Zephirine? Die fiel ihm laut weinend um den Hals, und als Herr von Ormont kam, um ihn abzuholen, da standen die zwei Kinder noch Arm in Arm verschlungen, und keines konnte vom andern gehen.

„Vater, o Vater, nimm Sefi mit!" bat Leon, „ich kann nicht leben ohne Sefi, und du weißt gar nicht, wie sie so schön tanzen kann!" Der arme Knabe wußte nicht, wie er gerade mit dieser Lobpreisung dem Vater das Mädchen entleidete, der so schnell als möglich jede Erinnerung an seine Künstlerlaufbahn aus dem Kind verdrängen wollte. Während er unschlüssig dastand, trat Herr Lionet vor, dem sein Vaterherz, das einzig Gute und Gesunde an ihm, doch einen Theil seiner Würde zurückgegeben hatte, und nahm das Mädchen an der Hand: „Dieß Kind, Herr Baron, ist mein, und ich lasse mir's um keine Schätze der Welt abkaufen; Zephirine, möchtest du deinen armen Papa verlassen? Ich müßte Hungers sterben ohne das Mädchen," fügte er etwas prosaischer hinzu.

Das war ein schwerer Kampf für ein so junges Herzchen! Leon wollte nicht nachgeben, auch als Zephirine sich entschlossen, bei dem Papa zu bleiben.

Endlich beschloß Herr von Ormont, der gar nicht Lust hatte, sich das Mädchen aufzuladen, die zwei Kinder auf einige Tage nach Nürnberg zu nehmen; dort, unter den deutschen Gespielen, sollte Leon allmälig von Zephirine entfernt und so auf die Trennung vorbereitet werden. Herrn Lionet bat er, hier zu bleiben, bis ihm sein Töchterlein wieder gebracht werde; dieser gab es freilich ungern genug zu, denn er fürchtete immer noch, sie werde ihm ganz entrissen, was Herr von Ormont doch gar nicht im Sinn hatte.

In Nürnberg war großer Jubel und Verwunderung, als der arme Bino als junger Herr Leon von Ormont zurückkehrte. Marie war überglücklich, daß sie selbst eine Geschichte miterlebe, wie sie sonst nur in Büchern stehen; Theodor brauchte etwas lang, bis er den Hergang der Dinge begreifen konnte, dann war er aber auch ganz stolz und vergnügt. Der glückselige Vater wußte gar nicht, was er seinem Sohn alles zu lieb thun sollte; sein bleiches Aussehen beunruhigte ihn, er sollte reiten lernen, ausfahren, . . . jeden Wunsch suchte er ihm aus den Augen zu lesen; Theodor mußte ihn überall begleiten, während man absichtlich die Mädchen zurückließ.

Die arme Zephirine spielte eine etwas traurige Rolle dabei; bis jetzt war sie immer und überall die Hauptsache gewesen, bewundert, geschmeichelt; — nicht nur die Schwester, sondern auch das Mütterlein ihres kleinen Bino, der sie um Alles befragte, und nun war sie, wenn auch gütig behandelt, doch möglichst bei Seite geschoben und sah die Absicht wohl, sie von Leon zu entfernen. Immer spielen ging nun auch nicht mehr, nach ihrer Tanzkunst fragte gar Niemand; sie sollte Stunden lang still sitzen und mit Marie stricken oder lernen; sie faßte sehr schnell, aber sie bekam dabei doch eine Art

Heimweh nach dem freien und ungebundenen Leben, nach ihren bunten Kleidchen, nach dem Tanz und dem Beifall der Leute.

Eines Abends war Leon mit seinem Vater ausgegangen, Marie war bei einer Tante, und Zephirine saß allein im Zimmer; ihr Herzchen war recht schwer, sie wußte kaum warum? Da hörte sie von der Straße ihren Namen rufen; sie sah hinunter, und im Schein einer Straßenlaterne stand Papa Lionet und winkte ihr; mit einem Freudengeschrei sprang sie die Stiege hinab und in seine Arme; es war ihr Vater, und sie hatte ihr Leben lang nur Liebe und Güte von ihm erfahren.

Er umarmte sie mit Thränen: „Kind, mein liebes Kind, sie bringen dich nicht, sie werden dich behalten und fortnehmen, willst du das? willst du deinen armen alten Papa allein lassen?“

„Nein, nein!“ rief Zephirine, „o gewiß nicht! ich will mit dir gehen und bei dir bleiben; gewiß, Leon braucht mich nicht mehr, der hat seinen Papa; wart nur, ich will nur noch Abschied nehmen!“

Sie flog hinauf, packte in Hast ihre kleinen Habseligkeiten zusammen und eilte zu Mama Winter.

„Mama, liebe Mama,“ rief sie mit ihrer Lebhaftigkeit, „da drunten steht mein armer, alter, rechter Papa, und ist so allein, ich will jetzt wieder zu ihm gehen und bei ihm bleiben, sagen Sie einen recht schönen Gruß an Marie und an Cherubino . . .“ Das Kind brach in Thränen aus. Frau Winter beruhigte sie, als sie endlich verstand, was sie wollte, und lud Herrn Lionet ein, heraufzukommen. Bis sie ihn bewirthete und Sefi's Sächlein ordentlich zusammenrüstete, kam Leon mit seinem Vater nach Hause. Herr von Ormont war sehr froh, als er Zephirinens Entschluß hörte, und

beschenkte sie reichlich, fast über seine Kräfte. Herr Winter ließ sich von Lionet versprechen, daß er für des Mädchens Erziehung Sorge tragen wolle, aber der kleine Leon war untröstlich, daß seine Sefi nun doch ging. Endlich rißen sich die Kinder von einander los; Herr Lionet hob das Mädchen auf das Wägelchen, das d'Ormont hatte kommen lassen, wickelte sein Kind in das warme Mäntelchen, ein Geschenk der Frau Winter, und so fuhr sie mit ihm fort, ihr weinendes Gesicht fest in ihr weißes Tüchlein gedrückt.

Die Geschwister.

Fast zwei Jahre waren seit jenem Abschied verflossen, und wir wenden unsern Blick auf ein kleines, gar freundliches Landhaus, von einem Garten umgeben, in einer anmuthigen Gegend des Rheinlandes. In einem kleinen Saal, dessen offene Flügelthüren in den schönen Garten hinausgingen, ruhte auf einem Kanapee ein bleicher Knabe, der mit etwas müden Augen in die sonnigen Gänge hinaussah, die zu beiden Seiten mit den allerschönsten Herbstblumen geschmückt waren. Ein Herr saß an einem Schreibtisch in seiner Nähe und blickte hie und da mit bekümmertem Blick auf den Knaben.

„Wollen wir nicht noch ein wenig spazieren gehen, Leon?" fragte er ihn freundlich, „es ist so schön draußen."

„Ach nein," sagte der, „ich bin so müde und die Sonne thut mir weh."

„Willst du nicht das neue Buch sehen?"

„O nein, das macht meine Augen so müd.“

„Otto besucht dich vielleicht heute noch und spielt mit dir,“ tröstete ihn der bekümmerte Vater.

„Ich mag ihn nicht, er spricht so laut und ist so lustig,“ sagte der Knabe im grämlichen Ton eines Kranken.

„Warte nur, lieber Leon,“ begann der Vater wieder, „wir können jetzt wohl bald wieder nach Frankreich zurückgehen, da ist's so schön warm, da wirst du ganz gesund.“

„Ja, ja,“ rief der Knabe, einen Augenblick erheitert, „und wenn wir verreisen, finden wir vielleicht auch Zephirine.“

Die Haushälterin Herrn von Ormont's trat ein: „An der vordern Hausthür ist ein Bettelmädchen, das nach dem jungen Herrn fragt und nicht gehen will.“

Unwillig erhob sich Herr von Ormont, um die Zudringliche fortzujagen, als schnell wie ein Blitz ein schlankes, zartes Mädchen von etwa neun Jahren, sonnenverbrannt, in zerrissenen Kleidern und Schuhen, der Haushälterin nachkam und wie sie den Knaben sah, mit dem lauten Jubelruf: „Bino! Bino! du guter, lieber Bino!“ in seine Arme eilte.

„Das ist meine Sefi!“ rief der, als er ihr die verwirrten Locken aus der Stirne strich, und in der rührenden Glückseligkeit der Kinder, die einander lachend und weinend an der Hand hielten und anblickten, schmolz aller anfängliche Aerger des Vaters.

„Bist du denn krank, armer Cherubino?“ fragte das Mädchen mitleidig, indem sie sein bleiches Gesicht streichelte, „du siehst so blaß.“

„O nein, ich bin nicht krank!“ sagte Leon lebhaft, „ich huste

nur ein Bischen; wenn du da bist, so werde ich ganz gesund, und dann gehen wir nach Frankreich! Nicht wahr, Papa?"

Der Vater nickte, sein Herz war zu schwer zum Sprechen.

Ein ganz neues Leben war in Leon erwacht; er befahl und ordnete an, als wäre er der einzige Herr des Hauses, und der Vater lächelte unter Thränen über seinen Eifer.

Zuerst mußte Frau Lange, die Haushälterin, warmen Thee bringen für seine Sefi und was sie Gutes zu essen hatte, und dann schöne Kleider, — das hielt aber schwer; die der Frau Lange waren ihr viel, viel zu weit und groß; endlich brachte man einen Anzug von einem Mädchen im Dorf; Zephirine ging damit weg, und wie sie wieder kam in der Bauerntracht, hübsch gewaschen und gekämmt, ihr schwarzes Haar in langen Zöpfen, da klopfte Leon vor Freuden in die Hände und Herr von Ormont selbst staunte über der Schönheit des Kindes.

„O, ich kann mir schöne Kleider kaufen," sagte sie mit einigem Stolz, indem sie ein kleines Beutelchen ganz mit Gold gefüllt herauszog und Leon zeigte.

„Aber warum kommst du denn so lumpig, du dumme Sefi, wenn du so viel Geld hast," fragte dieser erstaunt.

„Ach, es eilte mir so, zu dir zu kommen, da wollt' ich mich mit gar nichts aufhalten, und ich wollte auch das Geld Niemand zeigen; weißt, so einem kleinen Mädchen hätte man das leicht nehmen können!"

„Aber wo und wie kommst du her?" fragte jetzt Herr von Ormont, dem der Besitz dieser Summe verdächtig war, „schickt dich dein Vater?"

„Ach nein, der arme Papa ist ja todt gefallen, weil er noch hat kunstreiten wollen, wegen der garstigen, alten Mama!“

„Nun, so erzähl’ in der Ordnung; wie war’s, seit du in Nürnberg mit dem Vater fortgingest?“

„Ja, da gingen wir nach München; da war ich auch wieder im Theater, und sah so schön tanzen, so schön!“ und der Papa nahm eine Mamsell mit, die für uns nähte und wusch und mich auch etwas lehrte; tanzen oder so konnte sie nicht, aber sie machte hübsche wollene Blumen. Wenn wir länger in einem Ort blieben, schickte er mich auch in die Schule. So reisten wir lang herum, und es ging uns fast immer gut; aber ich hatte doch Heimweh nach Cherubino. Am Ende kamen wir in eine große Stadt zur Messe; da waren auch Kunstreiter, zu denen mich der Papa mitnahm. Es war recht schön; eine dicke Frau ritt auch noch herum, die stieg gerade neben uns ab; da schrie der Papa: „Julia!“ und sie: „Aimé!“ und da war’s die alte Mama!“

„Was für eine Mama!“

„Ach, die alte, die Papa’s Frau war, ehe er meine rechte Mama geheirathet hat; er glaubte, daß sie nicht mehr lebe; aber sie war noch da, ihr anderer Mann war inzwischen gestorben, und sie hatte eine große Freude an Papa. Abends besuchte sie uns und ich mußte tanzen; da war sie ganz entzückt und sagte dem Papa, wir müssen bei ihr bleiben, und er gebe noch einen prächtigen Ritter im Circus. Wir waren eine gute Weile bei ihr, aber sie war garstig und bös, und der François ist auch weggelaufen. Einmal nöthigte sie den armen Papa, er soll als Ritter herumreiten, und er hatte doch so steife Beine! Ein böser Bube gab dem Pferd einen

Schlag, das warf den Papa ab, und man mußte ihn in's Bett tragen.

„Er war noch eine Weile krank," fuhr die Kleine wieder mit weicher Stimme fort, „und die Mama sah kaum nach ihm; ich saß immer an seinem Bett. Eh er starb, ließ er mich das Beutelein holen, das er wohl versteckt hatte, und sagte mir: das habe er lange heimlich für mich gesammelt. Der gute Papa, und trug selbst so abgeschabte Röcke! und er sagte auch, ich solle nicht bei der Truppe bleiben, er wolle noch an Herrn Winter schreiben; das konnte er aber nimmer. Dann starb er, und unser alter Fuchs hat ihn noch auf den Kirchhof geführt."

Das Kind weinte wieder und Leon mit.

„Sie hätten mich nicht fortgelassen," hub sie wieder an, „aber ich ging heimlich; zuerst nahm mich ein Bote mit in seinem Wagen, weit weit. Ich hatte früher mit François oft von dir gesprochen, lieber Bino, und der hatte mir gesagt, wo du wohnst; so fragte ich denn und fragte, und ging und ging, o, schon viele Tage lang, und da bin ich."

Herr von Ormont dachte natürlich nicht daran, das Kind wieder zu entfernen, dessen Ankunft seinem kranken Sohn ein neues Leben gab. Sie wurde niedlich gekleidet und hatte durch ihre liebliche Fröhlichkeit bald alle Herzen gewonnen. Zephirinens Name war Herrn von Ormont noch ein großer Anstand, sie ließ sich's gefallen, ihn abzulegen; Leon taufte sie Leonie, obgleich sie zuerst meinte, das sei langweilig; bald aber hieß sie Leonie im ganzen Hause.

Ein glückseliges Leben begann nun für die zwei Kinder; Zephi-

rinens ganzes Leben und Thun war nur Liebe und Hingebung für den wiedergefundenen Bruder. Nun war er nimmer zu müde in den Garten zu gehen, seit Leonie mit ihm ging, ihm weiche Sitze bereitete, Sträuße und Kränze band und tausend anmuthige Spiele erfand. Seine Lehrstunden mußte sie theilen und er hörte mit herzlichem Lachen ihre oft so unwissenden Fragen und dann wieder mit Stolz die Lobsprüche des Lehrers über ihre Fähigkeit. Seine Spielsachen, seine Bücher, Alles schien erst lebendig zu werden unter Leoniens Hand, wenn sie mit ihrer klaren Stimme vorlas, oder eine Menge kleiner Erfindungen über den Gebrauch des Spielzeugs machte. Manchmal, wenn die Kinder ganz allein waren, schmückte sie auch wohl ihr Haar mit Blumen, schürzte ihr Röckchen auf und führte die alten fröhlichen Tänze auf. Ihr Schlafkabinetchen war neben dem Zimmer, wo er mit seinem Vater schlief; in mancher Nacht, wo Fieber und Husten den armen Knaben nicht einschlafen ließen, schlüpfte sie leise an sein Lager und hielt seine brennende Hand in der ihrigen und sang mit ihrer weichen, süßen Stimme ein Schlummerliedchen, bis er endlich eingeschlafen war, und wenn der Vater halb im Schlaf nach seinem Sohn hinüber sah, so war ihm oft, es sitze ein Engel an seinem Bett. An stillen Abendstunden und Morgens, wenn der müde Leon endlich sich erheben konnte, da hatten die Kinder ihre eigene Lehrstunde zusammen. Leon hatte vom Vater eine schöne Bibel mit Bildern erhalten; nun war er der Lehrer und zeigte seiner Leonie die Bilder und las oder erzählte ihr die heiligen Geschichten. In Leoniens Herz war der Eindruck jenes Morgens, als sie zum ersten Male eine Kirche betrat, das Andenken an die gemeinsamen Morgen- und Abendgebete

in Nürnberg nicht verloren gegangen; so oft sie indeß an einer Kirche vorübergekommen war, hatte sie's dahin gezogen, wie in eine Heimath; aber das Beten hatte sie fast ganz verlernt in dem unstäten Herumtreiben. Leon aber mit seinem stillen Gemüth war in der freundlichen Ruhe dieses Aufenthalts und unter dem Unterricht eines frommen Geistlichen schon ganz daheim geworden in der Welt, die einmal unsere ewige Heimath werden soll. Die Geschichten der Bibel waren seine liebsten und sie erwachten ihm zu neuer Herrlichkeit, wenn Leonie ihre glänzenden Augen auf ihn heftete und er ihr von den uralten Tagen erzählte, wo Gott mit den Menschen noch geredet, wie mit seinen Kindern, wo Er mit den Engeln eingekehrt vor Abrahams stiller Hütte und Jakob die Himmelsleiter im Traum sah. Mit strahlendem Lächeln schaute er Leonie an, wenn er ihr wieder ein neues Bild zeigte — sie durfte nur Eines an einem Tage sehen — und dann seine Erzählung begann, der sie so begierig lauschte; es war so hübsch, daß er sie, die sonst immer sein Mütterlein gewesen, nun auch etwas lehren konnte.

Und wenn sie an das neue Testament kamen, an die Erzählung, wo der Heiland die Kinder zu sich ruft, an die seligen Verheißungen eines ewigen Lebens in Frieden und Herrlichkeit, da glänzten Leoniens Augen oft von stillen Thränen, und sie hielt des Bruders schmale Hand fest, fest in der ihren, als wollte sie ihn nicht fortlassen. So jung sie war, sie hatte doch schon Vielerlei erfahren und hatte ein aufmerksames Auge für das sichtliche Hinwelken ihres Lieblings.

Leons Gereiztheit und üble Laune hatte fast ganz aufgehört; denn die Schwester wußte jeden Wunsch zu errathen, jedem Ver-

druß zuvor zu kommen. Es war ein Geist des Friedens und der Liebe in dem Haus, als ob ein beständiger heiliger Sabbath gefeiert würde.

Weihnachten kam, und Herr von Ormont hatte Alles erschöpft, was väterliche Liebe für seinen Sohn Schönes und Liebes ersinnen konnte. Er hatte ihn, seit er wieder sein eigen war, stets reichlich bedacht; dießmal aber sollte zum erstenmal unter Frau Lange's Anleitung ein Christbaum den Weihnachtstisch schmücken. Die Kinder saßen im Dunkeln beisammen; Leon mußte immer mehr seine Zeit auf dem Ruhebette zubringen; er hatte noch einmal die Geschichte der ersten Weihnacht erzählt, vom Lobgesang der Engel und dem ersten Besuch der Hirten: „das freut mich so, daß der Heiland in einem Stall geboren ist,“ sagte Leonie, „da denkt er gewiß noch im Himmel zuerst an so ame Kinder in der Welt draußen herum, wie wir waren, da hat er uns wohl oft in unserem Wagen schlafen sehen, wie wir noch nichts von ihm gewußt haben ....“

„Ja, und hat gedacht: ihr werdet doch noch mein,“ flüsterte Leon.

Da ging die Thüre auf, und ein strahlender Lichtglanz blendete die überraschten Kinder. Von dem Tisch, der mit einer Menge reicher Gaben beladen war, erhob sich ein Christbaum, flammend mit hundert Kerzen. Auf der Spitze schwebte ein schön gebildeter Engel mit lichten goldenen Flügeln; den Kindern war's zuerst ganz still zu Muth, Leon sprach leise die Worte aus einem Weihnachtslied:

Das ewig Licht geht da herein,
Gibt der Welt ein neuen Schein,
Es leucht' wohl mitten in der Nacht
Und uns des Lichtes Kinder macht.

Dann aber war Leonie die Erste, die mit lautem Jubel die Herrlichkeiten des Tisches musterte; sie war reichlich bedacht worden. Herr von Ormont sah seit lange nur noch den Engel seines Kindes in ihr. Ein himmelblaues Kleid von feinem, warmen Zeug, wie es einmal die kleine Marie in Nürnberg getragen, allerlei niedliche Schürzchen und Krägelchen mit Bändern, wie sie die ehemalige kleine Tänzerin so sehr liebte, zierliches Arbeitsgeräth — denn Leonie war schon ein ziemlich geschicktes Mädchen geworden — auch Puppen und Spielzeug, und über das Alles ein schönes Tambourin: das machte sie glücklich! sie war ganz die alte, fröhliche Zephirine wieder, und half mit demselben Jubel Leon seine Geschenke mustern, der sie stiller aufnahm. Mit Kleidern konnte man freilich dem Kranken nicht viel Freude machen; aber da waren Bilder und Bücher, sinnige Spiele, ein schöner Atlas, der ihn am meisten zu freuen schien; er suchte zuerst die Karte von Frankreich und rief den Vater: „Vater, jetzt zeig mir den Weg, den wir einmal nach Frankreich gehen!“

Die Andern sahen sich traurig an mit dem Gedanken: armer Knabe, du wirst wohl einen andern Weg gehen!

Die Weihnachtsfreude hatte Leon recht müde gemacht, mehr und mehr blieb er auf seinem Lager; Leonie war unerschöpflich, immer wieder neue Unterhaltungen für ihn zu finden. Der Vater versuchte, ihn an klaren, sonnigen Wintertagen im Schlitten zu fahren, aber der Husten wurde darauf so heftig, daß es der Arzt bestimmt verbot.

Schluß.

Langsam verging der Winter; aber der März brachte klare, sonnige Tage, man konnte die milde Frühlingsluft in das Krankenzimmer lassen; wie ein gefangenes Vögelein flog Zephirine hinaus, um dem Bruder die ersten Blümchen zu suchen. Es war ein schöner Abend, als sie mit einem Sträußchen von Schneeglöckchen und den ersten Veilchen an sein Bett trat.

„Wie Noah's Täublein mit dem Oelzweig, nicht wahr, Vater?“ sagte Leon zu diesem.

„In Frankreich gibt's früher Blumen,“ sagte der Vater, „da dauert der Winter nicht so lang.“

„Vater,“ sagte Leon mit klarerer Stimme als zuvor, „ich weiß wohl, daß ich nicht nach Frankreich komme, aber in ein Land, wo es nie, gar nie Winter wird, der Herr Pfarrer hat mir's gesagt.“

Der Vater beugte sich auf ihn, um seine Thränen zu verbergen.

„Wo ist denn Leonie?“ fragte der Kranke, „es ist ja so dunkel.“

„Hier,“ flüsterte Leonie leise an der andern Seite des Bettes.

„Lieber Vater,“ fing er wieder lächelnd an, „gelt, wenn wir nicht damals in die Kirche gegangen wären, so hättest du uns nicht gefunden? Sieh, so hat mich der Heiland zu dir geführt, und du zum Heiland, nicht wahr?“

Der Vater nickte.

„Leonie!“ sie drückte seine Hand, sie war ganz kalt; „Leonie,

weißt du, wie die Thüre damals aufging und du sprangst herein, und bist bei uns daheim geblieben? weißt du noch?"

„Freilich," sagte sie leise.

„Leonie, wenn ich im Himmel bin, daheim bei dem lieben Gott, da geht wohl auch einmal die Thüre auf, und du kommst herein und bleibst bei uns immer, immer und ewig, nicht wahr?"

Es wurde dunkel im Zimmer, der Kranke schlief ein und — erwachte nicht mehr.

Es war wieder Herbst geworden und die schönsten Spätblumen schmückten Leons Grab, das ein immerblühender Garten war. Leonie pflegte es Morgens und Abends, es war ihr liebster Gang, ihre zweite Heimath; sie war fast so oft dort als Leons Vater, der lange schon auch ihr Vater war.

Sie hatte ihn oft hinbegleitet mit stillem Tritt, mit viel heißen Thränen. Aber allmälig wurden ihre Wangen wieder geröthet, ihre Augen hell, ihr Gang leicht, und ein heiteres Lächeln wie sonst erhellte ihr Gesichtchen; sie war nicht mehr die leichte lustige Zephirine, aber sie war wieder die heitere Leonie, die des Bruders letzte Tage so hell gemacht.

Herr von Ormont sah dieß wohl, und er freute sich darüber; er wußte, daß in einer jungen Seele das Leid nicht ewig währen kann; er wußte auch, daß sie darum den Bruder nicht vergessen.

„Leonie," sagte er eines Tages, „liebes Kind, du weißt wohl, daß mein Haus deine Heimath ist, aber es ist eine trübselige; du

bist noch jung und hast viel zu lernen, ein langes Leben liegt noch vor dir. Sie sagten mir in Nürnberg, du seiest zur Kunst berufen, Du sollst freilich nicht mehr, wie mit deinem armen Vater, im Wagen durch die Welt fahren; aber ich will dich in eine große Stadt bringen, wo du erst lernen sollst, was die Kunst Schönes hat. Du bist über deine Jahre verständig; besinn dich, Kind, bis morgen, ob du nicht zum alten, heitern Künstlerleben zurückkehren willst?"

Leonie besann sich, wie es der Vater gewünscht; sie schlief die Nacht wenig. Alle die Herrlichkeit des Theaters, die sie in großen Städten gesehen, die rauschende Musik, die prächtigen Gewänder, der ganze Zauber, der auf jener bunten Welt liegt, ging an ihr vorüber, und sie fühlte ihr Herz wieder klopfen in froher Erwartung, wie damals, wenn sie dachte: „in dieß Feenreich sollst du eintreten!" Aber es kamen nachher andere Bilder, viel andere, ihres Vaters trauriges Sterbebett und Leons friedliches Scheiden; und als sie gegen Morgen entschlummerte, da war ihr Herzchen ruhig, sie wußte, was sie wollte.

Sie ging am Morgen wie gewöhnlich mit dem Vater auf Leons Grab. „Weißt du, Vater, was Leon sagte, ehe er starb? es werde einst droben eine Thür aufgehen und ich zu ihm kommen und daheim bleiben immer und ewig, wie ich früher hier zu euch gekommen bin! Siehst du, Vater, ich weiß nicht recht, ob es eine Sünde ist, ein Leben zu führen, wie mit dem armen Papa, oder wie die schönen, prächtigen Frauen auf dem Theater; aber ich glaube, es ist doch schwerer in Himmel zu kommen. So lang ich

so tanzte, konnte ich nicht recht an die Kirche und den Heiland denken: drum will ich den Weg zum Himmel lieber suchen, wie damals den Weg zu euch, in der Stille und mit Mühe, als in Tanz und Glanz. Wenn du glaubst, ich soll noch mehr lernen, so schicke mich nach Nürnberg; aber laß mich nachher wieder dein Kind sein, du bist ja so allein!"

Der Vater glaubte, daß das Kind das Rechte erwählt habe und ließ es so geschehen. In Nürnberg wurde sie mit der alten Liebe aufgenommen und erzählte viel, viel von ihrem lieben Bino. Und als Herr von Ormont wirklich wieder einzog in das Erbe seiner Väter, da begleitete ihn sein treues Töchterlein Leonie als eine fromme, liebliche Jungfrau. Zu keiner Zeit, in Freude und Leid hat sie vergessen, an die Stunde zu denken, wo sie eintreten dürfe zu ihrem seligen Bruder.

Frau Luna.

Ein Märchen.

Weit, weit von hier, im fernen Norden, stand ein einsam Schloß auf einer steilen Höhe dicht am Meer, das an dieser Stelle sich am Felsen bricht und gar wild und gewaltig tobt. Das Schloß sah öde und zerfallen aus, so daß man kaum glaubte, daß noch Menschen darin hausen. Eulen und Fledermäuse nisteten in den alten Thürmen, der Brunnen im Hof war halbverschüttet, und hohes Gras wuchs auf den Zinnen.

Die Vorderseite des Schlosses ging auf's brausende Meer, die Rückseite stieß an schwarze Fichtenwälder, zur Seite aber bildete das Meer eine Bucht, wo das Wasser ruhiger war, und an den Fenstern, die auf diesen stillen Wasserspiegel gingen, stand gar oft ein blondlockiges Kind, das wie vom Himmel herab gefallen schien in diese schauerliche Oede. Das war die kleine Gerda, die hier lebte in der allertiefsten Einsamkeit.

Wohl wohnte ihr Vater mit einigen Dienern in dem Schloß, wohl war da Jutte, die alte Magd, die für die Speisen sorgte und für des Kindes Kleidung; aber der Vater und die Knechte zogen oft ganze Tage und Nächte hinaus auf die Jagd, wie Jutte sagte,

und wenn sie nach Haus kamen, so schmausten und tranken sie in dem alten Saal und sangen wilde Lieder, so daß Gerda sich vor ihnen fürchtete, und oft Wochen lang den Vater nicht sah; Jutte aber hatte fortwährend im Hause zu thun, und wenn sie auch mit ihrer Kunkel sich in's Zimmer setzte, so war sie finster und schweigsam.

So war und blieb denn Gerda allein, so einsam, wie wohl nie ein Kind. Stunden lang saß sie auf dem breiten Steinsims ihres Bogenfensters und horchte dem Gesang der Wellen, die sich am Felsen brachen, oder dem Rauschen des Windes in den hohen Bäumen. Auch blickte sie hinaus auf das weite, weite Meer und sah die Möwen fliegen, so weit ihr Auge reichte; sie konnte sich aber nicht anders denken, als da sei Meer, und fort und fort lauter Meer, so weit man sehen und fahren könne.

Früher einmal, in einer stürmischen Nacht, wo das Sausen des Windes und das Toben der Wellen gar zu laut war, und Jutte nirgends zu sehen, da hatte sie sich gefürchtet in ihrem einsamen Kämmerlein und war in den Saal hinüber gegangen, wo sie Stimmen hörte. Der Vater war da und seine Knechte, aber Niemand achtete auf das Kind, das sich still in die warme Kaminecke setzte. Sie waren alle beschäftigt, eine große, hellbrennende Laterne zum Saalfenster hinauszuhängen.

„Was thut ihr, Hans?“ fragte endlich Gerda einen der Knechte, der an ihr vorüber ging.

„Wir zünden den armen Schiffen, die in der Nacht noch auf dem Meer sind!“ sagte der mit grinsendem Lachen.

Gerda dachte, das sei recht, und doch war ihr unheimlich dabei zu Muthe.

Der Vater und die Knechte verließen das Zimmer, sie hörte sie die Treppe hinabsteigen und die Stufen, die bis zum Meer führten; sie hörte Schüsse, das Rufen von Menschenstimmen, und bald darauf einen furchtbaren Schrei. Der Sturm und die Wellen tobten lauter, aber dazwischen hinein glaubte sie Jammer und Wehlaute zu hören; sie fürchtete sich entsetzlich und wagte nicht, sich zu bewegen.

Da kam Jutte eiligen Schrittes in das Zimmer: „Schnell, Kind, schnell fort, was thust du hier?“ und sie trug sie in ihr Kämmerlein und in ihr Bett.

Gerda hörte den schweren Tritt der Männer auf der Treppe: „Sag', Jutte, was ist das? haben die armen Schiffer das Licht nicht gesehen? wer hat so gerufen?“

„Schweig, Kind, schweig,“ sagte scheu und ängstlich die Alte, „bet' ein „Vater unser“, wenn du's noch kannst, ich kann das nicht mehr.“

Und Gerda betete mit zitternder Stimme; sie wußte nicht mehr, wer sie das Gebet gelernt, und schlief endlich ein. Seit diesem Abend wagte sie sich nicht mehr in den Saal; aber in mancher Sturmnacht glaubte sie wieder Jammerrufe zu hören, wie damals; dann hüllte sie sich schaudernd in ihre Decke und betete das Vater unser, ihr einziges Gebet, dessen Bedeutung sie kaum verstand, das sie aber stets wieder zur Ruhe wiegte.

Gerda kam selten, sehr selten die Treppe hinab, und obwohl sie am Fenster viel frische Seeluft schöpfte, so waren doch ihre Wangen bleich, ihre blauen Augen aber hell, wie Sterne; sie blühte inmitten der wilden Menschen wie eine weiße Seelilie und Niemand erfreute

sich ihrer Schönheit. Nur selten nahm sie der Vater auf die Kniee und sah in ihr sanftes Gesichtchen und sagte: „Wart nur, Kind, wenn du älter bist, sollst du auch die Welt sehen!“

Sie war nicht lustig, wie andere Kinder, sie hatte nie Gespielen gehabt, auch kein Spielzeug, wie es kleine Mädchen haben. Jutte aber, die des Kindes freudlose Jugend erbarmte, nahm sie einst an der Hand und führte sie eine kleine Treppe hinab, durch die man in ein anderes weites Zimmer im unteren Raum kam. „Da, du armes Närrlein, da kannst du spielen, häng' nur dein Herzlein nicht daran.“

Ein wunderliches Spielzimmer war das, und Gerda wußte nicht, wie sie es anfangen sollte, hier zu spielen. Längs der Wand standen Kisten und Fässer in allen Gestalten, Ballen mit Stoffen jeder Art, die für das Kind keinen Werth und keinen Reiz hatten, dann aber auch allerlei seltsames Geräthe, Vögel in den herrlichsten bunten Farben, sie waren aber todt und ausgestopft, Korallen und Perlen, goldenes Geschmeide und schöne, glänzende Muscheln, größer und prächtiger als die, die ihr Jutte hie und da am Strand gesammelt und gebracht hatte.

Gerda wußte gar zu wenig vom Leben draußen, als daß sie, wie andere Kinder, sich hätte die Welt der großen Leute im Kleinen bilden können; das Einzige, was sie sah, war das Meer und der Himmel, da sie so gar selten in's Land hinein kam; so bildete sie sich denn aus den Muscheln den Meeresgrund, und in die größte der Muscheln setzte sie sich selbst und bildete sich ein, sie schiffe jetzt in die weite Welt hinaus, die sie sich gar nicht seltsam genug vorstellen konnte. Sie heftete die Ringe und Juwelen, die sie gefunden, auf



[illegible] Nur selten nahm sie der Vater auf die Knie [illegible] Gesichtchen und sagte: „Wart nur, Kind, [illegible] sollst du auch die Welt sehen!“

[illegible] lustig, [illegible] andere Kinder, sie hatte nie Ge[illegible] auch kein Spielzeug, wie es kleine Mädchen haben. [illegible] die des Kindes freudlose Jugend erbarmte, nahm sie [illegible] Hand und führte sie eine kleine Treppe hinab, durch [illegible] in ein anderes [illegible] Zimmer im [illegible] Raum kam. „[illegible] armes Närrchen, da kannst du spielen, häng' nur dein [illegible] daran.“

Ein wunderliches Spielzimmer war das, und Gerda wußte nicht, wie sie es anfangen sollte, hier zu spielen. Längs der Wände [illegible] Kisten und Fässer in allen Gestalten, Ballen mit Stoffen [illegible] keinen Werth und keinen Reiz hatten, [illegible] Geräthe, Vögel in den herrlichsten [illegible] aber todt und ausgestopft, Korallen und [illegible] und schöne, glänzende Muscheln, große [illegible] ihr Vater hie und da am Strand gesammelt und gebracht hatte.

Gerda wußte gar zu wenig vom Leben draußen, als daß sie, wie andere Kinder, sich hätte die Welt der großen Leute im Kleinen bilden können; das Einzige, was sie sah, war das Meer und der Himmel, da sie so gar selten in's Land hinein kam; so bildete sie sich denn aus den Muscheln den Meeresgrund, und in die größte der Muscheln setzte sie sich selbst und bildete sich ein, sie schiffe jetzt in die weite Welt hinaus, die sie sich gar nicht seltsam genug vorstellen konnte. Sie heftete die Ringe und Juwelen, die [illegible] gefunden, auf



ein schwarzes Tuch und hängte es unten an die Wand; das war der Himmel mit Sternen, in den sie hineinschiffte; denn sie mußte sich immer denken, das Meer gehe ganz endlos weit, weit hinaus, bis es zuletzt gerade mit dem Himmel zusammenfließe. Sie fand gar Mancherlei unter dem Gerümpel, aus dem sie sich nach und nach eine Vorstellung von den Menschen in der Welt draußen machte: — Frauengewänder, eine Brieftasche, darin war das Bild einer schönen, sanften Frau; ach, das war so ganz anders, als Juttens finstere Züge! ein dunkelrothes Sammtmützchen mit einer weißen Feder, das war zu klein für einen Mann, es mußte einem Knaben gehört haben; Gerda versuchte es aufzusetzen, allein es war für sie zu groß; aber sie dachte doch, der Knabe, dem es gehört, hätte einen lustigen Gespielen für sie gegeben, der hätte sie gewiß hinausrudern können in die weite Welt.

Die schöne Mütze war verdorben, weil sie im Wasser gelegen hatte. Jutte sagte ihr, daß alle diese Dinge unglücklichen Leuten gehört haben, die im Meer ertrunken seien, und Gerda mußte nun oft weinen, wenn sie sich den Knaben in dem Sammtmützchen dachte, wie ihn die Wellen an den Felsen geworfen, und sie liebte das Meer nicht mehr so, wie zuvor.

Einmal, da war wieder so gar ein stiller Abend; der Vater und seine Knechte waren fort, auch Jutte war in's Dorf gegangen und Gerda saß allein, ganz allein unter dem Bogenfenster in ihrer Stube und sah hinaus in den klaren Abendhimmel, bis das Blau

dunkler und dunkler wurde und einzelne Sterne blinkten und endlich der Mond wie ein silbernes Schifflein herauftauchte. Die kleine Gerda fühlte eine unaussprechliche Sehnsucht, nur einmal hinauszukommen in die weite Welt, oder gar hinein in den Himmel, und sie heftete ihre Augen recht mit Verlangen auf den leuchtenden Mond-Kahn. Aber siehe, der Kahn schwebte näher und näher auf ihr Fenster zu, und Gerda sah jetzt deutlich eine hohe Frau mit leuchtenden, weißen Gewändern und sanften, holdseligen Mienen, die darin saß, — jetzt war sie dicht am Fenster, sie streckte die Arme nach Gerda aus, die breitete die ihrigen sehnsüchtig dagegen, und — in einem Augenblick saß Gerda in dem Kahn, in dem Schooß der schönen Frau und schwebte mit ihr hoch, hoch über dem Meer und dem alten Schloß, hinaus in die weite Welt, hinein in den dunkelblauen Himmel.

Gerda fürchtete sich und konnte nicht hinab in die unermeßliche Tiefe sehen, aber sie blickte in die sanften Augen der schönen Frau, und dann fürchtete sie sich nimmer.

„Wer bist du denn?“ fragte sie endlich.

„Ich bin Frau Luna und ich habe dich schon oft gesehen, du armes, verlassenes Kind, und weil du so gar einsam bist, so will ich dir auch zeigen, wie es aussieht in der weiten Welt; komm, du kannst schon hinuntersehen.“

Frau Luna hielt sie fest in ihren Armen, und Gerda sah unter sich auf dem Meere ein großes, großes Schiff, wie sie es wohl schon gesehen von der Höhe ihres Schlosses; dort aber waren die Schiffe meist nur von Weitem vorbei gefahren; wenn sie nahe kamen, so war es bei Nacht und Unwetter, wo sie dann Jutte zu Bette brachte.

Es war ein schöner und seltsamer Anblick, dieß stattliche Schiff mit seinen Masten, die so hoch hinaufstiegen, mit den lustig blähenden Segeln, wie es so gleich und sicher die Fluth durchschnitt, und goldene Furchen hinter sich zog, und tausend schimmernde Lichter es umspielten; überall war es bevölkert; flinke Jungen kletterten die Masten auf und ab, rasch und geschickt griff die Arbeit in einander; ein Theil der Leute auf dem Schiff athmete noch die kühle Abendluft auf dem Verdecke, andere saßen fröhlich in der Kajüte beisammen bei hellem Lampenlicht und schmausten und sangen. Auch Kinder sah Gerda in der andern Kajüte, die Mütter legten sie zur Ruhe und erzählten ihnen von dem schönen, warmen Lande, in das sie kommen sollten, und die Kinder schliefen ein und träumten von bunten Papageyen und köstlichen Früchten.

„Möchtest du hier bleiben auf dem Schiffe?“ fragte Frau Luna die kleine Gerda, „und herumfahren auf dem Meer, hinaus in ferne, wunderbare Länder?“

Gerda schüttelte ihr Köpfchen; sie dachte an die Stürme und an die Wellen, wie sie oft an den Felsen schlugen, auf dem ihr Schloß stand; sie dachte an den Knaben, dem das rothe Sammtmützchen gehört, und an all die Leute, deren Habe daheim lag in dem untern Gewölbe, und ihr graute vor dem Meer; „bring mich lieber wieder heim.“ bat sie, „ich fürchte mich.“

Und Frau Luna schwebte auf dem Kahn mit ihr zurück und hob sie daheim in das Fenster, wo die heimgekehrte Jutte das Kind fand, ohne zu ahnen, wie weit es fort gewesen.

Es war eine klare Mondnacht, wie sie damals gewesen, und wieder sah Gerda verlangend nach dem Mond-Schifflein, wie es allmälig auftauchte und näher und näher kam, und wieder saß darin die schöne Frau Luna und hob das Kind zu sich, das schon furchtlos um sich und in die Tiefe blickte, und schwebte mit ihm hinaus, weit, weit. — Es ging über das Meer hinaus, und Gerda sah mit Staunen unter sich eine große, große Stadt, blinkend von viel hundert Lichtern. Der Mond-Kahn hielt stille über dem schönsten und höchsten Gebäude, auf dessen Giebel eine Krone schimmerte; ein heller Lichtglanz strömte aus hohen Fenstern und spiegelte sich in einem kleinen See; Gerda schaute in den prächtigen Saal, von dem all' der Glanz ausströmte, geblendet von dieser Herrlichkeit.

Was waren die Juwelen und die bunten Muscheln, mit denen sie daheim sich Welt und Himmel bildete, gegen diesen Schimmer! Blumen in den prachtvollsten Farben blühten auf den Fußdecken, Vorhänge von schwerem Purpursammt wallten an den Fenstern herab, in tausend Lichtern funkelten krystallene Kronleuchter, und Männer und Frauen in schimmernden, juwelengeschmückten Kleidern tanzten nach den Tönen einer prächtigen Musik, die für Gerda's Ohr, das nichts gehört als den einförmigen Gesang der Wellen, noch das Wunderbarste war. In einem kleineren Saale bildeten schöne, reichgekleidete Kinder den Reigen zum Tanz, köstliche Speisen waren auf langen Tafeln aufgestellt. Gerda brauchte lange, lange, bis sie ihre Augen an diesen Glanz gewöhnt hatte, und allmälig alle die Pracht sehen und bewundern konnte. „Möchtest du hier bleiben und wohnen?“ fragte Frau Luna wieder, „in all' dieser Herrlichkeit? nicht nur bei Nacht, wenn die Kerzen funkeln, auch

bei hellem Tag, wo du noch viel Schönes in diesen Räumen sähest, das du nicht ahnst bei Nacht; wo in den Gärten schöne Blumen blühen und in dem hellen See lustige Fischlein spielen; möchtest du?"

Gerda schüttelte wieder den Kopf: „Ach nein, da ist mir's viel, viel zu schön und zu hell; die Augen thun mir weh; laß mich lieber auf mein einsam Schloß." Fast schlafend legte Frau Luna die Kleine wieder in ihre stille, düstere Kammer.

Gar sorgfältig verbarg Gerda vor Jutte die Heimlichkeiten ihrer letzten Nächte, und wußte geschickt es zu richten, daß sie allein blieb um die Stunde, wo der Kahn herbeisegelte. Und da dieser Mond-Kahn so viel, viel weiter fährt, als meine Augen jemals gedrungen, so kann ich euch auch nicht von all den fernen, wunderbaren Städten berichten, die Gerda an der Seite der schönen Frau Luna sehen durfte: die Palmenwälder in Indien, die Orangengärten in dem schönen Italien, einsame Bergseen und lebensvolle Städte. Aber so allein und freudenlos auch Gerda auf ihrem Schlosse lebte, wollte sie doch immer wieder dahin zurückkehren, und Frau Luna lächelte und sagte: „Du einfältiges Kind, daß du von aller Herrlichkeit der Welt dein altes Raubnest erwählst!"

Keine so große und prächtige Stadt, und keine reiche Natur war es, auf die sich an einem kalten Winterabend das Schifflein niedersenkte; aber hell und freundlich strahlte die Stube, in die Frau Luna Gerda hineinblicken ließ, — es war Weihnachten.

Ein stattlicher Tannenbaum, mit Lichtern und Goldnüssen und

Zuckersternen und Marzipanfiguren behängt, erhellte die Stube wie am Tage, und welch ein fröhliches Kindervolk drängte sich um die Tafel! das war eine Musik, wie Gerda noch keine gehört! Ein kleiner Knabe trommelte nach Herzenslust auf einer neuen Trommel, während er auf beiden Backen Pfefferkuchen biß; ein größerer Knabe stimmte eine Geige, und ein Mädchen sang herzbrechend dazu, indem sie ihre neue Puppe in Schlaf wiegte. Das wäre aber eine Kunst gewesen zu schlafen. Da war noch ein rundköpfiger Bube, der lud einen kleinen Fuhrmannswagen so übervoll, daß er allemal mit großem Gerumpel wieder zusammenfiel, und ein rothbackiges Mädlein hielt aus dem neuen A-B-C-Buch schon Schule für ihre Puppen und schrie gewaltig, weil sie sie nicht verstehen wollten; dazu hielt die Mutter noch ein kleines Kind auf dem Arme, das nach all den Lichtlein haschte, und immer wieder nach guten Sachen rief. Das war eine neue Welt für Gerda; sie fühlte nicht, wie kalt die Nacht war, auch hatte Frau Luna ihren Mantel um sie geschlagen; sie sah hinein, bis der Lärm sich legte, die Kleine unter ihren Schulkindern einschlief, und die andern Kinder sich um die Mutter am Klavier sammelten und einen schönen Weihnachtsgesang anstimmten.

Gerda hatte noch nie so recht in die Kinderwelt gesehen; Frau Luna fährt nur bei Nacht aus, wo die Kleinen meist zur Ruhe gebracht sind; ihre Augen standen voll Thränen, als endlich Frau Luna ihr Schifflein wieder leise ablenkte. „Aber hier möchtest du bleiben, nicht wahr?“ fragte sie die Kleine.

Aber Gerda verneinte leise: „Was sollte ich unter diesen Kindern? sie sind fröhlich und glücklich, sie brauchen mich nicht; ich bin so lang allein gewesen, ich wäre ja fremd unter ihnen.“

Es war bald Frühling, als sie wieder aussegelten und das Mond-Schifflein still hielt über einer moosbewachsenen Höhe am Meeresstrand; die Wellen rauschten und brachen sich am Felsen, fast wie in Gerda's heimathlichem Schloß; auf der Höhe saß eine Frau mit sanftem, bleichem Angesicht, sie war fast der Frau Luna ähnlich. Sie sang eine leise, traurige Weise:

Es rauschen und es schwellen
Die frischen Meereswellen;
Fern kommen hergezogen
Die stillen, dunkeln Wogen; —
Sag mir, du Abendwind,
Vom Gatten und vom Kind.

Ob sie wohl ferne träumen,
Süß unter Palmenbäumen,
Und ob sie längst entschliefen,
In stillen Meerestiefen?
Die Nacht deckt Alles zu,
Gott schenk euch sanfte Ruh'.

Dann stand sie auf, verhüllte ihr Gesicht, als ob sie leise weine, und stieg den Hügel hinab. Das Mondschifflein folgte ihr einen Pfad, der sich durch's Gebüsch hinabzog auf eine Ebene, die hinter dem Hügel lag. Durch eine epheuumpflanzte Pforte und ein liebliches Blumengärtchen führte der Weg zu einem anmuthigen kleinen Hause. Gerda sah durch's Fenster in ein trauliches Gemach, wo die Frau nun eine Lampe angezündet hatte; sie war ganz allein; ein stiller Friedensengel schien durch diese Räume zu ziehen. Ein Klavier, eine Laute, schöne Bilder an den Wänden,

die das Seeleben in allen Gestalten darstellten, und herrlich duftende Blumen waren der einzige Schmuck des Zimmers. Kein Laut und keine Spur zeigte die Gegenwart von Kindern an in der tadellosen Ordnung des Gemachs; nur unter dem Bilde eines schönen, blonden Knaben war Knabenspielzeug aufgeschichtet: eine Trommel, ein hölzernes Schwert, ein Schiffchen, eine gestickte Fahne, in zierlicher Ordnung, nicht wie es die rasche Hand eines Knaben hinwirft; die Mutter sah es an mit wehmüthigen Blicken.

Gerda konnte nicht satt werden, das stille Zimmer zu beschauen, und als Frau Luna das Schifflein weiter lenken wollte, bat sie: „o laß mich auch noch sehen, wo der schöne Knabe schläft, dem das Spielzeug gehört!“

„Der schläft wohl weit von hier,“ sagte Frau Luna mit wehmüthigem Lächeln; mehr als zwei Jahre sind's, seit der blonde Knabe mit seinem Vater hinauszog auf die erste Seefahrt, und bald werden es zwei Jahre, seit seines Vaters Schiff an der Klippe gescheitert ist, wo deines Vaters Schloß steht; sie haben seine und seines Vaters Leiche wohl in's Meer geworfen. Die Mutter aber sitzt jeden Abend und jeden Morgen auf dem Hügel am Meer und sieht hinaus, ob ihr Gatte und ihr Kind noch nicht zurückkommen.“

„Führe mich heim,“ bat Gerda mit stillem Weinen; „aber, liebe Frau Luna, bringe mich noch einmal hierher!“ Die Mondkönigin versprach es.

Es war heller Tag, aber in dem Schloß wurde es nie so recht hell; Jutte saß spinnend in der Stube und Gerda bei ihr. Sie dachte an die Mutter und an den Knaben, der hier auf der Klippe gelegen, und an das ganze unheimliche Treiben des Vaters. „Sag mir, Jutte," begann sie endlich, „wenn die Männer die Leuchte aushängen im Sturm für die armen Leute auf dem Schiff, warum sind sie denn noch nie gerettet worden?"

„Weil das Schiff zerscheitern muß an unsern Felsen," sagte mit unheimlichem Lächeln Jutte, „die Laterne kann die Schiffer nur irre führen, daß sie meinen, hier geborgen zu sein."

„Aber warum hängen sie sie dann aus?" fragte entsetzt das Kind.

„Wenn die Schiffer todt sind, gehört das reiche Schiffsgut deinem Vater und seinen Gesellen," antwortete die Alte.

„Aber, Jutte, kommen sie nie lebendig an das Ufer?"

„Das Meer ist tief, Todte und Halbtodte kommen darin zur Ruhe," sagte Jutte mit dumpfem Ton.

„Ach sag mir," rief das geängstete Kind, „was ist denn mein Vater?"

„Ein Strandräuber; Gott helfe dir, du armes Kind!"

Gerda wußte nicht recht, was das war; aber sie dachte wohl, es müsse etwas Entsetzliches sein, und sie verhüllte ihr Gesicht.

„Deiner Mutter hat es das Herz abgestoßen, du armes Würmlein; wollte Gott, du wärest bei ihr, ich würde keine Stunde mehr in diesem Sündennest bleiben; ich ginge in's Kloster," sagte Jutte wieder.

„O, nimm mich mit!" bat Gerda.

„Darf nicht; wenn du groß bist, so will der Vater mit dir in die Welt hinaus gehen, und mit dem Sündengeld herrlich und in Freude leben, und dich zur großen Dame machen.“

Gerda schüttelte leise den Kopf, aber sie sprach kein Wort mehr, sie wollte nicht mehr hier bleiben. Früher als sonst schlich sie sich in das Kämmerlein, um Frau Luna zu erwarten. Von Allem, was ihr eigen war, und von dem, was in dem Gewölbe lag, nahm sie nichts als die rothsammtne Knabenmütze, und setzte sich still damit unter's Fenster.

Wie sie gebeten, führte sie Frau Luna wieder zu dem Hügel am Meer, wo die Mutter saß, die nach ihrem Kinde blickte. Als sie sich dem Hause zuwandten, bat Gerda: „O laß mich hier bleiben, hier bin ich nicht allein, ich will das Kind der armen Mutter sein.“

Frau Luna hüllte sie lächelnd in ihre Schleier, und leise, leise senkte sich der Kahn hinab. Gerda schlief ein.

Es war Morgen; ein schöner, heller Morgen; die Sonne hatte die Nebel zerstreut, die aus dem Meere gestiegen waren, die Brandung brauste und schäumte, wie immer, aber drüben, da lag die See wie ein klarer Spiegel, weiße Möven flogen darüber und berührten mit ihren Schwingen die Fluth; frische Seewinde wehten an's Ufer, wie ein Gruß aus den fernen Landen jenseits des Meeres.

Still und langsam ging Frau Seymour, die Bewohnerin des schönen Landhauses, ihren täglichen Pfad auf den Hügel am Meere;

weit, weit hinaus blickte sie nach allen Seiten, so weit ihr Auge reichte, — nirgends ein Segel, und mit einem leisen Seufzer setzte sie sich auf den moosigen Stein, der ihr gewöhnlicher Ruheplatz war. Aber was lag da in dem thauigen Gras zu ihren Füßen? ein Kind in tiefem Schlaf; ein junges Röslein, aber ein weißes, in etwas seltsamer Tracht, und in ihren feinen Händchen hielt sie fest eine rothe Knabenmütze mit weißer Feder. Die Mütze kannte die Mutter. Hastig riß sie sie aus der Hand des schlafenden Kindes und sah nach den Buchstaben, die innen mit Seide genäht waren: „Arthur, mein Kind, o, wo ist er?“ rief sie und sah sich um, ob nicht die kecke, schöne Gestalt ihres Knaben aus den Gebüschen springen werde, wie er wohl sonst gethan.

Gerda war erwacht und sah mit ihren sanften, stillen Augen in die der armen Mutter; „weißt du, Kind, wo mein Knabe ist?“ frug diese eifrig.

Gerda deutete hinaus auf's Meer, er schläft lange, lange schon da drunten,“ sagte sie leise und traurig, und die Mutter barg ihr weinendes Gesicht in die Hände; ach, sie hatte es wohl schon gewußt, aber nie geglaubt; so war es, als ob erst heute ihre Lieben ihr genommen würden.

Lange weinte sie im Stillen, bis ihre Augen wieder auf das Kind fielen: „Aber wo kommst du her, Kleine? und hast du meinen Knaben gekannt?“

„Nein,“ sagte Gerda traurig, er schläft im Meer bei unserem Schlosse, ich habe nur seine Mütze gefunden.“

Die Mutter war zu sehr in ihr Leid vertieft, um lange nach der wunderbaren, plötzlichen Erscheinung des Kindes zu fragen; sie

nahm sie an der Hand und ging langsam mit ihr heim, die Mütze ihres Knaben in der Hand.

Daheim weinte sie sich noch recht von Herzen aus; Gerda saß still zu ihren Füßen. Erst die verwunderten Fragen der Dienerin erinnerten die Dame wieder an das Kind.

„Aber woher kommst du denn, Kleine?“

„Weit, weit her, von unserem Schloß.“

„Wie bist du denn gekommen?“

„Auf einem Schifflein,“ sagte Gerda, die eine eigene Scheu fühlte, von ihren Fahrten mit Frau Luna zu erzählen. Mehr konnten die Herrin und Dienerin nicht von ihr erfahren, und zuletzt begnügten sie sich mit der freilich unwahrscheinlichen Vermuthung, daß das Kind mit einem Schiff an's Land gekommen und aus Versehen am Ufer zurückgeblieben sei.

„Willst du bei mir bleiben?“ fragte die einsame Mutter.

„O, gern, gern,“ sagte Gerda mit strahlenden Augen.

So war nun Gerda das Kind dieses stillen, friedevollen Hauses; Frau Seymour und ihre treue Jane fanden bald, daß die Kleine still und traurig wurde, wenn man sie nach ihrer Vergangenheit fragte; so lernten sie denn sie ansehen als ein Töchterlein, das ihnen vom Himmel geschickt sei, um die arme Mutter zu trösten. Ein lärmendes, wildes Kind hätte dem betrübten Mutterherzen weh gethan; die stille, sanfte Weise Gerda's that ihr wohl, und sie war ihr bald lieb wie ein eigenes Kind. Die arme Frau war durch die jahrelange Furcht und Hoffnung wegen der Ihrigen so müde gequält, daß jetzt mit allem Leid doch eine stille Ergebung und Ruhe bei ihr einzog, nun sie gewiß wußte, daß ihr Kind und ihr Gatte daheim seien bei Gott.

Ein gar stilles, friedliches Leben führte jetzt Gerda in dem freundlichen Wohnhause; es war dem armen Kinde hier unbeschreiblich wohl um's Herz, und ihr bleiches Gesichtchen erblühte in lieblichem Roth. Sie war nicht an Spielzeug gewöhnt, wie andere kleine Mädchen, und verlangte nicht darnach; es waren schöne Bilderbücher da von Arthur, mit den wunderbaren Blumen und Bäumen und Vögeln fremder Welttheile; an denen konnte sie sich Stunden lang ergötzen. Am liebsten aber saß sie auf ihrem kleinen Schemel zu den Füßen ihrer Mutter, wie sie lange schon Frau Seymour nannte, und ließ sich erzählen von ihrem schönen, fröhlichen Knaben, wie er so frischen Sinnes gewesen und doch ein lieb und folgsam Kind; wie ihn frühe schon sein Vater ans Meer gewöhnt habe und sich erfreut an seinem unerschrockenen Muth; wie er mit einem kleinen Schiff mit rother Flagge schon im zehnten Jahr allein hinausgefahren sei, bis ihn endlich, im zwölften Jahre, der Vater mit fortgenommen auf die erste große Meerfahrt, die seine letzte geworden; die Mutter ward nicht müde, von dem Tag des Abschieds zu erzählen, wie er vom Schiff aus noch einmal zurückgesprungen sei und sie geküßt habe; und am Ende weinte sie bitterlich, und Gerda weinte mit.

Sie gingen immer noch an schönen Abenden zusammen auf den Hügel am Meer; aber sie blickten nicht mehr hinaus auf die weite See; sie sahen aufwärts, bis die goldenen Sterne aufgingen, und auf dem schönsten und glänzendsten dachten sie sich, daß der Vater und Sohn auf sie niedersehen. Gerda dachte wohl auch an ihren Vater, und seit sie hatte beten lernen, betete sie recht von Herzen, daß Gott ihn losreißen möge von seinem wüsten, sündlichen Treiben und zum Frieden führen.

Aber Gerda und ihre Mutter haben nicht immer geweint, und um die Todten getrauert, auch viele klare und heitere Stunden zogen über ihre stille Wohnung hin. Das Haus war umgeben von einem schönen Blumengarten, das war ein unendliches Glück für Gerda, die fast noch keine Blume gekannt hatte, als die Felsennelke. Die Blumen waren alle ihre lieben Kinder; sie wußte von jeder Pflanze, wie viel sie Knospen habe, und konnte den Morgen kaum erwarten, bis sie wieder sah, wo neue aufgeblüht waren; sie machte allerlei sinnreiche Hüttchen und Zelte von breiten Blättern, um ihre lieben Kinder vor der Sonnenhitze zu schützen, und schöpfte unermüdet mit ihrer kleinen, blinkend hellen Kanne am großen Springbrunnen, um sie mit Wasser zu laben.

Auch die Vögelein waren ihre Lieblinge, sie wollte keine im Käfig, da hatte sie zu viel Mitleid mit den Thierchen; aber in dem kleinen Gebüsch hinter dem Garten war es so still und ruhig; noch gar nie hatte hier eine frevelhafte Hand das harmlose Vogelleben zerstört; da nisteten sie und zwitscherten und sangen und flogen umher nach Herzenslust. Gerda hatte einen Sitz zwischen zwei Bäumen; an den Zweigen hatte sie Körbchen voll mit Körnern aufgehängt. Da lauschte sie oft Stunden lang und sah zu, wie die Vögelein so eilig herbeiflogen und sich Körnlein wegpickten, wie sie Halme und Flöckchen heimtrugen, um ihre Nester zu bauen; sie wußte, wo die Nestlein waren; sie belauschte die Jungen, wie sie die Schnäbelein aufsperrten, wenn die Alten Futter brachten, und so sanft und leise war ihr Tritt und Wesen, daß die Vögelein alle Scheu vor ihr verloren, sich auf ihr Lockenköpfchen setzten oder ihr aus der Hand pickten.

Die Mutter aber ließ das Kind nicht allein bei Vögeln und Blumen aufwachsen; sie führte sie auch mit sich, fern von dem schönen Haus, dem Garten und Springbrunnen, in die umliegenden Dörfer, wo die Armen und Kranken recht wohl die schöne Frau im schwarzen Kleide kannten.

Gerda war gar zu scheu im Umgang mit Kindern und wäre viel lieber daheim geblieben, aber die Mutter wußte ihr diese Gänge lieb zu machen. Bald durfte sie ein Jäckchen nähen für das arme kleine Kindlein, das sie nackt in der Wiege gesehen hatte; bald einen kühlen Trank bereiten für das kranke Mädchen, das glühend mit trockenen Lippen da gelegen war; bald dem fröhlichen kleinen Knaben ein hübsches Buch bringen, der so schöne Erdbeeren für sie suchte. Ganz allmählich gewöhnte sie sich so an die Menschen, und gewann sie lieb, indem sie ihnen Gutes that.

In die weite Welt hinaus hatte sie kein Verlangen mehr. Ihre Fahrten mit der Frau Luna dünkten ihr wie ein ferner, ferner Traum, und sie konnte nie davon reden. Wenn der silberne Kahn so nahe, recht nahe vor ihrem Fenster vorüber zu ziehen schien, so daß sie fast meinte, Frau Luna zu erblicken, so nickte sie wohl freundlich; wenn er sie aber hinauslocken wollte in die tiefblaue Ferne, so schüttelte sie ihr Köpfchen: „nein, nein, Frau Luna, ich habe eine liebe Heimath gefunden."

Gar manches Jahr hatte Mutter und Tochter schon in stillem Frieden mit einander gelebt, und die Mutter, die ihre Kraft ab-

nehmen fühlte, obwohl sie noch nicht alt war, sah oft in stiller Sorge auf ihr lieblich aufblühendes Kind, das sie in der Welt zurücklassen sollte, die ihr so fremd war. Gerda dachte daran nicht, sie ging ihre stillen Wege und freute sich ihrer kleinen Welt, und glaubte nicht, daß es einmal anders kommen könne.

Der Hügel am Meer war immer noch ihr Lieblingsplatz und oft saß sie dort, auch ohne die Mutter. Manch stattliches Schiff hatte sie schon vorüberziehen sehen. Früher war unweit des Hügels ein Landungsplatz für Schiffe gewesen, aber die Brandung war hier so gefährlich, daß sie ohne Noth nie mehr an dieser Stelle an's Land gingen.

Es war ein stürmischer Herbstabend, und er mahnte Gerda wie aus einem fernen Traum an die Zeiten in dem alten Schloß, wo der Sturm oft so furchtbar getobt. Die Mutter legte sich früh zur Ruhe; seit ihr Knabe fortgezogen war, konnte sie keinen Sturm mehr hören. Gerda aber hatte dießmal ein besonderes Verlangen, auf den Hügel zu steigen, und nur einmal einen Sturm auf dem Meer anzusehen. Die Mutter hätte es nicht zugegeben, Jane auch nicht; aber sie holte selbst den Schlüssel; so hüllte sie sich fest in Mäntel und Tücher, und schlüpfte hinaus.

Der Mond stand hoch am Himmel, und wenn der Wind die Wolken zerriß, so warf er ein helles Licht auf das heftig bewegte Meer, dessen Wellen sich berghoch aufwarfen. Nicht zu fern vom Lande kämpfte ein Schiff mit den Wogen; man hörte die Schüsse, die Angstrufe; man sah ein Hin- und Herlaufen mit den Lichtern, eine Menge Leute sammelten sich am Ufer, aber Niemand wagte sich durch die tobende Brandung. Gerda sah zu mit Todes-

angst um die Armen, und doch konnte sie sich nicht losreißen von der Stelle.

Da sah sie im hellen Schein des Mondes einen Mann aus dem Schiff sich in's Wasser stürzen; sie stieß einen Schrei aus; der mußte verloren sein! doch nein, er tauchte wieder auf, die Wellen schleuderten ihn dem Land zu, mit starkem Arm theilte er die Wogen; nur Wenige der am Ufer Stehenden bemerkten diesen Kampf, Aller Augen waren auf das Schiff geheftet; Gerda aber sah, wie er endlich das Land erreichte, wie er am Fuß des Hügels niedersank. Sie stieg hinab, so eilig sie konnte auf dem steilen, steinigen Weg; da lag der Gerettete, blutend von den Steinen, bleich, schwer athmend, der helle Mondschein fiel auf sein rauhes, düsteres Gesicht — es war Gerda's Vater!"

Sie hatte ihn im Augenblick erkannt, sie hatte Alles vergessen, was ihr das Andenken an ihre Kindheit freudlos und grausig gemacht; sie rief ihren Vater, sie wärmte seine kalten Hände, sie schlug ihr warmes Tuch um ihn, — er war eine wettergewohnte Natur und richtete sich bald wieder auf. Er hatte sich nicht verändert, aber sein Kind war indeß zur schönen Jungfrau erwachsen, er sah sie an wie im Traum: „bist du mein Kind?" und er weinte seit langen, langen Jahren zum erstenmal; er fragte nach keiner Erklärung, er glaubte so gern, daß sie sein Kind sei!

Nun richtete er sich auf und beichtete ihr, wie er einst nach einem wilden, wüsten Jugendleben, wegen eines Mordes verfolgt, sich auf sein Schloß am Meer geflüchtet habe. Seine treue Gattin war ihm gefolgt, aber bald nach Gerda's Geburt gestorben. Mit ihr war der letzte gute Engel von ihm gewichen.

Mit den rohen, wilden Bewohnern der armen Küste hatte er zuerst das Gut Schiffbrüchiger getheilt; er war tiefer und tiefer in die Sünde gefallen; grausamer als Wind und Wetter hatten sie Manchen, den die Elemente verschont, noch beraubt und in's Meer gestürzt, und zuletzt hatten sie absichtlich die Schiffe an den gefährlichen Felsen gelockt, um sie zu verderben. „Ich dachte einst dieß Sündenleben aufzugeben, wenn du erwachsen sein würdest, ich dachte daran, dich fortzugeben in bessere Hände, als in die meinigen, aber ich konnte nicht daran kommen, dich zu entfernen; — da bist du plötzlich verschwunden. Wir glaubten dich zum Fenster hinausgestürzt; das erschütterte mich bis zum Grund, ich hatte keine Ruhe mehr; so oft der helle Mond in mein Fenster schien, glaubte ich die Schiffbrüchigen, die wir beraubt und gemordet, aus dem Meeresgrund aufsteigen zu sehen; es litt mich nimmer im Schloß; ich zwang meine Raubgenossen, indem ich ihnen mit Entdeckung drohte, das alte Raubnest niederzureißen, und ließ um das Sündengut, das ich erspart, einen Leuchtthurm bauen zur Warnung für die Schiffe. Ich selbst ging als gemeiner Matrose auf ein Schiff. In Gefahren und Stürmen habe ich gethan, was Keiner gethan hat, und Vieler Leben gerettet. Als der Sturm hier losbrach, glaubte ich, meine unselige Gegenwart bringe dem Schiff Unheil; so stürzte ich mich in's Meer und schwamm an's Land, — aber Frieden habe ich noch nicht gefunden."

„Bei dem Herrn ist Frieden und viel Vergebung," sagte Gerda, und in einfachen, kurzen Sprüchen theilte sie ihm die selige Heilsbotschaft des Evangeliums mit, die er wie zum erstenmal von seines Kindes Mund vernahm. Und unbeachtet von der Menge, die am

Ufer sich drängte, knieten Vater und Kind nieder unter freiem Himmel und beteten in schlichten Worten, aber aus inbrünstigem Herzen zum Herrn um Vergebung, und der Sturm legte sich, das Toben der Wellen ward ruhiger, der Mond schaute klar und still hernieder, und die Engel im Himmel freuten sich über einen Sünder, der Buße gethan.

Ein rother Schein erhellte plötzlich die Gegend, ein Schrei des Entsetzens tönte von der Menge; auf dem Schiff drüben, das seither noch mit den Wellen gekämpft, war Feuer ausgebrochen, furchtbar, unaufhaltsam loderten die Flammen zum Himmel.

Roderich, Gerda's Vater, stürzte an's Ufer; er sprang zuerst in ein Rettungsschifflein und fuhr zum Schiff, von dem ein Theil der Mannschaft schon in einer Schaluppe abgefahren war; er nahm auf, was sein Schifflein faßte, und ruderte mit fast übermenschlicher Kraft zum Ufer. Noch einmal stieß er ab und kam am Schiff an, in verzweifelter Hast stürzte der Rest der Mannschaft hinein; es war zu voll, Roderich bat sie zu bleiben, versprach, er wolle wieder kommen. Vergeblich! in Todesangst klammerten sie sich an, und er versuchte abzustoßen.

Noch Einer war auf dem Schiff geblieben, ein Offizier, ein schöner Jüngling; er wollte aushalten bis zum letzten Mann. Roderich sah ihn im Schein der lodernden Flammen am Mastbaum lehnen; da gab er das Ruder des Schiffleins einem starken Matrosen und stürzte sich in's Meer. Er schwamm an's Schiff und rief dem Offizier zu, sich herabzustürzen; er riß eine der schwimmenden Planken an sich, faßte den herabspringenden jungen Mann mit einem Arm, und, ein Schwimmer sonder Gleichen, steuerte er mit gewaltiger Kraft dem Ufer zu.

Der Sturm hatte wieder begonnen; die Brandung tobte wilder als zuvor; keines der Schifflein konnte die Schwimmenden aufnehmen; durch letzte verzweifelte Kraftanstrengung erreichte Roderich mit dem bewußtlos gewordenen Jüngling den Strand und schleuderte ihn an's Ufer. Er selbst hatte nimmer die Kraft sich aufzuschwingen; er stürzte zurück und die Wellen rauschten über ihn hin.

Gerda hatte knieend am Ufer zugesehen; als der Jüngling gerettet wurde und ihr Vater in den Fluthen versank, sank auch sie zusammen.

Die mitleidigen Uferbewohner nahmen die Schiffbrüchigen auf. Gerda und der junge Offizier wurden in das Haus der Frau Seymour getragen, wo Alles wach und in großer Sorge um die vermißte Gerda war. Sie wußte von nichts; wie ein Kind wurde sie zu Bette gebracht; ihre Ohnmacht ging in tiefen Schlaf über.

„Einen Abend lang währet das Weinen, aber am Morgen kommt die Freude.“ Sturm und Wetter hatte ausgetobt, die Vögel sangen in alter Lust und der schönste Sonnenschein strahlte durch das Ephen, das Gerda's Fenster umrankte. Sie erwachte noch recht erschöpft; sie konnte sich gar nicht besinnen, was gestern geschehen war. Sie erhob sich, kleidete sich an und schwankte etwas müde in das Wohnzimmer hinüber.

Da ruhte auf dem Sopha ein schöner junger Mann, etwas blaß, aber jugendfrisch und heiter, und über ihm lehnte mit strahlendem, seligem Angesicht die Mutter und wandte den leuchtenden

Blick nach Gerda und rief mit unbeschreiblichem Jubel: „Gerda, Gerda, mein Arthur ist da!“

Da wußte Gerda, daß sie nicht geträumt, und mit der Freude, daß die Mutter ihren Sohn gefunden, stieg ihr auch das bleiche Bild ihres Vaters auf, der den Jüngling gerettet hatte, sein wunderbares Erscheinen und sein schneller Tod. Aber sie fühlte, daß sie ihn auf ewig wiedergefunden habe, so schnell sie ihn auch verloren, und sie konnte sich freuen von Herzen mit den Frohen.

Am Nachmittag hatte Frau Seymour ausgesandt, was nur ihr Haus vermochte an Kleidern, an Speise und Trank in die Hütten, wo die Schiffbrüchigen aufgenommen worden waren; sie selbst saß in der Laube des schönen Blumengärtchens zwischen ihren Kindern, ihr Haupt an ihren Arthur gelehnt, ihre Hand in Gerda's Händen, und sie horchten Beide Arthur zu, der ihnen seine Rettungsgeschichte erzählte,

„Es ging so furchtbar zu in jener Sturmnacht, die unser Schiff an dem alten Felsennest zerschmetterte, daß ich wenig mehr davon zu sagen weiß. Ich sah den lieben Vater im Meer versinken; mich trieben die Wellen an's Land; ich war wie todt; ich sah nur noch, wie mich ein abscheulicher, schwarzer Kerl forttrug und in der Ecke eines Stalles niederlegte; er hielt mich für todt und wollte mich wahrscheinlich ohne Wissen seiner Gefährten ausplündern.

„Ich erwachte erst wieder in der nächsten Nacht, als einer unserer Matrosen, der sich auch heimlich gerettet hatte, zufällig ein

Versteck in dem Stall suchte. Wir wußten wohl, wie schlimm man's hier mit uns meine, und flüchteten eilig landeinwärts. Da sind wir Wochen lang in großer Angst, in viel Mühen und Entbehrungen herumgeirrt, bis wir an eine andere Küste kamen, wo uns endlich ein Schiff aufnahm. Das Schiff aber ging nicht heimwärts, sondern weit, weit fort; wir sind eingefroren und wieder aufgethaut, wir sind unter Eisbären und Wallfischen gewesen. Des Vaters Namen hat mir gute Bahn gebrochen; ich habe mir selbst Mühe gegeben, und zuletzt gab man mir den Befehl über die kleine Fregatte, die heimwärts fuhr; wie mir's gegangen, das wißt ihr. Meine Seeabenteuer aber reichen für ein ganzes Jahr zum Erzählen aus."

Und nun erzählte Gerda mit leiser Stimme, wie sie gestern am Strand gewesen, wie sie da ihren Vater gefunden, wie er ihr all seine Schuld erzählt, und wie er untergegangen sei in Arthurs Rettung.

Die Mutter sprach aus tiefster Seele: „Gott erbarme sich sein, er hat seine Schuld gebüßt und gesühnt."

Und sie falteten Alle die Hände und sprachen ein stilles Gebet.

Die Leiche des unbekannten Seemannes spülte das Meer nach einigen Tagen an den Strand. Die Matrosen alle wußten zu rühmen von seinem Muthe und seiner Aufopferung während der Seefahrt; Gerda sah den Frieden, der im Tod diese düsteren Züge erhellte, und sie dankte Gott, der sein Opfer angenommen. Frau Seymour ließ ihn begraben auf den schönen, stillen Friedhof, wo sie auch dem Andenken ihres Gatten ein Denkmal errichtete. Auf dem Grabe des Strandräubers steht ein einfaches Kreuz mit den Worten:

„Ich vertilge deine Missethat wie eine Wolke, und deine Sünde wie den Nebel. Kehre dich zu mir, denn ich erlöse dich."

Die Tage der Trauer und Erschütterung gingen vorüber, die Mutter lebte auf in Glück und Freude. Gerda und Arthur freuten sich ihrer Jugend, zwei fröhliche Geschwister. Sie saßen an einem schönen Abend wieder in der Laube und Gerda erzählte ihm, wie sie mit seiner rothen Mütze gespielt auf dem einsamen Raubschloß, und leise, leise erzählte sie ihm, wie sie mit Frau Luna einst hinausgefahren sei und die Herrlichkeit der Welt gesehen habe, bis der silberne Nachen sie vor seiner Mutter stilles Haus gebracht.

Arthur schüttelte lächelnd sein blondlockiges Haupt: „Das hat dir geträumt, Gerdchen, die alte Jutte wird dich heimlich auf ein Schiff gebracht haben, um dich aus dem alten Nest zu retten, und so bist du hieher gekommen."

„Nein, nein!" versicherte Gerda, „das weiß ich gewiß, so wunderbar es ist; aber weißt du, was mich wundert?"

„Was?"

„Daß Frau Luna nicht gewußt hat, daß du noch lebst, sie blickte ja so hoch herab und mußte Alles wissen."

„Ja, Gerdchen, das kann ich dir sagen: drum ist es Neumond gewesen in der Nacht, wo ich wieder aufwachte, und noch manche Nacht nachher, da hat es Frau Luna nicht mehr sehen können."

So lang seine Mutter lebte, ging Arthur nimmer zur See, das war aber nicht sehr lange. Als er ihr die Augen zudrückte, war Gerda seine liebe Frau geworden. Er vollendete noch manch glückliche Seefahrt. Wenn er schied und Gerda mit Thränen sagte: „Komm glücklich wieder!“ so küßte er sie mit Lächeln und sagte: „Fahr' du mir nicht mit dem Mondschifflein davon!“

Das Steinkreuz.

I.

Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

Das letzte Haus eines etwas abgelegenen Dorfes gehörte dem Taglöhner Andreas Fellreich; Vater und Mutter, die Ahne und drei Kinder bewohnten die drei kleinen Stuben, die das Häuslein enthielt, aber Freude und Frieden war nicht viel darin; man sah kein freundliches Gesicht und hörte kein gutes Wort, wie oft man auch vorüber gehen mochte.

Fellreich's gehörten nicht zu den allerärmsten und nicht zu den schlechtesten Einwohnern des Dorfes; das kleine Häuschen und ein paar Güterstücke, die ihnen für einen Theil des Jahres nothdürftigen Unterhalt gaben, gehörten ihnen eigen, wenn sie auch noch Schulden darauf hatten; daneben waren sie fleißig und verdienten mit Taglöhnen so viel als möglich war, aber all ihre Mühe und Arbeit wollte nicht hinreichen, sie das ganze Jahr durch vor Mangel zu schützen. Wenn der Schnee schmolz, wenn die Sonne schön warm zu scheinen begann und die Kinder die ersten Schlüsselblümchen vom

Rasen brachten, da ging in dem Häuschen erst die Noth an: das Restchen des Kartoffelvorraths mußte nun zur Aussaat gespart werden, das Korn war längst zu Ende und die Kinder mußten meist hungrig zu Bett gehen. Der Vater konnte dann wohl hinaus in's Taglohn, aber er arbeitete reichen Bauern, die ihm dafür Frucht zur Aussaat gaben; das war eine große Wohlthat, wenn er aber am Abend heimkam mit leeren Taschen und die Kinder hungrig in seine Augen sahen, so fing er an zu fluchen und schrie: „Nichts hab' ich für euch, ist Alles vorempfangen, todtschlagen sollte man die armen Leute, grad todtschlagen!"

Sagte dann die bettlägerige Ahne erschrocken mit gefalteten Händen: „Ach Gott, Andres, versündige dich nicht, 's ist ja noch gut von den Bauern, daß sie dich's abverdienen lassen," so brummte er:

„Freilich ja, noch gut! warum sind sie reich und ich arm? was haben sie gethan, daß ich mich plagen soll wie ein Hund und habe erst nichts davon?"

Die Mutter arbeitete als Wäscherin in vermöglichen Häusern, sie war ein geschicktes, fleißiges Weib, aber auch von da kam sie mit verbittertem Herzen; wenn die Kinder ihr entgegensprangen: „Mutter, warum kommst du so lang nicht, 's Bärbele thut nimmer gut!" so nahm sie das schreiende Kind:

„Ja, du arms Tröpfle, du hast freilich keine Mutter, ich muß meine Kinder liegen und verderben lassen."

Wenn sie aber keine Arbeit auswärts hatte, so war sie noch viel unzufriedener und haderte über die geizigen Weiber, die lieber ihre Sache selbst herausbrudeln, statt eine Wäscherin zu nehmen.

Gebettelt hatten die Kinder noch nie, daran hätten sich die Eltern geschämt; sie hätten es, wenn sie der Hunger plagte, vielleicht heimlich gethan, aber die Ahne bat sie so inständig: „thut's nicht, Kinder, im Bettelbrod ist kein Segen, der liebe Gott läßt euch gewiß nicht Hungers sterben;" und es war so, zur Zeit der bittersten Noth kam auch wieder eine Hilfe. Die Ahne war ein frommes, braves Weib, und wohl angesehen im Dorfe; da kam denn wohl einmal die Frau Schulzin oder die Pfarrmagd, und brachten ihr ein Süpplein oder Weißbrod und Wein, oder war gar Taufe in der Nachbarschaft und es kam ein Kännchen Kaffee mit Kuchen, das waren Festtage für die Kinder, mit denen die Ahne jeden Bissen getreulich theilte. Wenn sie dann der Tochter oder dem Schwiegersohn ihr Glück verkündete, und von dem Festbissen anbot, sagte der wohl mürrisch: „Behaltet den Bettel, ist ja für Eins zu wenig; da sieht man, was bei dem Schaffen herauskommt; Ihr habt Euch auch geschunden Euer Leben lang, und müßt jetzt an so elenden Bissen um Gotteswillen froh sein."

Die Ahne seufzte und betete im Stillen; sie hatte lange die Hoffnung aufgegeben, es anders zu machen. Ein schlimmer Mann war Fellreich nicht, er meinte es nicht so schlimm, er gab der Ahne kein böses Wort, die so oft seufzte, daß sie nur eine Last im Hause sei; er machte es auch nicht, wie Andere, die den verdienten Groschen vertrinken, und Weib und Kinder mißhandeln; aber er und sein Weib ließen den Groll und Unmuth, daß sie nicht reich waren, sich fest nagen an ihrem Herzen, und das sind böse Gäste, Liebe, Freude, Friede, Geduld fliehen vor ihnen, und über solchen Herzen und Häusern geht die Sonne nie auf.

Zum Kirchgehen gab's keine Zeit in Fellreich's Hause, wie oft auch die Ahne leise und laut mahnen mochte. „Heut will ich auch wissen, daß ich ein Mensch bin," brummte er.

„Du solltest heut wissen, daß du noch mehr bist als ein Mensch, ein Kind Gottes," sagte die Ahne.

„Bah, mein Vater hat sich noch nie viel um mich geschoren; Ihr seid ja in die Kirche gegangen von klein auf; hab' nicht gesehen, daß es euch viel genützt hat."

„Gott hat mich darum nicht verlassen," sagte die Ahne mit Thränen; „er hat mir viel Trost und Frieden gegeben und eine selige Hoffnung dazu."

Aber ihre Worte verhallten in den Wind. Die Frau hatte noch weniger Zeit zum Kirchgehen; die meinte, sie wäre ein lüderliches Weib, wenn sie heut nicht nach ihren eigenen Sachen sähe, nachdem sie sich die Woche lang für Andere geplagt hatte. So kam kein Sonntag in's Haus und in die Herzen, nur die Ahne betete mit Lenchen, dem älteren Mädchen, und zeigte ihr schöne Bilder in Arndt's wahrem Christenthum.

Fellreich's setzten eine Ehre darein, für ehrliche Leute zu gelten; kein Stückchen Wäsche, keine Rübe von des Nachbars Acker durfte veruntreut werden, aber Holz von verbotenen Orten im Wald zu holen, darüber machte der Mann sich keine Skrupel; wurde er dann einmal mit einer solch verbotenen Bürde abgefaßt und kam in Strafe, so fluchte und schimpfte er Wochen lang, daß man armen Leuten nicht einmal den Stecken Holz mehr gönne, und der Wald sei doch groß und dick genug, da würde man's nicht spüren, wenn er den ganzen Winter sein Holz holte.

In dieser trüben, schweren Luft wuchsen die Kinder auf; — Lenchen und das kleine Bärbele waren die Kinder der Ahne; die hütete das kleine auf dem Bett, betete mit dem großen und hielt so doch noch ein Plätzchen offen in dem Herzen des Kindes.

Jakob, der Bube, war des Vaters getreuer Sohn; er half, wo er konnte, auf dem Feld, war auch nicht dumm in der Schule, aber da er nie ein freundliches Wort in der Arbeit hörte, nie ein kleines Lob erhielt, wenn er seine Sache brav gemacht, so war keine Freude dabei, und er sah die Arbeit an als einen Fluch, den Gott den Armen auferlegt. Wenn der Vater mit ihm auf dem Acker war und sie sahen Wagen vorbeifahren, oder wenn ein Spaziergänger ihn freundlich grüßte mit dem Bemerken: „ist schön Wetter heute," so lachte er ingrimmig und schüttelte oft die Faust nach ihm: „Ja freilich, schön Wetter zum Spazierengehen, ihr wißt's, was das heißt, wenn einem die Sonne auf den Leib brennt und alle Knochen weh thun, ja schön Wetter!"

Und Jakob wußte dann auch wieder, wie heut der Schulmeister ihn geschlagen und des Schultheißen Buben nicht, der doch weniger wisse, und wie des Schmieds Bube Würste aus dem Sack gegessen habe und er kein trocken Brod gehabt, und die Mutter habe bei der Nachbarin diesen Morgen Küchlen gerochen; so saugten sie zusammen Gift aus Allem und verbitterten sich ihr karges Mittagsmahl mit Neid und Ungenügen.

Erzählte dann Lenchen etwas, was ihr die Ahne gesagt von armen, frommen Leuten, denen es doch gut gegangen, oder wie der Herr Pfarrer zur Genügsamkeit ermahnt, so sagte der Vater wieder mit rohem Lachen: „Ja, der Pfarrer, der hat gut reden, der sitzt

mit seiner Frau in der Lauberhütte und trinkt Kaffee, wenn wir in's Feld müssen, der hat einen gemästeten Ochs mit Liebe, da kann man schon zufrieden sein."

Daß der Pfarrer mit Mühe und Entbehrung die Kosten zu seiner Kinder Erziehung aufbrachte, daß seine Frau sich oft das Nöthige absparte, nur um da und dort einen Kranken und Hungrigen erquicken zu können, das wußten sie nicht und hätten es nicht geglaubt, wenn man es ihnen gesagt hätte.

Nun hatte Andres, Jakobs Vater, schon gar manches Jahr gebrummt und gemurrt, ohne daß er eben deßhalb daran gedacht hätte, seinen beneideten Mitmenschen Böses zuzufügen; obgleich er ohne Gebet und Kirche in den Tag hinein lebte, hatte er doch eine Art von Glauben, an den er sich hie und da hielt, nämlich den, daß Gott am Ende der Tage kommen und alle Reichen schlechtweg in's höllische Feuer werfen, die Armen aber auf schneeweißen Pferden in den Himmel reiten lassen werde. Weil das aber ein falscher und thörichter Glaube war, der aus einem gottlosen Herzen kam, so hatte er trotz dieser glänzenden Aussicht doch keinen Trost und keine Freude dabei.

Jakob aber, so jung er war, wollte sein Theil schon auf dieser Welt und dachte Tag und Nacht daran, wie er's denn angreifen könnte, um einmal reich zu werden; es wäre ihm keine gar große Sünde vorgekommen, die reichen Leute todtzuschlagen und ihre Häuser und ihr Geld zu nehmen, wenn er nur nicht gefürchtet hätte, vorher selbst todtgeschlagen zu werden. Ein Kind kann seinen Sinn nicht verbergen; so hieß Jakob denn bald in der Schule der „Jakoble, der reich werden will," und oft wandten sie zum Spott den altbekannten Kinderreim auf ihn an:

Jokele will net Bira schüttla,
d'Bira wöllet net falla —

was viel Geheul und blutige Köpfe nach sich zog; trug dann Jakob, der zuerst zugeschlagen, bei der Rauferei auch etwas davon, so hielt man es daheim wieder für pure Bosheit der Reichen gegen die Armen.

Lenchen führte ein harmloseres Leben, da sie immer mehr bei der Ahne und dem Schwesterlein, als bei den Eltern war. Sie suchte im Frühling Veilchen, im Sommer Erdbeeren zum Verkauf, und wenn sie auf der schönen, grünen Wiese die holdseligen Blümlein fand, oder an einem hellen Abend mit ihrem Erdbeerkörbchen und ihren paar gelösten Kreuzern heimwärts ging und eine gute Frau ihr noch ein Stückchen Brod obendrein geschenkt, da meinte sie oft, die Welt könne nicht so gar bös sein und es sei doch gewiß wahr, was die Ahne sage, daß der liebe Gott auch an sie denke; — aber sie wäre gar nicht so keck gewesen, so etwas daheim zu sagen.

II.

Das Gewitter.

Es war Sommer, und ein recht harter und schwerer Sommer für die armen Leute. Die Ernte war im vergangenen Jahr kärglich ausgefallen; in diesem Jahr hatte sie sich verspätet, alle Vorräthe waren aufgezehrt und eine Noth, groß und bitter, wie seit langen Jahren nicht, war über das Land hereingebrochen. Auch in Andres Hütte ging es kümmerlicher und härter zu, als je; das

Mehl war längst zu Ende, die Kuh hatte verkauft werden müssen, an Frühstück und Abendessen war nicht zu denken, eine elende Kleiensuppe war oft die Mahlzeit des ganzen Tages. Im Frühling war die Ahne gestorben, und es war, als ob mit ihr vollends der Segen aus der Hütte gewichen wäre. Hie und da kam freilich eine besondere Unterstützung an Mehl oder Brod, und sie hatten wieder einen guten Tag in der Hütte, aber sie empfingen es ohne Dank und genoßen es ohne Segen. Lenchen allein betete ganz leise in der Nacht: „Lieber Gott, nimm uns doch Alle in den Himmel; wenn du aber meinst, daß wir da bleiben sollen, ist's auch recht, aber dann laß uns nicht Hunger sterben."

Die Ernte wurde von viel tausend Herzen mit Jubel begrüßt, nur Andres kam wieder ganz wild nach Haus: „Jetzt hätten wir unser Stücklein Gerste schneiden können, muß aber dem Herrn Adlerwirth vorher helfen, natürlich, daß der seins gewiß trocken heim bringt! ich kann dann sehen, wie's mit dem meinen wird!"

„Thu's eben," sagte das Weib, „sonst läßt dich der hochmüthige Tropf nichts mehr verdienen; arme Leute müssen sich eben Alles gefallen lassen!"

„Aber, Mutter," meinte Lenchen schüchtern, „wir sind ja froh, wenn der Vater ein Taglohn verdient, und die Adlerwirthin hat uns den Sommer einmal Holz geschenkt."

„Halt 's Maul! Ja, ein paar verfaulte Zaunstecken," war der Bescheid.

Der Vater ging und hinterließ den Befehl, die Kinder sollten sich hurtig zum Aehrenlesen rüsten, das Korn sei gar dürr, da gebe es viel. Sie waren gern bereit und Andres sagte mit seinem

wilden Lachen: „So, die Bauern holen's im Wagen und ihr im Säckle um den Hals, so ist's recht vertheilt."

Auf den nächstliegenden Aeckern war schon gelesen, die Kinder gingen weiter und weiter hinaus, aber die Luft war drückend heiß und am Himmel zogen sich Wolken zusammen; Lenchen band zum Schutz vor der brennenden Sonne ihre Schürze um den Kopf, Jakob hatte die Jacke ausgezogen; eilig fuhren die Garbenwägen nach Hause. „Geht heim, Kinder!" riefen ihnen die forteilenden Schnitter zu.

Lenchen wurde ängstlich, aber Jakob hoffte, auf den schnell verlassenen Feldern gute Ausbeute zu finden und trieb sie weiter.

„Vielleicht ist's heuer das Letztemal, daß wir Aehren lesen," sagte er bedeutsam.

„Warum meinst?" fragte Lenchen.

„Ha, kann sein wir fahren nächstes Jahr selbst auf den Acker!"

„Ja, wie?" fragte das Mädchen ungläubig.

„Na, hör'," fing Jakob geheimnißvoll an, „darfst aber auf der ganzen Welt keinem Menschen sagen . . ."

„Behüte und bewahre!"

„Ich weiß einen Schatz," sagte Jakob triumphirend, „den hebe ich in den nächsten Nächten; gib Acht, dann können wir in der Kutsche auf den Acker fahren."

„Hör', du hast dich in der Schule wieder einmal anlügen lassen."

„Nein, nein, das weiß Jedermann, daß in dem alten Herrenhaus . . . ."

„Ach geh, auf der grauseligen, alten Brandstatt! die Ahne hat gesagt, daß das ein verfluchter Platz sei.“

„Ist all' eins, wenn's nur Geld gibt. Es liegt einmal ein großer Schatz dort und alle Jahr um Bartlamaistig (Bartholomäustag) quillt er aus dem Boden, dann brennt ein Lichtlein dabei, und wer so keck ist, der kann ihn heben.“

„O, da thät' ich mich zu todt fürchten.“

„Wart nur: vorletzte Nacht, wie ich dem Schulzen Botenlaufen mußte, kam ich spät noch am Herrenhaus vorbei, da sah ich, da wo noch ein Stück vom alten Bau steht, richtig ein Lichtlein; ich steige hinauf, schleiche hin . . .“

Lenchen sah ihn ängstlich mit großen Augen an; sie hörten das Grollen des heranziehenden Wetters nicht.

Jakob, dem's selbst ein wenig schauderte, fuhr fort: „In der Ecke, da steht fast noch eine ganze Stube; wie ich hinkomme, sitzt da ein schwarzer Mann . . .“

„Herr Gott!“ schrie Lenchen entsetzt, „das wird der Teufel gewesen sein!“

„Kann sein, der wird den Schatz hüten,“ sagte Jakob wieder beherzter, war's ja doch heller Tag. „Und ich bin so dumm gewesen und davon gesprungen; aber ich geh' erst wieder hin; wenn man nur Geld kriegt, da braucht man sich um Gott und Teufel weiter nicht zu scheeren.“

Da fuhr jählings ein gewaltiger Blitzstrahl unfern den beiden Kindern in die Erde; ein furchtbarer Schauer durchfuhr Jakob, zitternd und bebend klammerte sich Lenchen an ihn an, der Schreck hatte Beider Zunge gelähmt, sie fühlten sich in den Gliedern wie



zerschlagen, so daß sie nicht fliehen konnten; endlich sagte Lenchen leise: „Ach, Jakob, du hast dich gräßlich versündigt; das war eine Warnung vom lieben Gott; komm, wir wollen beten!“

Der Knabe, der die ruchlosen Worte, die er schon von Alten gehört, nachgesprochen hatte, ohne viel dabei zu denken, fühlte sich im Innersten erschüttert, und ohne Widerrede wandte er sich mit der Schwester zu dem Steinkreuz, das mitten auf dem Feld stand und an das sie zufällig ihr Weg geführt hatte, und sprach ihr demüthig das „Vater unser“ nach, das sie mit zitternden Lippen betete.

Inzwischen aber brach der Regen los, und die noch immer schreckensmatten Kinder sahen sich vergebens nach einem Obdach um; das Dorf war fern, kein Heuschober und keine Hütte weit und breit, kein Mensch auf dem Feld; so kauerten sie sich denn an dem Kreuze zusammen und schützten sich so gut sie konnten mit ihren Kleidern. Keines sprach ein Wort.

Der Regen ließ bald nach, sie schickten sich an, aufzustehen und suchten nach ihren Säcklein, die ihnen in der Angst entfallen waren. Da schrie Jakob auf in neuem Schrecken: über den einsamen Feldweg daher kam ein fremder, dunkelgekleideter Herr, und Jakob sagte bebend zu Lenchen: „Du, das ist der schwarze Mann!“

Dießmal war Lenchen beherzter, die an dem fremden Herrn nichts so Grausiges finden konnte, obgleich es selten war, daß Jemand dieses Wegs kam.

„Was macht ihr hier, Kinder?“ fragte der Fremde verwundert.

„Wir haben Aehren gelesen.“

„Aber wer ließ Euch bei solchem Wetter noch auf das Feld gehen?“

„Die Eltern sind so arm,“ sagte Lenchen entschuldigend, „es hat uns gerade nichts gethan.“

Jakob hatte indeß den Fremden mit steigendem Entsetzen betrachtet, der Blitzstrahl hatte all seinen Muth zusammengebrochen; er zupfte Lenchen am Kleid und sagte ihr halblaut, indem er sie wegziehen wollte: „Der ist's, der Schwarze im alten Herrenhaus!“

Der Fremde, der die Worte gehört hatte, hielt die Kinder sanft zurück: „Halt, halt, Kleiner, ich thue dir nichts; sag' mir Kind,“ wandte er sich wieder an Lenchen, „weißt du, was dieß Kreuz zu bedeuten hat?“

„Nicht recht,“ sagte diese, „die Ahne sagt, es sei da Einer vom Wetter erschlagen worden.“

„Das ist's, das ist's!“ rief der Fremde tief ergriffen und kniete bei dem Kreuze nieder; er hielt die reichen, grünen Ranken in der Hand, die das alte Gestein umwuchsen, und sagte leise und wehmüthig: „Es ist jetzt grün, darfst ruhig schlafen.“

Die Kinder sahen erstaunt sein Beginnen.

Er richtete sich auf und fragte Jakob: „Was meintest du vorhin? hast du mich im Herrenhaus gesehen?“

Dem Jakob war die Furcht etwas vergangen, und während sie sich heimwärts wandten, erzählte er und Lenchen abwechslungsweise von der Armuth daheim, von Jakobs rastlosem Verlangen, reich zu werden, das ihn nach der alten Brandstätte getrieben, und wie er dort bei dem Lichte einen schwarzen Mann erblickt, den er für den Bösen gehalten. Und Lenchen, die zu dem ernsten Mann

Zutrauen faßte, erzählte sogar von Jakobs gottloser Aeußerung und von dem Blitzstrahl, der darauf herniedergefahren.

Der Fremde hörte den Kindern aufmerksam und nachdenklich zu: „So, du hast schnell reich werden wollen?“ sagte er zu Jakob, „du hast mich für den bösen Feind gehalten, und du weißt nicht, welch bösen Feind du im Herzen trägst, in deiner Unzufriedenheit und Geldgier?

„Du brauchst Niemand zu sagen, wo du mich zuerst gesehen,“ sagte er nach einer Weile zu Jakob; „ich meine es aber gut mit dir. Morgen vielleicht will ich dir auch eine Geschichte erzählen von Einem, der hat reich werden wollen; jetzt aber, Kinder, macht, daß ihr heim kommt; da habt ihr etwas, ihr dürft wohl sagen, daß es euch ein Fremder gegeben.“

Ganz voll und wundersam bewegt von den Erlebnissen des heutigen Tages kamen die Kinder heim. Die Mutter hatte große Sorge um sie gehabt; statt ihnen aber ihre Angst und Liebe zu zeigen, schalt sie sie tüchtig aus, daß sie nicht bälder heimgekommen. Das reiche Geschenk des Fremden versöhnte sie in etwas; doch meinte sie, der müsse sein Geld auch nicht ehrlich verdient haben, daß er einen Thaler auf einmal verschenke.

Diese Nacht war es nicht Lenchen allein, die vor dem Einschlafen Gott dankte für seine gnädige Bewahrung; auch Jakob, dessen starrer Sinn mächtig erschüttert war, suchte seine Verzeihung und sein Erbarmen; er wußte freilich nicht, was er beten sollte; aber wir wissen, wer ein Herz, das seinen Gott sucht, vertreten kann mit unaussprechlichen Flehen.

Die zwei Brüder.

Am folgenden Tag war das Wetter wieder klar; der Vater war schon fort und Mutter und Kinder wollten an ihr Tagewerk gehen, da klopfte es und der Fremde von gestern trat ein — eine unerhörte Erscheinung in der Hütte. Die Mutter warf eilig einen Haufen schmutziges Geräthe in die Ecke und fragte, so höflich sie konnte, was der Herr wolle. — Es fiel ihr ein, es werde derselbe sein, der gestern den Kindern den Thaler gegeben hatte.

„Er sei ein Fremder," sagte der Herr, „der die Absicht habe, sich später vielleicht in hiesiger Gegend anzukaufen; nun möchte er gern einen Jungen, der in der Markung bekannt sei und ihm die Felder und ihre Grenzen, und besonders die Umgebung der alten Brandstätte zeigen könne; da er wohl wisse, daß auch der Kleine Arbeit versäume, so wolle er gern einen reichlichen Taglohn bezahlen.

Die Mutter meinte zwar im Stillen, der hätte auch allein im Feld herumstoffeln können, und auf dem verwünschten Brandplatz habe gar Niemand etwas zu thun; aber den großen Lohn wollte sie nicht zurückweisen. So durfte denn Jakob sein Sonntagswamms anziehen und mit dem Herrn gehen. Er hätte heut lieber Aehren gelesen, denn er fürchtete sich in der Stille immer noch gewaltig vor dem Fremden; aber er wagte nicht, es zu sagen. Der Herr hatte jedoch gar nichts Unheimliches. Er fragte Jakob Vielerlei über sein Elternhaus, über die Schule, und als sie weiter auf dem Feld waren, setzte er sich mit ihm an einen Rain, zog aus der Reisetasche, die Jakob ihm tragen mußte, Brod, Fleisch und Wein und

theilte ihm reichlich davon mit. Ein solches Festmahl hatte der hungrige Knabe seines Gedenkens nie gehalten, und nie hatte Jemand so freundlich und zutraulich mit ihm gesprochen. Alles Grausen war jetzt verschwunden; er wäre mit ihm bis an's Ende der Welt gegangen.

Der Fremde ließ sich von Jakob die Felder zeigen, und dieser konnte ihm gut Bescheid geben über ihren Ertrag, den Werth und die Besitzer. Doch hielt er sich auf der Seite, wo die Ernte schon vorüber war. Endlich kamen sie an die Stätte, wo die Reste des Herrenhauses standen. Inmitten einer sonst fast ganz angebauten und fruchtbaren Gegend ragte der kahle Hügel empor, auf dem nur noch die Grundmauern, die Fensterstöcke der untern Etage, und in einer Ecke ein größerer Theil des ehemaligen Gebäudes standen.

„Weißt du, was hier geschehen ist?“ fragte der Fremde, indem er sich mit dem Knaben auf eine Schwelle des zerstörten Hauses setzte.

„Die Ahne hat gesagt, es hab's Einer selber angezündet und man wisse nicht recht wie's zugegangen. Seither geht's geistweis (spuckt's) da, und wie Einer hat bauen wollen, ist der erste Zimmermann von einem alten Balken todtgeschlagen worden, jetzt geht keiner mehr hin.“

„Hör' mir zu,“ begann der Herr, „ich will dir erzählen, wie das Alles gekommen ist. Es sind jetzt bald achtzig Jahre, daß hier noch ein schönes, stattliches Haus gestanden ist, so schön, wie man weit im Lande keines sieht. Der Wald dort oben und alle die Wiesen und Felder, so weit man sieht, haben dem Besitzer des Hauses gehört. Der es erbaut hat, ist ein reicher Bauer gewesen;

seine Enkel sind Herren geworden, doch sind sie auf dem Haus geblieben und der Reichthum mit. So lang man denken konnte, war immer nur Ein Sohn und Erbe im Haus gewesen, und Jeder wurde immer reicher als der vorige. Es war eine Fülle und ein Ueberfluß, als sollte er in Ewigkeit kein Ende nehmen, und als ob der Segen im Schlaf zuwüchse; kein Hagel und kein Gewässer konnte den Reichthum des Besitzers schmälern.

„Da kam denn das Erbe an Einen, dem seine Frau zwei Söhne gebar. Gottfried, der ältere, war ein schmächtiges, bleiches Büblein von Geburt an; Wilhelm aber, der jüngere, wuchs frisch und kräftig heran; hellaugig und rothbackig, voll Lust und Leben wurde er der Liebling von Vater und Mutter, Gesinde und Nachbarn.

„Was er sah, das wollte er, und was er wollte, das bekam er; es konnte ihm aber Niemand feind sein, auch wenn er noch so gewaltthätig war. Den Reichthum lernte er, seit er denken konnte, schätzen als das höchste Gut. Gottfried blieb ein stiller Knabe, der gern über den Büchern saß, oder einsam durch Wald und Feld ging; man vergaß fast, daß er nur auf der Welt war.

„Wilhelm trieb sich am liebsten in den Ställen und Scheunen um; die Rosse kannten seinen Tritt von Weitem; ihm zu lieb mußte der Vater das schönste Vieh von weit und breit holen lassen; er lebte und webte im Besitz, und die altvererbten Dienstboten auf dem Gute nickten einander zu und lachten: „so ist noch gar keiner da gewesen; der fragt noch den Herzog: wie theuer 's Ländle?“

„Man sagt, die Mutter der Söhne sei vor ihrem Tod dem Mann angelegen, das Gut dem Wilhelm zuschreiben zu lassen, der sich so viel besser dafür schicke; aber der konnte sich zu einem solchen

Abgehen von Landessitte und Gesetz nicht entschließen, und dachte: der elende Docht, der Gottfried, der lebt gar nicht so lang, daß er dem Kleinen das Gut wegnehmen könnte!

„Der Gottfried lebte aber fort, schmächtig und schwächlich wie er war, zufrieden, daß man ihm die Mittel ließ, zu lernen und zu studieren; denn das war sein Leben.

„Der Vater lebte noch, als Gottfried um Erlaubniß bat, eine weite Reise über's Meer antreten zu dürfen. Der Arzt hatte dieß als das einzige Mittel angegeben, um seine Gesundheit herzustellen, und ihn selbst zog ein innerer Trieb hinaus. Damals war der Verkehr mit fremden Ländern noch schwer und über's Meer war fast angesehen wie über's Grab.

„Gottfried übergab seinem Bruder vor der Abreise noch eine Schrift, in der er ihn zum Verwalter des Gutes einsetzte, wenn der Vater vor seiner Rückkehr stürbe; daß er der alleinige Besitzer sei, wenn Gottfried nicht zurückkehrte, verstand sich von selbst. Keins von Allen glaubte den bleichen Gottfried wieder zu sehen, der, so still, harmlos und wohlwollend, ihnen Allen doch fremd geblieben war, und die große Summe baaren Geldes, die er empfing, schien Wilhelm bereits das Kaufgeld, das ihm das schöne Eigenthum sichere. Er hat es freilich nicht gewußt, daß er seines Bruders Tod wünsche; aber das war der Teufel im Herzen, von dem ich dir schon gestern gesagt.

Gottfried war fort; er hatte einmal aus Italien geschrieben; dann aber war er wieder weiter gezogen, verschollen und vergessen. Wilhelm holte sich eine reiche Frau aus dem Elsaß, es war eine Frau, wie sie ein Landwirth braucht, gescheidt und umsichtig, und

der Besitz war ihr an's Herz gewachsen wie ihm. Er hatte Kinder; einen Knaben, einen munteren Burschen gleich ihm, und Mädchen. Er vergrößerte sein Gut; er baute und pflanzte; der Reichthum floß ihm in Strömen zu, und wenn er auf der Altane seines schönen Hauses stand und seine Felder und Wiesen überschaute und seine rüstigen Rosse und das stattliche Vieh, da schwoll sein Herz, und er hätte mit keinem König getauscht.

„An einem Abend kam ein fremder Mann im Herrenhaus an; er war mager und sonnenverbräunt; Niemand kannte ihn, ehe er sich selbst zu erkennen gab; es war der Bruder Gottfried.

„Der Teufel, der einst in Kains Herzen genistet, der wachte auch wieder auf in Wilhelms Brust; aber er wußte es noch nicht und grüßte den Bruder mit freundlichen Worten, und er hörte zu, was er Wunderbares und Merkwürdiges von den fernen Landen erzählte, in denen er so lange verweilt.

„Meine Gesundheit ist wunderbar gestärkt," versicherte Georg; „ich habe eine liebe Frau und zwei Söhne, die sind so stark und gesund, wie du als Knabe gewesen bist. Ich bin schneller vorausgereist, weil mich's endlich nach der Heimath verlangt hat; meine Familie kommt in wenigen Tagen nach. Meiner Frau wird's gewiß hier gefallen; sie ist mir gern gefolgt; sie hat in der Fremde mein Glück begründet, jetzt will ich sie hier glücklich machen."

„Und lauter und lauter regte sich der Feind in Wilhelms Herzen und raunte ihm zu: „jetzt kommt er, nachdem er lange müßig die Welt durchzogen, und nimmt das schöne Erbe in Besitz, und du hast indeß geschafft und gesorgt, und nun kannst du da bleiben oder davon gehen wie ein Knecht." Ich glaube, daß auch seine Frau

kein Engel war in diesem Streit; sie war ein starkes und stolzes Weib und hätte sich nicht losreißen können vom Besitze.

„Der Gottfried wird wohl gemerkt haben, daß ein Schatten auf seines Bruders Seele lag; aber es schien ihn nicht zu kümmern; er ging wie immer seine eigenen stillen Wege.

„Es war zur Sommerszeit und ein gesegnetes Erntejahr, wie nie; Wilhelm ging hinaus, um die Felder zu besehen, ob er morgen mit der Ernte beginnen könne; in seine alten, schlimmen Gedanken vertieft, schritt er durch die prächtigen Fluren, als ein plötzliches Gewitter losbrach. Er eilte auf dem nächsten Wege nach Hause zu kommen, und erblickte von fern die hohe, schmale Gestalt des Bruders, der auf einem andern Weg durch's Feld gewandelt war, und nun auch heim eilte.

„An der Stelle, wo jetzt das Steinkreuz steht, stand damals ein hoher Baum; bei diesem liefen die Wege der Brüder zusammen. Ehe Wilhelm ihn noch erreichte, fuhr ein furchtbarer Blitzstrahl dicht an dem Baum herab, unter den sich Gottfried gestellt hatte, und er sah diesen zusammenstürzen. So hatte der böse Wunsch seines Herzens rasche Erfüllung gefunden; er war erschüttert darüber — ob betrübt? das weiß ich nicht. Er trat näher und beugte sich über den erschlagenen Bruder. Da richtete sich dieser, der vom Blitz nur betäubt, nicht getroffen war, langsam wieder auf. Und es war Wilhelm, über dessen Willen der böse Feind Gewalt gewonnen, der den auflebenden Bruder mit beiden Händen an der Kehle packte und drückte, bis dieser wirklich todt zurücksank, den starren Blick der brechenden Augen auf seinen Mörder geheftet.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Man hatte im Herrenhaus den furchtbaren Schlag gehört und vermißte beide Brüder. Die Frau schickte Boten aus; man fand den Einen todt, den Andern starr, wie versteinert, neben der Leiche; man fand diese Wirkung des Schreckens so natürlich! jedermann nahm an, daß der Blitz den Einen erschlagen und den Andern betäubt habe. Wilhelm stand noch dabei, als man die Leiche aufhob; der Chirurg, der herbeigeeilt war und vergebens eine Ader geschlagen hatte, bemerkte die blauen Flecken am Halse und sah mit einem Blick des Grausens und Entsetzens zu ihm auf, der drang ihm in die Seele wie ein zweischneidiges Schwert.

„Der Erbe des reichen Herrenhauses ward mit großer Feierlichkeit begraben; drei Tage nachher kam die junge Wittwe, eine schöne schwarzäugige Kreolin, mit zwei frischen Knaben an. Wilhelm blieb stumpf bei ihrem herzzerreißenden Jammer; als sie ihm aber ein Papier übergab, in dem der Bruder ihm Haus und Gut förmlich und feierlich als freies Eigenthum zuschrieb, und nur eine bescheidene Summe für seine Kinder ausbedung, die schon durch die Mutter reich waren, — da stieß er einen durchdringenden Schrei aus und rannte wie wüthend durch Garten und Haus. Mit diesem Dokument hatte ihn sein Bruder Gottfried durch die Hand seiner Frau überraschen wollen.

„Von dieser Stunde an hat Wilhelm keine Ruhe mehr gefunden bei Tag und bei Nacht. Der Eine Gedanke trieb ihn um: er sei verpflichtet, das Besitzthum zu vernichten, das er durch Sünde gewonnen. In einer Nacht brach Feuer aus; die Scheunen waren voll Korn; ein heißer, trockener Sommer; die Flamme ward viele Meilen weit gesehen und das Haus nicht zu retten. Die

Kreolin war mit ihren Kindern früher schon in ihre Heimath zurückgekehrt.

„Wilhelm wäre erstickt, wenn ihn nicht seine Frau mit Gewalt hätte heraustragen lassen. Sein einziger Sohn brach das Bein beim Sprung aus einem Fenster und blieb schwächlich von da an. Das war mein Vater. Er verheirathete sich später, starb aber bald nach meiner Geburt.“

Vertieft in den ganzen grauenvollen Gang dieser Geschichte hatte der Fremde längst vergessen, zu wem er sprach; aber er hatte einen athemlos aufmerksamen Zuhörer an dem kleinen Jakob gehabt; die furchtbare Wahrheit, die dieses Verbrechen predigte, war ihm durch die innerste Seele gedrungen. Und wie er nun hörte, daß hier ein Glied jenes unseligen Geschlechtes leibhaftig vor ihm stand, fühlte er sich noch viel tiefer erschüttert und betrachtete den Fremden, der mit einem so ungeheuren Geschick zusammenhing, mit einer Mischung von Grauen und Ehrfurcht.

„Die Großmutter war ein starkes Weib,“ fuhr dieser mit trübem Angesicht fort; „sie sah, daß es am besten war, ihren Mann weit wegzubringen, der wieder und wieder bei Nacht auf die Brandstätte zurückkehrte. Sie ging mit ihm und den Kindern in's Elsaß zurück. Das Gut wollte Niemand kaufen, da viel Gerüchte über verübte Unthaten umliefen, und Keiner den Wiederaufbau des Hauses wagen wollte: so lies sie die Güter einzeln verkaufen und löste genug, um sich und ihre Kinder reich zu machen. Sie verwaltete mit geschickter Hand alle Angelegenheiten; sie vermittelte später die Heirath des Sohnes, der seit dem Brand nimmer gesund wurde. Sie erhielt und vermehrte den Wohlstand; aber es

war ein freude- und segensloser Reichthum, es ist Keinem wohl dabei geworden.

„Wilhelm, mein Großvater, lebte hin in stumpfem Trübsinn; so lang ich mir ihn denken kann, schien er mir ein uralter Greis. Später ist er noch einmal in seine alte Heimath zurückgekehrt. Er hatte in jungen Jahren eine Sage gelesen von einem Mörder, der ein dürres Reis mit sich getragen, aus dem noch Blätter und Blüthen wuchsen, als er Gnade und Vergebung bei Gott gefunden. Nun hatten sie auf der Stelle, wo sein Bruder gestorben, ein steinernes Kreuz gesetzt; an diesem Kreuz hat er einen Epheuzweig eingepflanzt, und er glaubt jetzt noch, wenn dieser Epheu wachsen und grünen würde, so wäre es ein Zeichen, daß ihm Gott und sein Bruder verziehen hätte, aber er war zu kraftlos, um selbst wieder hierher zu reisen, und wagte nie sein dunkles Geheimniß Jemand zu offenbaren.

„Seine Frau hielt seinen kranken Geist mit der Uebermacht ihres scharfen Verstandes gefangen, und hütete ihn vor jedem Wort, das ihn hätte verrathen können.

„Ich hatte den stillen Sinn, die Liebe zum Wissen und die Freude an Reisen von Großonkel Gottfried geerbt, und der Großvater schien einen besondern Zug zu mir zu fühlen.

„Vor wenigen Monden ist die Großmutter gestorben, und es schien ein Bann von seiner Seele genommen. Da hat er mir seine schuldbeladene Seele ausgeschüttet und mich gebeten, noch einmal zu diesen Stellen zurückzukehren und zu sehen, ob sein Epheu verdorrt sei. Ich reiste hierher und habe kürzlich Nachts noch die Brandstätte besucht, wo du mich gesehen hast. Das Steinkreuz konnte ich lange nicht finden, da ich Niemand fragen wollte. Es

ist mir wunderbar, daß ich es gesehen im Leuchten des Blitzes und bedeutsam, daß ich euch arme Kinder dabei finden mußte. Und der grüne Epheu ist gewachsen und hält das Kreuz umschlungen."

Er versank in Gedanken, bis er auffuhr und den Knaben bemerkte. „Ich habe dir nicht so lange erzählen wollen, mein Junge," sagte er mit ernstem Lächeln, „ich habe mir selbst mit erzählt. Jetzt gehe ich heim, und bringe dem alten Großvater den grünen Zweig; ich werde ihn wohl bald auf seine Bahre legen dürfen. Aber weißt du, warum ich dir das Alles erzählt?" fragte er plötzlich Jakob, indem er ihn fest ansah.

„Ja, Herr," sagte dieser mit leiser Stimme.

„Weißt du jetzt, wohin es führt, wenn man seinen Bruder beneidet und sein Herz auf Reichthum setzt?"

„Ja, Herr," sprach Jakob demüthig.

„Du kommst wieder heim in ein Haus voll Murren und Unfrieden; kannst du beten, wenn sich der Feind wieder in deinem Herzen regen will?"

„Ich weiß nicht," sprach traurig der Knabe.

„Bet' einmal, was du kannst."

„Unser Vater, der du bist in dem Himmel!" hub Jakob an.

„O, sag' das von Herzen! das ist allein schon genug," sagte der Fremde bewegt: „weißt du, was das sagen will, und wirst du noch murren über dein kümmerliches Brod, wenn du weißt, daß du einen reichen Vater im Himmel hast, der dir ganz gewiß gibt, was dir gut ist zur rechten Stunde?"

„Geheiliget werde dein Name!" fuhr der Knabe etwas zuversichtlicher fort, daß er doch 'was wisse.

„Daran denk, wenn du wieder im Spott oder Ernst ruchlose Worte hörst, die den heiligen Namen lästern.“

Der Knabe nickte ihm zu; er gedachte seines Frevels von gestern. „Dein Reich komme,“ betete Jakob.

„Das ist das selige Reich Gottes,“ sagte der Fremde, „wenn auf der ganzen Erde Friede herrscht und Gerechtigkeit, aber, sieh Jakob, du und ich und jeder Mensch kann dazu mitwirken, daß das Reich Gottes kommt, wenn wir in Frieden und Zufriedenheit nach Gottes Geboten leben an dem Plätzchen, wo Er uns hingestellt hat.“

„Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel!“ sprach der Knabe weiter die dritte Bitte.

„Willst du auch das von Herzen beten,“ sagte der Fremde, „und denken, daß Alles gut werden wird auf der Erde und schön, wenn des Herrn Wille allein geschieht von uns Allen?“

Und der Knabe betete weiter: „Unser täglich Brod gib uns heute!“ und er dachte: wie oft sie nicht gebetet um ihr Brod, und wie oft es ihnen doch wieder geworden sei, und es ward ihm nimmer so bange vor späteren Hungertagen.

„Vergib uns unsere Schulden, wie wir vergeben unsern Schuldigern!“

Da sprach der Fremde ein brünstiges Gebet um Vergebung und um ein ruhiges Sterbestündlein für den Brudermörder, um Vergebung für den Knaben, der nicht gewußt, was er that in seinem frevelhaften Trachten nach Reichthum, für seine armen Eltern, für Alle.

„Und führe uns nicht in Versuchung!“ betete Jakob selbst aus tiefstem Herzen.

Und der Fremde sprach das Schlußgebet und ließ in die Seele des armen Kindes einen Lichtstrahl von der Hoffnung der Ewigkeit fallen, so weit sie fähig war, ihn zu fassen.

„Siehst du, Knabe,“ schloß er, „du hast ja, was du brauchst, um dir fortzuhelfen. Hier ist dein Lohn,“ und er gab ihm ein gar reiches Geschenk; „wenn ich den alten Großvater begraben habe, so komme ich wieder, dann will ich mit Gottes Hilfe den Fluch lösen von der Stätte des Brudermords. Deine Seele habe ich eingesenkt; auch ein Zweiglein am Fuß des Kreuzes; gebe Gott, daß es anwachse! Behüt' dich Gott, mein Junge, vergiß die Geschichte nicht!“

Und nun warf er seine Reisetasche um und schritt abwärts vom Dorf, dem Wäldchen zu, das über dem Hügel lag.

Ende.

Jakob hatte jenen Blitzstrahl und den Tag auf der Brandstätte nicht vergessen; inmitten alles Haders und Unfriedens keimte in den armen Kindern verborgen der Same eines bessern Lebens, und die Ahnung davon bewegte je und je selbst die harten Herzen der Eltern.

Es war Frühling, als im Dorfe die Kunde erscholl, ein steinreicher Fremder habe die Brandstätte und die umliegenden Güter gekauft und werde ein Schloß darauf bauen. Man prophezeihte ihm alles Unheil, und er war zuerst genöthigt, fremde Arbeitsleute kommen zu lassen. Jakob war der erste Handlanger, und bald schritt der neue Bau rasch und fröhlich vorwärts ohne den geringsten Unfall.

Der Fremde nannte sich Bertram nach seiner Mutter Namen, und seine Leutseligkeit und ernste Güte hatte bald alle Herzen gewonnen. Niemand konnte errathen, zu was der Bau dienen sollte; es war kein Schloß, kein Landhaus, ein rechtes, tüchtiges Bauernhaus, nur viel zweckmäßiger eingetheilt. Er baute Ställe und Scheunen, kaufte Aecker und Wiesen, guten und schlechten Boden.

Endlich war das Haus erbaut, bei dem viel arme, fleißige Hände reichlich Brod gewonnen hatten, denn der Bauherr war nicht karg und marktete mit Keinem um wohlverdienten Lohn.

Kein Balken brach, kein Stein fiel ungeschickt, die hellen Fenster blinkten in's Land hinaus. Wen würde Bertram einführen? das Haus war viel zu groß, das herbeigeführte Geräthe zu viel für ein gewöhnliches Wohnhaus, und Niemand wußte, daß der Bertram Weib oder Kinder hätte. Da führte er eines hellen Morgens die Bewohner ein in das neue Haus — arme Kinder waren es, von der Nähe und Ferne, verwaiste, verlassene und versäumte, die er im Stillen gesucht während der Zeit des Bau's, und die er hier in frischer, gesunder Luft, in kräftiger, wohlthätiger Arbeit, in Gehorsam und Gebet heranziehen wollte für ein neues, besseres Leben. So dachte er die alte Schuld zu sühnen.

Jakob, der der fleißigste Handlanger bei dem Bau gewesen war, wurde der erste Mitbewohner des neuen Hauses, und so jung er war, doch bald ein treuer Gehülfe seines Pflegevaters, dem er mit Leib und Seele ergeben blieb.

Obgleich dieser seinen Vater reichlich entschädigte für die Hilfe des Knaben, so hatte der doch genug zu schimpfen über fremdes Pack, das Einem noch die eigenen Kinder wegnehme.

Lenchen hat bei den Eltern ausgehalten und das Bärbele erzogen, ein Kind des Friedens unter viel Streit und Unfrieden, bis sie einst als brave Hausmutter ihren eigenen Kindern eine bessere Heimath bereiten konnte, als die ihrige war.

Von Spuck hat man in dem neuen Hause nichts mehr vernommen; wenn die kleinen Gartenmägdlein und Ackerknechte recht müde heimkehrten von ihrem Tagewerk, so schliefen sie auch so fest und gesund, daß sie wenig hätten hören und sehen können von gespenstischem Treiben.

Der alte Großvater schläft in seinem fernen Grabe und der Epheuzweig schlingt sich um die Trauerweide auf seinem Hügel. An dem Steinkreuz hat Lenchen noch einen Rosenstock gepflanzt, der steht alle Frühlinge in hellen Blüthen, eine stille Predigt von Liebe und Frieden.

Bertram hat so freilich sein Leben etwas anders beschlossen, als er sich in jungen Jahren gedacht, wo Wissensdurst und Reiselust ihn in die weite Welt getrieben. Er fand sein Werk oft viel schwerer durchzuführen, als er es unternommen, und nicht alle Zweige, die er an dem Kreuze eingesenkt, sind angewachsen. Aber er wollte eigene Verläugnung und Hingabe nicht scheuen, um die Schuld seines Großvaters zu sühnen. Ein Weib hat er nicht heimgeführt, er wollte das Geschlecht nicht fortsetzen, auf dem der Fluch des Brudermordes liegt, und wollte sein ganzes Herz und Leben den armen Kindern weihen, die er angenommen.

Der Peterli von Emmenthal.

Der Peterli stammte aus einer hochstrebenden Familie, sein Großvater war Gemsjäger gewesen, und Niemand wußte, in welchem Abgrund zwischen den Gletschern sein Grab war. Sein Vater fand nicht viel Gemsen mehr zu jagen, aber es gefiel ihm nicht auf ebenem Boden und bei ruhiger Handthierung: er war ein Führer, und zeigte Fremden die Gebirgspfade.

So war Peterli oft und viel allein, der Vater ließ ihm, wenn er hinaus ging, zum Essen da, was er eben hatte; hatte er nichts mehr, so suchte er Hilfe im Nachbarhaus.

Das war nun freilich keine Nachbarschaft wie bei uns, wo man sich in die Fenster sieht; das nächste Haus war wohl eine Viertelstunde entfernt, aber die Wittwe, die es bewohnte, hatte doch gut nachbarlich an dem Büblein gehandelt, soweit sie konnte.

Bei Sepp, dem Vater des Peterli, war allezeit entweder Ueberfluß oder Mangel; sein Weib war schon lange todt, und er lernte nun und nimmermehr den schönen Lohn, den er oft einnahm, ordentlich zu Rathe halten. An den kühlen Morgen beim Bergsteigen hatte er das Branntweintrinken gelernt, und wenn er auch nicht

zum Säufer wurde, so ging doch mancher Batzen den Hals hinunter, und er hatte es noch nicht einmal zu einem Bett gebracht. Er und Peterli schliefen auf Laubsäcken, und deckten sich mit dem Teppich zu, den Sepp auch bei hohen Bergreisen brauchte.

In allen Nothfällen nahm Peterli seine Zuflucht zur Nachbarin, die zwar auch arm, aber gar ein fleißiges, sparsames Weib war. Freilich war sie auch gar oft nicht daheim, sie ging auf's Feld, in Taglohn und nahm die Buben mit, und so traf Peterli manchesmal, wenn er zum Nachbarhause hinüberging, die Hausthür geschlossen. Auf der Bank vor dem Hause saß aber immer an schönen Tagen das Mareili, und das hatte wohl jederzeit eine Hand voll dürrer Schnitze oder ein Stückchen Brod für den hungrigen Peterli. Mareili, das einzige Töchterlein der Nachbarin, war ein armes, kränkliches Kind, an den Füßen gelähmt, das nur mit Krücken oder getragen vor die Hütte kommen konnte; da blieb sie denn auch gewöhnlich sitzen mit ihrem Strickstrumpf oder einer Strohflechterei, oft halbe Tage allein. Mutter und Geschwister hatten sie gar lieb und thaten ihr zu Gefallen, was sie konnten; aber daß Eines bei ihr daheim bleiben sollte, das fiel ihnen nicht ein. Ehe jedoch die Mutter auf's Feld ging und die Buben zur Schule, mußte Mareili gut mit Essen versorgt sein, lieber wären sie hungrig fortgegangen. Mareili aber, das immer still sitzen mußte, das aß gar wenig, und so hatte sie stets noch etwas übrig für den Peterli. Die armen Kinder waren einander recht zum Trost; das Gesicht des einsamen Mareili's heiterte sich auf, wenn der Peterli in seinem zerlumpten Jäckchen den schmalen, steinigen Weg herunterkroch, der zu ihrer Hütte führte; sie erzählte ihm allerlei schöne Geschichten und lehrte

ihn die Gebetlein, die sie selbst wußte. Viel gelernt hatte das arme Kind freilich nicht, denn die Mutter war zu arm, um einen Lehrer im Haus zu bezahlen, aber sie war ein verständiges Kind, und das Wenige, was Mutter und Brüder sie lehren konnten, benützte sie treulich und bedachte es in ihrem stillen Sinne, so daß sich oft die Mutter nicht genug wundern konnte, woher denn doch das Mädchen Alles wisse. Peterli hätte freilich schon lang das Alter gehabt, in die Schule zu gehen, aber er war ein schwächliches Büblein und sah viel jünger aus, als er war; so war er indeß noch durchgeschlüpft.

Er suchte nun seinerseits dem Mareili auch Freude zu machen; er wußte, daß sie die Blumen lieb hatte, da suchte er denn zusammen, was er von Blümlein fand, und entdeckte allerlei verborgen duftende Kräutlein für sie: „Lueg, Mareili, das schmeckt so wohl;“ auch brachte ihm der Vater hie und da auf seine Bitte von den schönen, seltenen Alpenblumen mit, die nur auf den höchsten Berggipfeln wachsen; da strahlten Mareili's Augen vor Freude, und wenn die Blumen welken wollten, trocknete sie alle und hob sie auf in dem Gebetbuch der Mutter. Und noch ein Kleinod hatten die Kinder, um dessen Besitz Peterli weit umher beneidet wurde: ein kleines Büchlein, wunderschön roth eingebunden mit goldenem Schnitt, darin waren prächtige Bilder, wunderschöne Frauen, auch Ritter auf Pferden, und Straßen mit stattlichen Häusern. Das Büchlein, das wohl einmal ein fremder Reisender verloren, hatte Peterli's Vater auf einem Berge gefunden; das war ein Schatz und eine Herrlichkeit! Peterli hatte es dem Mareili aufzuheben gegeben, und die holte es nur selten hervor, daß es nicht verdorben werde; aber es war auch jedesmal ein Fest, wenn sie es wieder sahen. „Ach, wie

schön muß es draußen in der Welt sein," dachten sie Beide, „wo solche schöne Frauen und Herren herum gehen!"

„Wenn ich groß bin, Mareili," sagte Peterli, „da steig ich auch auf die Berge, wie der Vater; wenn man so hoch droben ist, da sieht man gewiß die ganze Welt, und da, wo mir's am besten gefällt, da steig ich hinunter; wenn ich dann viel Geld habe, so bringe ich dir eine schöne, schöne goldige Haube mit."

„Bis dahin," sagte Mareili wehmüthig, „bin ich im Himmel, da ist's noch viel höher droben, und da sieht man erst recht die Welt; aber dann ist's so schön, daß man gar nicht herunter mag."

So machten die Kinder ihre Pläne, und waren dabei zufrieden, mit ihren zerrissenen Kleidern und ihrem kümmerlichen Brod. Peterli wäre gar zu gern einmal mit dem Vater gegangen, aber der sagte, daran sei noch nicht zu denken, es sei ein so gefährlich Ding um die Berge, sie lassen Einen nimmer los, wenn man's einmal verschmeckt habe. Da sah er sie denn nur von Weitem, und die Schneeberge sah man in seinem Thal gar nicht.

In guten Sommern hatte der Vater einen schönen Verdienst, wenn aber auch keine Reisenden zu führen waren, so liebte er selbst auf den hohen Bergen umherzuklettern, und neue Pfade und schöne Aussichtspunkte für Reisende zu entdecken. Seines Vaters verwegenes Blut stack noch in Sepp, der der keckste und verwegenste Bergsteiger in der Runde gewesen. Am meisten zog's ihn immer auf den Pilatus, einen der höchsten unter den Bergen, die den wunderbar schönen Vierwaldstetter-See umgeben. Er kannte jede der seltsamen Zacken und Klippen, die dem Berg eine so wilde und abenteuerliche Gestalt geben. Wie oft schon war er an dem kleinen,

unheimlichen See oben gestanden, der, von finsterem Tannengestrüpp umgeben, seltsam gestaltete Nebel aufsendet. Der Volksglaube sagt, daß hier der römische Landpfleger Pontius Pilatus, von Reue und Verzweiflung durch alle Lande gejagt, seinen Tod gefunden habe; ein ruheloser Geist soll die Nebel aus dem See treiben, welche Unwetter bringen, und wer ihn einmal sieht, wie er sich auf dem Wasser hie und da zeigt, der lebt kein Jahr mehr.

Gespensterfurcht plagte den Sepp gar wenig; was ihn mehr als die Geheimnisse des See's anzog, das war das Mondloch, eine tiefe Höhle im Pilatus, die durch den Felsen geht, aus der aber so todeskalte Luft strömt, daß es nicht möglich ist, tief in sie einzudringen. An der andern Endung erweitert sich dieß Loch in die Dominikshöhle, in der man von fern ein Steinbild sieht, dessen räthselhafte Erscheinung schon viele Forscher beschäftigt hatte. Es ist die riesenhafte Gestalt eines sitzenden Mannes, vom Volke der heilige Dominik genannt, den Viele für ein seltsames Naturspiel, Mehrere noch für ein Werk von Menschenhand halten. Die Höhle, von schroffen, vorspringenden Felsen umgeben, ist auch dem kecksten Bergsteiger unzugänglich, und so wäre hier ein Bild von Menschenhand ein unerklärliches Räthsel.

Sepp, der so oft schon Fremde hiehergeleitet, ihre Streite und Vermuthungen über diese Erscheinung gehört, mußte sich selbst Tag und Nacht mit dem Gedanken plagen, wie wohl das Räthsel zu ergründen sei.

Einmal gelang es ihm, bis auf den Rand des überhängenden Felsen zu kommen, der von oben die Höhle deckt; keck wie kein Anderer befestigte er ein Seil an den Felsenzacken und ließ sich daran hinab, so daß er über der Höhle schwebte. Hirten, die weiter unten

am Pilatus waideten, sahen diese wahnsinnige Kühnheit, und schrieen laut auf vor Entsetzen. Aber sie sahen, wie er sich an dem Seile wieder aufschwang, bis er den Felsen mit den Händen packen konnte, und unversehrt seinen Weg zurück fand.

Die Kunde, daß Sepp in der Dominikshöhle gewesen sei, verbreitete sich weit. Ein reisender Engländer, der eben in Luzern war, ließ ihn zu sich bescheiden, beschenkte und bewirthete ihn reichlich und fragte ihn, was er nun von dem Bilde ergründet.

„Ich halte es für ein künstlich ausgehauenes Bild," behauptete Sepp; „wie es einmal dahin gekommen, das weiß Gott, aber ich sah deutlich den Kopf und das Gesicht; wäre nur mein Strick länger gewesen, so hätt' ich näher kommen können."

„Würdest du dir noch einmal getrauen, mit besseren Hilfsmitteln in die Höhle zu gelangen?"

Sepp besann sich einen Augenblick: „Herr," sagte er, „es ist grausig, wenn man da oben hängt, und ich habe ein einziges Kind!" — — —

„Da sind zehn Louisd'or," sagte der wißbegierige Engländer, „dazu will ich zwei Männer bezahlen, die dir die Stricke oben befestigen helfen, und dir das Zurücksteigen erleichtern; das Geld soll dein sein, wenn du wirklich in die Höhle eingedrungen bist und mir die Wahrheit dessen, was du an dem Bild gefunden, beschwören kannst."

Sepp zögerte noch lange, aber das schöne Geld, das seinem Peterli so wohl käme und sein eigener, unwiderstehlicher Drang, die Geheimnisse der Bergwelt zu ergründen, siegte. Er ließ sich das Geld zusagen; für den Fall, daß er bei dem Versuche zu Grunde

ginge, solle es seinem Kinde werden, und versprach, ihn schon am nächsten Tage anzustellen.

Sepp schalt mit sich selbst, daß er dießmal mit so schwerem Herzen an ein Wagniß dachte, das doch nicht das keckste war, das er schon bestanden; aber er konnt's nicht ändern. Als der Engländer die bedungene Summe dem Wirth für ihn übergab, da war ihm, als hätte er Leib und Seele verkauft.

Langsamer als sonst ging er nach Hause, um sich für den andern Tag zur Reise zu rüsten und das nöthige herbeizuschaffen; Peterli war hoch erfreut, als ihm der Vater einen großen Weck mitbrachte, und noch Käse zur Zehrung für den nächsten Tag.

Es war früh am Morgen, fast noch dunkel, als Sepp leise von dem Lager aufstand, das er mit Peterli theilte; Peterli hörte ihn doch und richtete sich halb auf: „Gehst schon, Aetti?"

„Ja, Büebli," sagte Sepp, hob ihn auf und küßte ihn, was sonst gar nicht seine Sache war.

„Was hast, Aetti?" fragte der verwundert.

„Nichts, Büebli, gar nichts!" und er ging. Vor dem Haus aber kehrte er noch einmal um: „Komm' z'Nacht gewiß heim, Peterli, wenn ich auch noch nicht da bin, ich komm vielleicht spät."

„Schlaf ja alleweil da," antwortete der Peterli, der schon wieder am Einschlafen war.

Sepp aber schritt gar nachdenklich vorwärts und blickte noch gar manchmal nach seiner Hütte zurück.

Peterli schlief gehörig aus: es war ein trüber, grauer Tag und wurde spät hell in dem tiefliegenden Häuschen, endlich stand er auf, aß den Rest seines Weckens, auch etwas Käs, seinen andern Vorrath

wollte er drüben bei Mareili verzehren; dann las er die raren Steinchen und Muschelschalen aus, die er nach und nach selbst gesammelt und vom Vater erhalten; er hatte seine Freude an den wunderlichen Gestaltungen der Steine, die bald wie ein Blatt, bald wie ein Hörnchen geformt waren; — wie eigentlich diese Schneckenhäuschen und Muscheln so hoch hinauf auf die Berge gekommen, darüber besann sich der Peterli nicht im Mindesten.

Aber es war kalt, er wollte zu Mareili hinüber, wo er hoffte, eine warme Stube zu finden; so machte er sich auf und ging, sachte, wie er's gewohnt war, seinen wohlbekannten Weg hinüber.

Mareili saß richtig in der Stube am Ofen, die Mutter war in der Stadt, die Geschwister noch in der Schule, von der sie erst zur Abendzeit kamen. Peterli half ihr beim Strohflechten, weil er sonst große Langeweile gehabt hätte, und sie erzählte ihm allerlei schöne Geschichten von der Frauenblümlisalb, wo hoch, hoch droben über ewigem Schnee und Eis eine wunderschöne grüne Matte sei, auf der das arme Vieh, das harte Leute zu Tode geplagt, waiden und grasen dürfe in Ruh und in Fülle; von reichen Bauersleuten, die üppig und gottlos gelebt und den Armen ihr Haus verschlossen, wie dann aber eine Lawine gekommen und all ihr Hab und Gut verschüttet, da liegen sie nun tief drunten in Nacht und Qual; manchmal will die Bäurin noch kochen, dann sieht man den Dampf aus dem Boden steigen, aber das Feuer brennt nicht hell, und sie müssen Mangel leiden inmitten ihres alten Ueberflusses; und Peterli spitzte beide Ohren und hörte zu und fuhr zusammen, wenn draußen nur der Wind durch die Bäume fuhr.

Gegen Mittag langte Mareili eine Milch vom Ofen, die ihr

die Mutter hingestellt hatte, und Peterli zog seine Schätze an Brod und Käs hervor; die Kinder theilten redlich und kamen sich gar reich vor bei ihrem Schmaus; sie nahmen sich wohl Zeit dazu und es wurde spät, bis sie wieder an die Arbeit kamen.

Noch war lang nicht die Zeit, in der Mareili's Brüder von der Schule heimkommen sollten, als diese schon athemlos, lärmend wie das wilde Heer hereinstürzten; Einer überschrie den Andern: „Peterli, Peterli, dein Vater ist zu todt gefallen!“ Jeder hatte der Erste sein wollen, der die Botschaft überbrachte. Peterli war wie betäubt, er wußte gar nicht recht, was sie sagen wollten. Mareili wehrte ihnen ab, sie fingen aber immer wieder an: „Todtgefallen ist er, vom Pilatus herunter, die Mannen sind fort und suchen ihn!“

Bald kam auch die Mutter heim mit der traurigen Kunde. Sepp war mit andern Führern wieder auf den vorstehenden Fels geklettert, wo sie das längere Seil befestigten. Der Engländer wartete weiter unten in einer Sennhütte. Wie das Letztemal hatte Sepp sich an dem Seil hinabgeschwungen, aber es wollte lange nicht gelingen, es in eine Richtung zu bringen, wo es möglich gewesen wäre, in die Höhle zu kommen; an den zackigen Felsen zerrieb sich das Seil, das nicht neu war — im Augenblick, wo Sepp sich an die Felsen klammern wollte, riß es und er stürzte in den Abgrund.

Seine Begleiter suchten nun den Leichnam; der Engländer hatte das Geld zurückgelassen und war abgereist.

„Du armes Büebli,“ sagte die Mutter, während Mareili bitterlich weinte und schluchzte, „was thust jetzt du auf der Welt?“

Peterli weinte nicht, er verstand Alles noch nicht, der Tod war

ihm nie so nah getreten; er konnte es nicht glauben und versicherte immer wieder, er müsse heim, der Vater habe gesagt, er komme gewiß wieder.

So ging er in die Hütte zurück und legte sich auf das Lager; er hatte schon oft allein geschlafen, heute aber war's ihm unheimlich; er schlief aber zuletzt im Weinen ein.

Wie er aufwachte, war's hoch am Tag; der Vater lag nicht neben ihm; er ging heraus, um wieder zu Mareili zu gehen; wie er aber aus der Hütte trat, kamen ihm vier Männer entgegen, die trugen eine Bahre mit einem alten Teppich zugedeckt, — sie sahen das Kind und hatten Mitleid; sie winkten ihm, abseits zu gehen, als sie die Bahre niedersetzten. Peterli wollte nicht, er deckte den Teppich auf.

„Nit, Büebli, nit,“ sagte einer der Männer.

Es war zu spät; da lag sein Vater, bleich und blutig mit zerschmettertem Kopf und zerbrochenen Gliedern. Jetzt sah er, was der Tod war und brach in jammervolles Weinen aus. Man brachte den Knaben in Mareili's Haus, das ihn lange vergebens zu trösten suchte; er konnte sogar nicht essen, was man nie bei Peterli gesehen hatte, und blieb traurig, bis der Schlaf sich wieder über ihn erbarmte.

Am andern Morgen wurde der kecke Sepp begraben; wie sein Vater, hatte auch er nun zwischen den Klippen sein Grab gefunden. Obwohl man sein Wagniß für Gott versucht hielt, so erregte doch sein schauriger Tod Aller Mitleid, und wer es noch erfuhr in der Gegend, begleitete ihn zu Grabe. Den Peterli ließen sie vorangehen, Mareili's Mutter richtete ihm, so gut es ging, einen Traueranzug aus entlehnten Kleidern; er ging gar traurig mit, und als er den

Sarg versenken sah, und als die Erde daraufrollte, da überkam ihn ein recht trostloses Gefühl von Verlassenheit, so wenig Liebe und Fürsorge er auch von dem Vater genossen hatte.

Das Geld von dem Engländer und der Erlös aus der geringen Habseligkeit des Sepp reichten hin, die Leichenkosten zu bestreiten, dem Peterli einen guten Anzug anzuschaffen, und noch für die ersten Jahre etwas für seine Unterbringung zu bezahlen.

Mareili's Mutter wollte ihn zunächst behalten, aber die Gemeinde, die für Peterli zu sorgen hatte, gab das nicht zu. Der Bub sei so verwahrloset, hieß es, noch nicht einmal in der Schule gewesen, und doch schon über acht Jahre alt; er müsse in ein Haus, wo ein Mann sei, der ihn bei Zeiten zum Bauerngeschäft anhalte, das sei bei einem Weibe nichts.

So mußte denn Peterli Abschied nehmen von seinem Mareili und seinem Häuschen, und mußte mit einem alten Bauern, der sich erboten hatte, ihn zu nehmen, noch weit hinein in die Berge. Es war ihm gar trübselig um's Herz, wie er mit dem Bauern so weiter schritt, nicht als ob es jetzt in die weite Welt hinausginge, es dünkte ihm, es gehe aus der Welt hinaus; er fing an zu weinen. „Was heulst?“ fragte der Bauer in gleichgültigem Ton; „ist unnöthig,“ und Peterli schwieg.

Auf dem Hof des Bauern führte der Peterli wieder ein gar einsames Leben; der Hof war nicht sehr groß, und Niemand da, als die alte Bäurin, eine schmutzige Magd und ein Knecht. Die Bäurin hörte nicht wohl, der Bauer sprach nicht viel, „'s ist unnöthig,“ war stets sein Bescheid, wenn die Frau gern etwas von draußen erfahren hätte; so gingen sie denn neben einander her und

thaten sich nichts zu lieb und nichts zu leid; die Magd und der Knecht hatten beständig Streit mit einander; wenn sie einen Tag lang einander angeschrieen hatten, so trutzten sie am andern und redeten nichts. Peterli sollte Allen helfen und konnte und verstand doch nichts; er hatte in des Vaters Hütte und beim Mareili so für sich hingelebt, an keine ernstliche Arbeit gewöhnt; da war er gar ungeschickt zu all dem Bauerngeschäft; und obwohl Niemand besonders hart gegen ihn war, mußte er doch zehnmal des Tages hören: „aus dem Buben wird nichts, er ist eben nicht von rechten Leuten."

Dem Peterli, der in kein freundliches Auge mehr sah, kein trauliches Wort mehr hörte, war's wie einem Pflänzlein, das aus sonnigem Land in einen Topf verpflanzt und in den Winkel gestellt wird. Es war wahrhaftig keine große Herrlichkeit gewesen in der armseligen Hütte des Vaters und auf der Bank vor Mareili's dürftigem Haus, und doch kam ihm jene Zeit wie ein verlorenes Paradies vor; er hätte nur noch ein einzig mal beim Mareili sitzen und ihre Geschichten hören mögen, oder auf den Vater warten, der ihm schöne Blumen und Steine brachte. Das Buch mit den Bildern hatte er Mareili zum Andenken gelassen, sie hatte ihm dafür ein Fragenbuch geschenkt mit ein paar schönen Heiligenbildern drin, das er in der Schule brauchen konnte.

Das Beten hatte er fast ganz verlernt, er meinte, man könne nur mit Mareili beten; der Bauer las zwar alle Morgen einen Morgensegen, aber der Peterli dachte nicht viel dabei, er war von daheim nicht an die fromme Sitte gewöhnt worden. Daß man beten könne ohne auswendig gelernte Worte, so recht nach des Herzens Antrieb, das hatte er nie recht begriffen, und es fiel ihm gar nicht ein.

Nach Weihnachten kam er in die Schule; das war ein großer Wechsel in seinem Leben, er war größer als die meisten Schulbuben und viel unwissender; so wurde er von Allen ausgelacht und mußte zuerst auf einem besondern Stühlchen neben dem Schulmeister sitzen. Das dauerte aber nicht lang; der Schulmeister war ein alter, freundlicher Mann, wenn der ihn hernahm und sagte: „Lueg, Peterli, das ist ein i, will seh'n, ob du's 'snächstmal weißt," dann fragte der Peterli, so lang der Schulmeister bei den Andern war, schnell privatim noch die Buben um andere Buchstaben; kam dann der Schulmeister wieder und fragte: „Jetzt, Peterli, was ist das?" so rief der ganz stolz:

Das ist ein i, und das ist ein a und das ein e," und das Vergnügen des Schulmeisters spornte ihn zu immer neuer Anstrengung. Mit dem Schreiben wollte es Anfangs noch weniger gehen, die graden und schiefen Linien waren dem Peter entsetzlich langweilig; als ihm der Schulmeister das erstemal vorgeschrieben hatte und fragte: „Nun, Peterli, hast's schön nachgeschrieben?" da sagte der Peterli unbefangen:

„Nein, ich hab lieber einen Bock g'malt."

Als er aber nach und nach begriff, was man für schöne Sachen schreiben könne, so fing er doch an, sich Mühe zu geben, und der alte A-B-C-Schütz hatte bald die andern überholt, ja, er wurde so wohl dran bei dem Schulmeister, daß er in dessen Abwesenheit die Aufsicht führen durfte, worüber die Bauernsöhne sich sehr beklagten. Peterli war aber ein gnädiger Statthalter, und ließ sich sogar hie und da mit ein paar raren Steinchen bestechen, einen Schuldigen wieder auszustreichen.

Wegen seiner Freude an Pflanzen und Steinen hießen ihn die Kameraden den Steinpeterli.

Weit kam es freilich nicht mit seiner Gelehrsamkeit, denn im Sommer durfte er nicht in die Schule, sein Bauer hielt das für unnöthig. Seine Sehnsucht nach der weiten Welt war noch nicht befriedigt worden, der Hof stack zwischen niedrigen Hügeln, die mit struppigem Gebüsch bewachsen waren, da hütete er seine Gaisen, und wagte nicht, weiter hinauszuziehen auf die höhern Berge; „ist unnöthig," meinte der Bauer, wenn er Lust dazu bezeugte, „dein Aehne hat den Hals gebrochen, dein Vater auch, ist unnöthig, daß du ihn wieder brichst."

Peterli hielt aber seine Gaisen gut, er wußte ganz genau, von welchen Sträuchern und Kräutern sie am liebsten fraßen, und trieb sie dahin.

Auf dem Feld war der Bauer nicht sonderlich mit ihm zufrieden; einmal war er zwar groß, aber etwas schmal und schmächtig für sein Alter, und dann hatte er eine viel zu große Freude am „Unnöthigen." Wenn er wieder anfing, seine Steine in Reih und Glied zu legen, wenn er einen Jubel anschlug über die vielen Rittersporn und Kornblumen im Ackerfeld, wenn er seltsame Vogeleier heimbrachte, so schüttelte die Bäurin den Kopf. „Das gibt keinen Bauern," sagte sie zu ihrem Mann.

„Ist auch unnöthig!" schrie ihr der in die Ohren; „wird doch keiner."

„Gibt aber auch keinen Knecht," fuhr sie fort, und da konnte er ihr nicht widersprechen.

Hatte die Bäurin den Peterli daheim, zur Hilfe im Garten

und Haus, so fand sie ihn weniger unbrauchbar, er kannte die Küchengewächse auf's beste, hielt das Gärtchen gar sauber, und verschönerte es mit Blumen, zu denen er den Samen bei der Schulmeisterin gebettelt hatte. Rühmte nun die Bäurin diesen Vorzug beim Bauern, und sagte: „Lueg einmal, wie sauber jetzt das Gärtlein ausschaut," da meinte der wieder:

„Ist ganz unnöthig."

Einmal war gar ein nasser Sommer und Peterli fand, daß seine Gaisen nicht recht gedeihen wollten in den niedrigen Gründen; da beschloß er denn, auch einen Zug auf die höhern Berge zu machen. Dieser Plan war die erste Freude, die er seit lange hatte. Er lebte sonst so schweigsam und trübselig dahin, wie alle Bewohner seines Hofs, der nicht umsonst „Einöd" hieß. Was ihn freute, das freute Niemand sonst, was ihn betrübte, das war den Andern gleichgültig; der alte Schulmeister war gestorben und der neue bekümmerte sich nicht um ihn.

Endlich hatte er die Erlaubniß zu seiner Alpenfahrt herausgeschlagen, so „unnöthig" es dem Bauern auch vorkam. Er rüstete sich eifrig aus wie ein rechter Sennhirt, obwohl ihn der Knecht auslachte, daß er ein altes Horn umband, das sonst nur ein Kuhhirte trägt.

Lang vor Tag zog der Peterli aus und suchte seinen Weg auf den Berg, das Herz klopfte ihm vor stiller Erwartung, wie er so in der duftigen Früh dahinschritt; als er begann, den Berg zu besteigen, kamen ihm mancherlei Gedanken an seinen Großvater, der hoch oben unter dem ewigen Schnee die Gemsen verfolgte, keck wie Keiner, bis er eines Tages nimmer heimgekehrt war; an den Vater,

wie er ihn am letzten Morgen geküßt hatte, und wie er noch einmal umgekehrt, eh' er auf den Berg gegangen war in seinen Tod. Es ward Peterli gar ernst zu Muth; „sollt' ich auch meinen Tod finden auf dem Berg, wo mich's so hinverlangt?“ dachte er bei sich. Während dessen stieg er immer höher und höher, immer den Gaisen nach, in großer Sorge, daß sich keine verlaufe; aber er sah nichts, Gestrüpp und Felsen hemmten jede Aussicht.

Endlich war er hoch hinaufgestiegen, die Gaisen, die sich satt gefressen hatten, legten sich müde nieder, auch Peterli war müd; aber er trat noch hinaus auf einen kleinen Vorsprung, wo er hoffte, endlich die Welt zu sehen.

Ja, da stand er, und gar wundersam war dem Büblein zu Sinn; nicht in die Welt, in den offenen Himmel glaubte er zu blicken, so wunderbar schön breitete sich's aus vor seinen Augen.

Tief unten lag der dunkelgrüne See; weiße Segelschiffchen glitten ferne, wie weiße Tauben, darüber hin, die mächtigen Berge spiegelten sich in seiner stillen Fluth, dicht am Ufer standen freundliche, helle Dörfer, da und dort ein einsam Kirchlein — unabsehbar weit breiteten sich die Gebirge aus, und hoch über ihm ragten die geheimnißvollen Gletscher blendend weiß in den tiefblauen Himmel hinein; es war zu viel, zu wundersam vor seinen Augen, er wußte nicht, was er that; er faltete seine Hände und betete: „O lieber Herrgott, wie ist deine Welt so gar schön und so groß, gib mir auch einmal ein Plätzchen darin zu eigen!“

Ach, es war gar zu schön, und wie die herrliche, frische Bergluft den Peterli umströmte, da ward's ihm so wohl auf der Welt, so wohl, wie noch gar nie, und er dachte sich kein schöneres Loos



wie er [illegible] gesucht hatte, und wie er noch einmal [illegible] Berg gegangen war in seinen Tod. [illegible] „[illegible] ich auch meinen Tod [illegible]?" dachte er bei sich. [illegible] höher, immer den Geißen [illegible]; aber er sah nichts, [illegible].

[illegible], die Geißen, die sich satt gefressen hatten, [illegible], auch Peterli war müd; aber er [illegible] Vorsprung, wo er hoffte, [illegible].

[illegible] war dem Büblein zu [illegible] Himmel glaubte er zu [illegible] vor seinen Augen.

[illegible], weiße Segelschiffchen [illegible] die mächtigen Berge [illegible] am Ufer standen freundliche, helle Dörfer, da und dort ein [illegible] Kirchlein — unabsehbar weit breiteten sich die Gebirge aus, und hoch über ihm ragten die geheimnisvollen Gletscher blendend weiß in den tiefblauen Himmel hinein; es war zu viel, zu wunderschön für seinen Augen, er wußte nicht, was er that; er faltete seine Hände und betete: „O lieber [illegible] deine Welt so gar schön und so groß, gib mir [illegible] darin zu eigen!“

[illegible] gar zu schön, und wie die herrliche, frische Bergluft [illegible], da ward's ihm so wohl auf der Welt, [illegible], und er dachte sich kein schöneres Loos



auf der Erde, als Küherbub zu sein, und an einem grünen Berg zu liegen all sein Leben lang; als er sich satt gesehen, legte er sich hin und aß von seinen Vorräthen, aber immer wieder mußte er hinaus und hinunterblicken und aufjauchzen vor lauter heller Lust.

Gar still war es auf dem Berge, und still in Peterli's Herzen. Er hatte viel schöne Sprüche gelernt von Mareili und in der Schule, er hatte sie dort mit lauter Stimme heruntergeleiert, und nie etwas dabei gedacht. Jetzt aber wachten sie alle wieder in ihm auf, und er sagte sie sich laut her, er verstand es hier so gut:

„Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich, du bist schön und prächtig geschmückt. Licht ist dein Kleid, das du anhast; du breitest aus den Himmel wie einen Teppich."

„Herr, wie sind deine Werke so groß und sehr viel, wer ihrer achtet, der hat eitel Lust daran."

Dann war er freilich wieder fast nicht so keck, zu beten; der Herr in dem hohen Himmel droben, dem all die große, reiche und schöne Welt gehörte, wie konnte der an so ein armes Hirtenbüble denken? Und wenn der Gott so reich war, warum gab es doch so viel arme und traurige Leute auf der Welt? er dachte an Mareili mit ihrem lahmen Fuß, an ihre arme Mutter, an seinen Vater und ihre Hütte, und er konnte das wieder nicht begreifen. „Wenn ich der liebe Gott wäre, ich gäbe allen Leuten schöne Häuser an den Bergen herum und viel Kühe, es müßte doch viel lustiger für den lieben Gott selber sein, wenn er auf lauter vergnügte Leut 'runter sähe!"

Da fiel ihm aber wieder ein, was ihm Mareili oft von

reichen und hartherzigen Bauersleuten erzählt, — das konnte doch nicht lustig sein für den Herrgott, und er fühlte, wie er, ein arm's Hirtenbüble, es doch dagegen so gut habe.

Und nun erst dachte er recht an die Geschichte vom lieben Heiland, der aus dem schönen, prächtigen Himmel herunter gekommen ist, auch ganz arm, der ist ja jetzt bei dem lieben Gott und weiß Alles von den armen Leuten auf der Welt, und der denkt gewiß auch an so ein armes Büble.

Alle die schönen Geschichtchen der Bibel, die er gelesen und gehört, ohne nur etwas dabei zu denken, wurden ihm jetzt lebendig, und die stille Einsamkeit des Berges lehrte ihn mehr, viel mehr, als aller Verkehr mit Menschen, seit er nicht mehr beim Mareili war.

Von da an wußte Peterli von keinem andern Leben, als von dem auf den Bergen. Der Herbst, an dem man von der Alme 'runterzieht, war ihm die traurigste Zeit, das Geläute der heimkehrenden Heerden klang ihm wie ein Grabgeläute. Aber wie die Schule wieder anging, freute es ihn doch auch wieder; er hatte sich in der Bergstille an seinen schönen Sprüchen und Liedern so sehr ergötzt, daß er gern wieder neue lernen wollte. In seinen stillen Gedanken auf dem Berg droben war ihm so Manches aufgestoßen, das er Niemand dort fragen konnte; nun fragte er den Schulmeister und sogar den Herrn Pfarrer so viel, daß man ihn jetzt nimmer den Steinpeterli, sondern den Fragepeterli nannte.

Sein Meister, dem er doch nicht recht war, ließ es ohne Schwierigkeit zu, daß er sich als Sennerbub bei einem reichen Bauer verdingte, der viel Vieh hatte; so war denn nun seine Heimath ganz auf der Alme. Er ging sorgfältig mit dem Vieh

um, namentlich studirte er seine Krankheiten und fand allerlei Kräutlein, die ihm dienten, aber doch war ihm dieß Nebensache, sein Leben war der Berg. Wie freute er sich, nun die seltenen Blumen Edelweiß und Alpenrosen in ihrer eigenen Heimath selbst zu finden, wie oft dachte er dabei an das Mareili, von dem er jetzt noch viel weiter entfernt war, und wünschte sie ihm bringen zu können; und wie reich wurde hier seine Steinsammlung, die er in zierlicher Ordnung in einer verborgenen Grotte bewahrte!

Peterli war längst aus der Schule und ein großer Bursch, obwohl von etwas feinerem Bau und Aussehen als die Bauernbursche und Sennknechte der Gegend. Die Wunder der Bergwelt waren längst nichts Neues und Fremdes mehr für ihn, aber doch hauste er am liebsten da oben und hatte wenig Sinn für die Belustigungen seiner Altersgenossen, was ihm viel Neckerei zuzog.

In die Welt hinaus lüstete ihn noch immer, aber er war noch nicht einmal über seine nächsten Berge hinausgekommen; er lebte so hin, wie sich's von selbst gab und wußte nicht recht, wie er's angreifen sollte, in die Welt zu kommen.

Eines Tags lag er nach seiner Gewohnheit an einem grünen Abhang, sah hinaus und hinunter und besann sich, wie's wohl in den vielen Orten in der Welt drunten aussähe; da kamen zwei fremde Herren mit Alpenstöcken und Botanisirbüchsen heraufgeklettert. Fremde sind für keinen Schweizer etwas Neues, doch war es selten, daß welche auf Peterli's Berg kamen, der nicht zu den höchsten und

besonders genannten gehörte. Der eine der Herren hatte einen Stock, an dem ein Hammer angeschraubt war; er setzte sich bei jedem Stein, der ihm bedeutend erschien, und hub an zu klopfen; auch waren seine Rocktaschen schon so schwer von Steinen, daß sie ihn fast herunterzogen; der Andere schien es auf Gras und Kraut abgesehen zu haben, er raufte alle Augenblicke ein Pflänzlein aus, zerzupfte es, betrachtete es durch ein Glas und steckte es dann in seine Büchse. Peterli sah geruhig ihrem Treiben zu; daß solche Herren eine Freude an Steinchen und Blümlein hatten, das hatte er wirklich nicht gewußt. Der Herr mit dem Hammer schien nicht sehr zufrieden mit dem, was er gefunden.

„Guter Freund!" rief er hinauf, als er den jungen Hirten gewahrte, „Ihr habt nicht viel Rares auf Eurem Berg da!"

„So?" meinte Peterli; „ich will dem Herrn einmal meine Steine zeigen."

Mitleidig lächelnd folgte der Steinklopfer dem Peterli, der ihn auf allerlei halsbrechenden Wegen zu seiner Grotte führte; „wird was Schönes sein, ein paar glatte Kiesel oder ein Schleifstein!" Der Grasrupfer stieg brummend nach. Nun waren sie in der Grotte; Peterli zeigte seine Schätze vor und glaubte nun, der Herr wolle ganz und gar närrisch werden vor Freude und Verwunderung; er hüpfte auf, er drehte sich auf dem Absatz, er packte Peter beim Wamms: „Juwel von einem Viehhüter!" schrie er, „du ausgezeichneter Bursch, du Glücksvogel, wo hast du diese Pracht-Exemplare her, diesen Quarz, diesen Krystall? da sieh nur, du lederner Grashüpfer du!" rief er dem Andern zu, „der du die Schönheiten der Steinwelt nie gehörig fassen willst, sieh diese Krebsscheere in einem

Schiefer, dieses Palmblatt, was sind da euren grünen Dinger dagegen, die in einer Stunde welk sind? das ist unvergängliche Schönheit!"

„In verbis, herbis et lapidibus," sagte bedächtig der Botaniker, der auf einer andern Seite der Grotte merkwürdige Entdeckungen gemacht hatte; „dieser Ausbund von einem Alpenbauer ist, scheint's, auch ein botanisches Genie; hier ist, nur leider unrichtig gepflückt und unvollkommen gepreßt, eine Sammlung von Alpenpflanzen, wie ich sie in den letzten Tagen gesucht habe."

„Ich sag's ja," rief mit neuem Entzücken der Steinklopfer, „es ist ein göttlicher Gaishirt! Könnt' ich doch meinen hölzernen Studenten den Blick dieses Naturkindes wünschen! nein, dieser Petrefakt!" und er vertiefte sich auf's Neue in den Anblick eines zweitausendjährigen Bockshorns.

Peter glaubte wirklich lange Zeit, der Herr müsse von Sinnen sein, da er ihn immer wieder auf's Neue am Wamms packte und ihn in seinem Entzücken fast den Berg hinabgeworfen hätte. Auch verstand er das Hochdeutsch nicht, das der Herr mit so flinker Zunge sprach. Der Botaniker, der ruhiger und nüchterner war, setzte sich endlich mit ihm auf's Klare, und von ihm erfuhr er, daß die beiden Herren Professoren einer deutschen Universität waren, und eine wissenschaftliche Erholungsreise zusammen machten. Professor Glimmer, der Geolog, wünschte ihm seine Steinsammlung, in der freilich Manches für ihn unbrauchbar war, für sein Kabinet abzukaufen; der Botaniker konnte freilich Peterli's Pflanzen nicht für ein Herbarium brauchen, aber er wünschte, daß er sie auf ihrer Gebirgsreise begleiten möge, um ihm die versteckten Winkel der Alpenpflanzen aufspüren zu helfen.

„Ja, das geht nicht,“ sagte Peter, in dem die Reiselust mächtig erwachte, und kratzte sich hinter den Ohren; „das Vieh kann ich nicht verlassen.“

„Viehhirten gibt es genug in diesem gesegneten Lande,“ rief Dr. Glimmer, „aber kein erlesenes Genie, wie du bist!“

„Dein Meister wird schon einen Stellvertreter für dich finden,“ sagte der Botaniker.

„Das wird er freilich,“ meinte Peter, „aber mich nimmt er nachher nicht mehr; Knechte gibt's genug, aber Amtsverweser sind nicht Mode bei Bauersleuten.“

„Ich behalte dich ganz!“ rief der Geologe wieder; „ganz und gar, mit Haut und Haar, und sorge für deine Zukunft; einen solchen Diener für mein Kabinet habe ich noch nicht gefunden, da sollst du Steine sehen, Jüngling, nach Herzenslust, und die Welt obendrein!“

Immer lockender klangen dem Peter diese Verheißungen, die weite Welt breitete sich in all ihrer Herrlichkeit vor seinen Geistesaugen aus, die Reise, der neue Beruf, auch die Lobpreisungen des Fremden, wie komisch übertrieben sie auch waren, reizten ihn; all sein Lebtag hatte noch Niemand so viel aus ihm gemacht, und es war doch ein wohlfeil verdienter Ruhm mit ein paar gefundenen Steinchen; er sah die lange, hohe Gebirgskette an, die er durchwandern sollte; wie berühmt wollte er da erst werden, wenn er auf den Bergen allen herumsteigen dürfte!

Der Steinprofessor meinte, er solle sogleich seine Kühe und Gaisen dem Schicksal überlassen und mit ihnen ziehen. Dr. Braun, der Botaniker, sah wohl ein, daß das nicht anginge, und ließ sich den Hof seines Meisters zeigen, um einstweilen mit ihm zu unterhandeln.

Die Herren stiegen hinab, da Peter erst auf den Abend, wenn der Melker herauf kam, sein Vieh verlassen konnte, und er blieb zurück, versunken in goldene Träume von der Herrlichkeit der neuen Welt.

Die Sache machte sich, obgleich Peter's Meisters-Leute sehr mißtrauisch gegen die Fremden waren und dem Peter abriethen, ihnen zu folgen. Dr. Braun besorgte seinen Reisepaß beim Gericht, und wies dort sich und seinen Freund gehörig aus. In der Stadt wurde auch ein schicklicher Reiseanzug und ein starker Lederranzen für Peter gekauft, und so war er ausgerüstet zum Zug in die große, weite Welt.

Schon saß er mit seinem Herrn beim Abendessen im Wirthshaus, er, das arme Knechtlein; Wirth und Wirthin, die seine Herkunft wohl kannten, verwunderten sich, aber keines so sehr, als der Peter selbst. Da fiel ihm mit Einemmale das Mareili ein, die er so lange Jahre nicht gesehen hatte, von der sollt' er doch Abschied nehmen.

„Nun, Morgen geht's in die Berge hinein," sagte Dr. Glimmer, „da nimm dich zusammen, du göttlicher Kühhirt, daß du keine von euren Herrlichkeiten außer Acht läßt."

„Ja, wenn's die Herren erlauben wollten," sagte Peter etwas schüchtern, „möcht' ich morgen zuvor noch einen Besuch machen."

„Bei wem denn?" fragte Dr. Braun; „du selbst hast ja gesagt, daß du keine Eltern und Verwandte hast."

„Ja ... ich möchte Abschied nehmen vom Mareili."

„Was! schon eine Braut! ein so blutjunger Bub, wie du bist! Das ist viel zu früh!"

„Nein, nein," sagte Peter, tief erröthend, „das Mareili ist älter als ich, ein armes, krankes Mädchen und lahm, aber sie hat mir viel Gutes gethan, wie ich noch ein armes Büblein war; da möcht' ich sie noch einmal sehen; wenn ich recht früh gehe, kann ich bis morgen Nacht wieder da sein; mein Meister hat mich nie so lang fortgelassen."

„Nun, so geh' und richt' dem Mareili einen schönen Gruß von uns aus; wir müssen eben noch einen Rasttag machen."

Peter ging noch bei Licht aus, um ein Geschenk für Mareili zu kaufen; er hatte ein paar Thaler Lohn von seinem Meister in der Tasche. Er dachte an ein seidenes Tuch, an eine schöne Haube, aber er wußte ja, daß Mareili nie fort kam, und keine Freude am Staat hatte; da kam er endlich an einen Buchladen und kaufte ein schönes, schwarzes Büchlein, weil es so fromm aussah; was darin stand, wußte er freilich nicht, aber er hatte nicht schlecht gewählt, es war Thomas von Kempen.

Glücklich mit seinem guten Fund, machte er sich lang vor Tag auf den Weg und schlug die Pfade ein, die ihn an seines Vaters alter Hütte vorbeiführen mußten; es war heller Tag, als er die Steige herunter ging, auf der sonst der Vater heruntergekommen, dieselbe, wo man seines Vaters blutige Leiche hinaufgetragen, und es ward ihm recht wehmüthig zu Muth. Nun erst, wo's galt, die Heimath zu verlassen, fühlte er, wie so ganz allein er auf der Welt war.

Des Vaters Hütte sah sauberer aus, als zu seinen Zeiten, obwohl er sich verwundern mußte, daß sie so gar klein sei; fremde Kinder standen unter dem Fenster, er wollte nicht hineingehen.

Nun aber ging's den Weg, der von seinem Häuschen zu

Mareili's Wohnung führte, auf dem er jedes Steinchen und jeden Grashalm kannte; er hätte laut weinen mögen, wie ihm so die ganze Kinderzeit wieder kam, hier das Brünnlein, aus dem er unterwegs getrunken, dort der Stein, auf dem er ausgeruht, und der kleine Hügel, von dem aus er allemal Mareili's Haus zuerst gesehen. Was war das damals für eine weite Reise gewesen, die er jetzt mit ein paar hundert Schritten vollendete!

Nun ging's um die Ecke in Mareili's Garten. Die Sonne schien voll und freundlich auf das Haus und an die Fenster, vor denen Nelken und Balsaminenstöcke standen. Auf der Bank im Gärtchen saß Mareili; wenn sie nicht so auf dem alten Fleck gesessen wäre, Peterli hätte sie nimmer erkannt; sie war nun zur Jungfrau erwachsen, ihr Gesicht war bleich, noch bleicher als früher, aber sie hatte ein paar liebe, treue, blaue Augen, mit denen schaute sie verwundert den fremden Burschen an. Bald aber flog die helle Freude über ihr Gesicht: „Peterli!" rief sie, „bis Gottwillche (sei willkommen); kommst du auch noch einmal zu uns!"

Bald hatte Mareili die leichte Schüchternheit vor dem großen Burschen überwunden, und sie saßen zusammen und plauderten wie in alter Zeit; sie hatten so gar viel zu berichten. Mareili war nicht gesunder geworden, aber sie hatte nun eine Krücke, an der sie sich ordentlich forthelfen konnte; da ließ sie sich's nicht nehmen, ihren Peterli anständig zu bewirthen. Sie brachte guten Kaffee und Eierkuchen, nachher Brod und Käse, ja sie schickte sogar ein kleines Mädchen fort, die mit einem Fragenbüchlein zu ihr kam, um Wein zu holen, wie auch Peter wehrte; es schien ein gewisser Wohlstand in dem Häuschen eingekehrt zu sein: „Ich habe mein eigen

Geld," sagte Mareili wohlgefällig, als sie aus einem Schächtelein das Geld für den Wein nahm. „Ich habe jetzt das Sticken angefangen und mache auch Todtenkränze, das trägt immer ein Schönes ein."

Es war Peter lange nicht mehr so wohl geworden, wie in Mareili's Stübli bei ihrem bescheidenen Gastmahl; und Mareili's Augen glänzten vor Freude, wie es dem Peterli nach seinem weiten Marsch so gar wohl schmeckte. Sie war allein, wie sonst; die Mutter taglöhnte bei einer Bäuerin, die Brüder waren nun auch als Knechte fort; sie rühmte aber, wie es ihnen gar nicht schlimm gehe, die Brüder brächten oft von ihrem Lohn, und seit sie sticke, habe es ihnen noch nie am Nöthigen gemangelt.

Peter hatte freilich noch mehr zu erzählen von seinen Erlebnissen, und Mareili horchte hoch auf, als sie vernahm, wie er durch seine Steine ein so wichtiger Mensch geworden, und gar in die weite Welt hinaus solle. Sie konnte nicht begreifen, wie man so weit fort gehen könne, und nicht sterbe vor Jammer. Aber sie wollte Peter doch auch nicht abreden von seinem Glück. Mit großer Freude nahm sie sein Geschenk an und machte ihm noch zum Abschied einen schönen Strauß von gemachten Blumen zurecht.

Peter mußte bald an's Scheiden denken, er konnte nicht einmal die Mutter abwarten; sein Weg war weit, und er wollte Wort halten. Aber er hatte bis heute noch nicht gewußt, daß das Scheiden so weh thun kann. Immer wieder gab er Mareili die Hand, immer wieder sagte sie:

„Jetzt b'hüt dich Gott und verlern's Beten nicht."

Endlich war's zum Letztenmal, und er schritt mit raschen Schritten seinen Weg zurück, nur einmal noch drehte er den Kopf;

da saß Mareili im hellen Glanz der Aberdsonne — sie hatte die Hände gefaltet und blickte betend zum Himmel.

Ein lustiges Leben dünkte es dem Peter in den ersten Tagen: so auf den Bergen und in den Thälern herumzuklettern, da einen Stein zu entdecken und dort eine Pflanze, den lauten Jubel seines Herrn zu hören über eine neue Entdeckung, zu rasten im weichen Gras und dann am Abend reichlichen Schmaus und gute Nachtruh im Wirthshaus. Doch war's auch nicht lauter Herrlichkeit; er, der Peterli, hatte seither sein Steinsammeln nur so ganz nach Muße betrieben, wo ihm eben etwas gefiel; daß er jetzt Tage lang gar nichts thun sollte als Steinklopfen, das kam ihm doch oft strenge vor; dazu wurde sein Ranzen immer schwerer, und dem Doktor Glimmer wollte es gar nicht genug werden. Peter hielt sich wieder lieber zum Professor Braun und ließ sich die Pflanzen von ihm zeigen und erklären, nur hätte er immer gerne gewußt, wozu sie zu gebrauchen seien; das war aber dem Dr. Braun ganz gleichgültig, denn der suchte nur nach ihren Staubfäden und Samenkapseln.

Manchmal wußte er auch gar nicht, wohin springen, wenn er dem Einen eine Pflanze graben, dem Andern einen Stein abschlagen sollte; auch entzweiten sich die Herren oft, wenn der Eine in steinreiche, der Andere in pflanzenreiche Gegenden gehen wollte; im Nachtquartier wurde aber immer wieder der Friede hergestellt.

Endlich ging's auf den Heimweg; die Steine hatten sich so vermehrt, daß sie Peter nimmer schleppen konnte; sie mußten in

eine Kiste gepackt und mit der Post an's Ziel geschickt werden. Wie es aus den Bergen herausging, da ward dem Peter das Herz gar schwer, fast so schwer, als beim Abschied vom Mareili; auf der letzten Höhe meinte er weit, weit weg noch den Berg zu schauen, von dem er zum erstenmal die Welt geschaut; sein erstes Gebet fiel ihm wieder ein, in dem er den lieben Gott um ein Plätzchen auf seiner Welt gebeten hatte, — nun sollte seine Bitte erfüllt werden; er sprach ein stilles Dankgebet und kämpfte sein beginnendes Heimweh nieder mit starkem Herzen, aber er fürchtete fast, auf dem ebenen Boden sei es gar nicht so leicht, den lieben Gott zu finden. Hast nicht umsonst gefürchtet, armer Peter!

Die Ferien waren aus, die Reise war vollbracht, die Professoren und der Peter, die Pflanzen und die Steine waren alle sicher angelangt in der schönen nordischen Residenzstadt. Peter lief ein paar Tage herum wie im Traum, er kam sich wie ausgetauscht vor. Wohl sah er mit Bewunderung die prächtigen Häuser, die breiten Straßen, die schönen Thore, aber wenn sein Aug dann weiter und weiter suchte und nirgends seine lieben Berge sah, da schlug er's traurig wieder nieder.

„Was fehlt dir, Peter?“ fragte Doktor Glimmer mitleidig.

„Ach, Herr Doktor!“ seufzte er, „es ist mir, als ob der ganzen Welt die Nase abgeschnitten wäre.“

Peter hatte aber nicht viel Zeit zum Heimweh, und das war wohl gut für ihn. Die neuen Schätze mußten ausgepackt, geordnet,

die alten wieder gereinigt werden, und Peter hatte genug zu thun, bis er nur das Nöthigste über all die Ordnung der vielen, vielen Steine und Mineralien lernte, was er wissen mußte, um seinen Dienst zu versehen. Sein Vorgänger im Amt, der lange schon gerne ausgetreten wäre und froh war, einen Nachfolger zu finden, belehrte ihn mit großer Weisheit. Doktor Glimmer selbst nahm sich seiner eifrig an und fand wirklich einen gelehrigen Schüler an ihm.

Es gehörten freilich auch allerlei Dienste zu Peter's neuem Amt, die ihm weniger gefielen, als vor Zeiten das Viehhüten, — die Zimmer reinigen, Tage lang Steine waschen und hin- und hertragen, das dünkte ihm oft recht langweilig und er freute sich sehr, wenn er in der Freistunde Professor Braun besuchen konnte, der, weniger feurig und enthusiastisch als sein Freund, sich mit größerer Geduld und Stetigkeit des jungen Menschen annahm, und ihm leicht verständliche Bücher lieh, in denen Peter ein ganz neues Licht über die Pflanzenwelt und ihre Bedeutung aufging.

In den Hof, wo Peter gar oft mit seinen Steinen beschäftigt war, gingen die Fenster einer Stube, in der ein gar lustiger Bursch ein Gewerbe trieb, das für Peter ein höchst anziehendes war. Er stopfte Thiere aus und stellte sie in allerlei ergötzlichen Stellungen unter sein Fenster. Wenn Peter Morgens in den Hof kam, war es sein Erstes, nach dem Fenster des Ausstopfers zu sehen; einmal nagte ein Eichhörnchen an einer Nuß, dann breitete eine Eule mit grimmigem Gesicht ihre Flügel aus, am andern Tag streckte ein pfiffiges Wiesel seinen schmalen Kopf heraus, — es kam das dem Peter doch immer wieder viel lustiger vor, als seine todten Steine, obgleich er diese mit großer Treue in Ordnung hielt.

Berno, so hieß der Ausstopfer, flößte Peter einen gewissen Respekt ein, obgleich sein Benehmen nicht sonderlich respektabel war. Er trug Studentenkleider, zwar etwas schäbige, eine bunte Cerevismütze, und lief mit einer langen Pfeife über die Straße. Peter's große Bewunderung für seine Kunstwerke stimmten ihn gnädig gegen ihn; er lud ihn ein, sein Atelier selbst zu besuchen, welches Atelier eine schmutzige, rauchige Stube war, und als hier Peter fast närrisch vor Freude wurde über den drolligen Thier-Scenen, die Berno zu seinem eigenen Vergnügen gebildet, wurde dieser so gut aufgelegt, daß er Bier bringen ließ und mit dem jungen Schweizer schmollirte.

Peter besuchte ihn nun oft und ließ sich von ihm die Handgriffe seines Geschäfts zeigen; Berno belustigte sich an Peter's schweizerischem Dialekt und seiner unschuldigen Weltanschauung und war überrascht von seiner lebendigen Auffassung aller Naturgegenstände bei so wenig Unterricht.

Doktor Glimmer sah diese neue Freundschaft nicht gern.

„Halt dich von dem Lumpen fern," rieth ihm auch Professor Braun, „er ist nichts als ein mißrathener Student, der seine arme Mutter mit Sünden um ihr Besitzthum gebracht, und seine Zeit verjubelt und vertrunken hat, ohne es nur zu einem Examen zu bringen. Der Bursch hat Talent und könnte jetzt noch als Konservator sich anständig fortbringen, aber es muß gelumpt sein; er kann den Kreuzer nicht in der Tasche behalten."

Berno selbst wußte seine Laufbahn dem Peter in viel anziehenderem Lichte darzustellen. „Siehst du, Schwyzer," sagte er zu ihm, „mich hat man ursprünglich zum Studiren hieher geschickt,

nun wäre es aber höchst langweilig, die Wissenschaft allein zu treiben, so lang man das Leben noch nicht recht kennt; das Studiren geht ganz nebenher, das Leben genießen ist die Hauptsache.

„Meine Alte,“ fuhr er fort, „hat freilich oft aufgeschaut, wenn sie meine Rechnungen gesehen; es mußte Eins um's Andere heraus: des Großpapa's silberne Schnupftabaksbüchse, des Papa's goldener Sackzwiebel, die goldene Kette, die ihr der Vater zur Hochzeit geschenkt, ich versicherte aber die Mama, die Kette stünde ihr doch nicht mehr gut und sie habe dafür den flottesten Studenten zum Sohn; — aber es nimmt Alles ein Ende, und wenn nicht ein reicher Vetter jetzt die Alte erhalten müßte, 's ging ihr wahrscheinlich fatal. Bei mir war's nun eben auch aus mit der Herrlichkeit, und wenn ich nicht das Ausstopfen so gut verstünde, daß sie mich beim Naturalienkabinet nicht entbehren können, so ginge mir's noch knapper als meiner Alten, denn der Vetter hat sich verschworen, für mich nichts zu thun. Nun aber habe ich allezeit genug, um gutes Bier zu trinken, lasse mir nichts abgehen und schreibe rührende Briefe heim: wie ich mich säuerlich ernähre von meiner Hände Arbeit, und oft kein trocken Brod habe zum Abendessen, und wie ich die Verirrungen meiner Jugend bereue, daß meine Alte drei Schnupftücher voll weint, und der Vetter einen neuen Schwanz an sein Testament gemacht hat, in dem er mich wieder einsetzt. Da muß ich denn warten, bis der alte Herr abschwebt, dann soll erst die Lust wieder angehen.“

Das Alles wäre Peter nun freilich abscheulich und ruchlos erschienen, wenn man es ihm kurze Zeit zuvor gesagt hätte; aber Berno hatte eine so gar drollige Weise, Alles darzustellen, es schien wieder, als sei es ihm gar nicht ernst und als sei er viel besser,

als seine Worte, und das Studentenleben war dem Peterli eben gleich von Anfang gar zu lockend und lustig vorgekommen.

In den ersten Wochen, wie ihm seine ganze Umgebung so fremd und ihm noch so gar unheimlich zu Muthe war, als ihm Alles so gar eben und flach vorkam, da waren die hohen Kirchen und Kirchthürme eine rechte Erquickung für sein Auge, und auch sein Herz sehnte sich nach der heiligen Stätte; er meinte, da werde er zuerst wieder daheim sein. Er bat Doktor Glimmer, er möchte ihn am Sonntag mitnehmen, wenn er in die Kirche gehe; der sah ihn etwas überrascht an: „Ich gehe nicht in die Kirche," sagte er mit kühlem Lächeln; „aber du kannst immerhin gehen, wirst schon den Weg finden; geh' nur den Andern nach."

„Ich gehe nicht in die Kirche," hatte der Herr Doktor als etwas so ganz Natürliches gesagt; das machte ihm viel zu denken; gingen denn die gescheidten Herren gar nicht in die Kirche?

Peter ging, und wenn auch die Sprache des Geistlichen seinem Ohr zum Anfang unverständlich war, so that doch Gesang und Orgelspiel seiner Seele innig wohl; er vergaß zum erstenmal seiner Berge und schickte seine Gedanken höher hinauf.

So ging er nun, so oft er konnte; aber Doktor Glimmer nahm gar zu wenig Rücksicht auf den Sonntag: entweder mußte ihn Peter auf einem kleinen Ausfluge begleiten oder neu erworbene Vorräthe ordnen, daß sie zur Vorlesung bis auf den morgenden Tag schon bereit waren; sah er Peter schon zur Kirche gerüstet, so meinte er gleichgültig: „Komm nur mit mir, beten kann man überall."

Peter sah aber nicht, daß sein Herr irgendwo gebetet hätte;

daß er zu denen gehörte, die des Wissens Gut mit ihrem Glauben bezahlt haben, die es verlernt haben, von der Schöpfung die Augen zu erheben zu dem Schöpfer, denen die Herrlichkeit des lebendigen Gottes verschwommen ist in einem wesenlosen Weltgeist, das wußte Peter noch nicht; aber er sah, daß seinem Herrn, von dem er glaubte, daß er Alles wissen müsse, das gleichgültig sei, was ihm lieb und heilig war, — und das verkühlte auch ihn allmählig.

Berno nun, der ließ ihn nicht gleichgültig seine Wege gehen, sondern verlachte ihn ungescheut: „Bist du by Gott in der Kirche gsi?" war die höhnische Frage, mit der er und einige Genossen den armen Schweizer, der anfing, sich seines Dialekts zu schämen, am Ende allen Kirchen fern trieb. Er suchte sich nun Geltung in dem neuen Kreis zu verschaffen, in dem er alle schlechten Späße auftischte, die er jemals über Pfarrer gehört, und stellte sich viel kecker und frecher, als ihm zu Muthe war, nur um nicht für den dummen Schweizer zu gelten.

Seine beiden Beschützer bemerkten bald, in welch schlimme Hände er gefallen war. Doktor Glimmer war Feuer und Flamme, als Peter einige Mal betrunken nach Haus gekommen war, und wollte ihn ganz und gar aufgeben.

„Der Kerl ist ein Lump, ich kann ihn nicht brauchen, ich jag' ihn wieder heim!"

Professor Braun fand jedoch, daß das doch unbillig wäre, nachdem man ihn von seiner Heimath und seinem Beruf losgeschält habe.

„Der Bursch ist zum bloßen Handlanger zu gut," meinte er,

„sein Kopf und seine Zeit ist nicht ausgefüllt, die Brocken von Wissen und Bildung, die für ihn abfallen, verdaut er nicht, darum lumpt er; wir sollten ihn studiren lassen.“

„Ja, wie?“

„Will schon Mittel und Wege schaffen.“

Der Schweizer-Peterli hat hoch aufgeschaut, als ihm seine Gönner zum Erstenmal die Aussicht eröffneten, daß er studiren dürfe. Das war seines Herzens geheimste Sehnsucht gewesen, aber er hatte nie gewagt, daran zu denken. Lange sah er die Herren verdutzt an, dann aber machte er einen Satz vor Freude und rief: „Peterli, jetzt gilt's!“

Professor Braun sprach bündig mit ihm: „Du weißt noch nicht, Bursche, wie schwer das ist, was du unternimmst, für Einen, der so wenig Vorbildung hat. Wenn du dich nicht zusammennimmst mit Leib und Seele, so ist's bald zu Ende, denn Opfer, wie das kostet, bringt man nicht lang vergebens.“

Peter hat sich zusammengenommen, und es war nichts Kleines. Kein Spaß für einen sechzehnjährigen Alpenbuben, mit kleinen Burschen in's Gymnasium zu gehen, unter denen er wie der Riese Goliath hervorragt, und mit mensa und amo zu beginnen, aber er hat's standhaft durchgemacht und sein guter Wille und seine Beharrlichkeit bewog auch die Lehrer, ihm mitleidig unter die Arme zu greifen.

So ungern Doktor Glimmer seinen brauchbaren Burschen verlor, mit so großem Eifer wirkte er später für den Plan; er

behielt ihn in seinem Hause und nahm ihn an den Tisch; eine wichtige Veränderung für den Peter, der indeß mit andern niedern Dienern der Universität an einem höchst bescheidenen Kosttisch gespeist hatte; er wirkte Stipendien, freien Unterricht, Beiträge für ihn aus; er bewog mit feurigster Beredsamkeit die Professoren, ihn zum Studium der Heilkunde zuzulassen trotz seiner sehr mangelhaften Vorbildung. Auch Professor Braun, der weder Frau noch Kinder hatte, nahm sich seiner treulich an und sorgte für seine Garderobe; Peter schämte sich einen ganzen Tag lang, als er zuerst in einem kurzen, modernen Rock und einer Mütze nach Art der Studenten ausgehen sollte. Die gewandte und freundliche Frau des Doktor Glimmer überwand in etwas seine Unbeholfenheit, sie ergötzte sich an seinem naiven Wesen und wußte ihn in feiner Weise in die Gesetze des geselligen Lebens in der gebildeten Welt einzuleiten.

Von den wilden und rohen Gesellschaften des Ausbälgers war Peter ganz abgekommen. Außerdem daß er sich der ganz bestimmten Weisung seiner Gönner fügte, hatte er weder Zeit noch Mittel hier mitzumachen. Er leistete gern in freien Stunden Doktor Glimmer einen Theil seiner ehemaligen Dienste, machte botanische und geologische Streifzüge und erwarb ein schönes Taschengeld durch Herbarien und Steinsammlungen, die er anlegte und durch Vermittlung seiner Gönner an Liebhaber verkaufte.

Als Peter zu den Hörsälen zugelassen war, nicht nur als verstohlener Lauscher, sondern als wohlberechtigter Zuhörer, da ging ihm ein neues Leben auf, da war er schon viel besser daheim als im Zumpt und Buttmann, und er hätte gern oft aufgeschrien vor Freude, wenn es auf Thema kam, die ihm lang schon bekannt waren.

Nun hatte der Peter sich's in Wahrheit zu Anfang ernst und sauer werden lassen mit seiner Ausbildung, und Doktor Glimmer drückte laut und lebhaft genug seine Verwunderung über seinen göttlichen Gaishirten aus. Wer sich aber heimlich am meisten über sein Wissen verwunderte, das war Peter selbst. Man kommt leicht dazu, das zu überschätzen, was man mit großer Mühe und Opfer errungen hat; obgleich er nun bescheiden blieb in seinem Benehmen, so dachte er denn doch oft heimlich: „so wie mich giebt's Keinen!“ Alle Geschichten, die er las von berühmten Männern, die aus niedrigem Stande hervorgegangen, wendete er auf sich an; wenn Papst Clemens einst Schweinhirt war, Menzikoff als Küchenjunge angefangen, und der große Duval ein Bettlerkind gewesen war, was konnte nicht aus ihm, dem Steinpeterli vom Schweizerland, Alles noch werden!

Auch mit dem Arbeiten ließ er sich's nicht mehr so gar sauer werden, er hörte oft, ein guter Kopf brauche nicht zu ochsen (hart arbeiten), und da er sich selbst mit Recht für einen hielt, so wollte er sich auch nimmer plagen.

Gott die Ehre zu geben für Alles, was er bisher geworden, das fiel ihm nicht mehr ein, er dachte vielleicht, es verstehe sich von selbst, oder er dachte vielleicht gar nicht dran. Das Kirchgehen hatte er lange verlernt; das sei nur für die Schwarzröcke, versicherten ihn andere Studenten, und mit dem Kirchgehen verlernte er auch das Beten, verlernte jeden Gedanken an seine ewige Bestimmung. Er hatte jetzt darüber seine eigenen Gedanken; wo er sonst den Herrn angebetet, da bewunderte er jetzt die Natur und den Sauerstoff und was sonst Alles.

Glücklich war Peter dabei nun einmal nicht geworden; wenn er sich Zeit vergönnte, von seinen Studien aufzuathmen und nicht eben in Gesellschaft war, so war's ihm gar leer und öde zu Muthe und er wußte nichts, was ihn freute. Dann aber dachte er wieder: „Das ist nur, weil ich allein bin und nicht viel auf der Welt zu bedeuten habe; wenn ich erst ein berühmter Mann bin, ein eigen schönes Haus habe und heirathen kann — eine reiche, schöne Frau, dann fehlt mir nichts mehr!“ und berühmt werden, das war sein Gedanke bei Tag und bei Nacht.

Der reiche Vetter des Berno war gestorben und hatte ihm in der That eine ansehnliche Summe vermacht. Nun zog dieser wieder als flotter Student auf und begann sein altes Leben. Auch Peter ließ sich in seinen Kreis ziehen, obgleich er sich vor Ausschweifungen hütete, denn das durfte man einem berühmten Manne nicht nachsagen, dachte er.

Nun kam die Zeit des Examens; die wildesten unter den Studenten waren ganz zahm, wollten in vier Wochen einholen, was sie in vier Jahren versäumt hatten, schleppten Berge von Büchern und Heften zusammen und lasen sich halb dumm darin. Peter war ohne alle Anfechtung; war er doch fleißig gewesen all diese Zeit her und dazu noch ein ausgezeichneter Kopf, wie ihm Andere und er sich selbst oft genug sagten, ihm konnte es nicht fehlen; er erzählte überall recht geflissentlich seine Jugendgeschichte, wie er Gaisen gehütet und Kühe gemolken, nicht um dadurch Nachsicht zu gewinnen, sondern nur, damit es ein gehöriges Erstaunen gebe, wenn er, der arme Hirtenbub, das glänzendste Examen mache. Was nachher werden sollte, war er doch begierig, er glaubte kaum, daß man

weniger als gleich einen Professor aus ihm mache, — doch, darum sorgte er nicht.

Die heißen Examenstage brachen an. Peter fand das Ding etwas anders, als er sich gedacht. Er wußte doch so viel! warum mußte denn der dumme Examinator gerade nach dem fragen, was er zufällig nicht wußte? es war gewiß die pure Bosheit von ihm! Der leidige Mangel an dem, was man Schulsack heißt, an gründlicher Kenntniß der Anfangswissenschaften, der freilich Peters Schuld nicht war, kam eben allenthalben in die Quer. Es gab nun allerdings auch Vieles, was Peter wußte, und als die Schwitztage vorüber waren, trat er doch mit recht zuversichtlichem Schritt in das Zimmer des Rektors, der ihm das Ergebniß mittheilte.

O weh, Peterli! er war noch für examinirt erklärt, aber, aber — in die letzte Klasse, und trotz seiner unzulänglichen Kenntnisse aufgenommen mit besonderer Rücksicht auf seinen Fleiß, seinen Eifer für sein Fach und die praktischen Fähigkeiten, die er gezeigt.

Das war ein harter Schlag, und Peter nahm ihn ohne alle Fassung auf; vergebens wies man ihm die wirklichen Lücken seines Wissens nach und sagte ihm, wie natürlich dieß sei bei seiner früheren Laufbahn; vergebens tröstete man ihn, daß er bei anhaltender Mühe und Fleiß doch noch ein guter Landarzt werden könne; — das war nie seine Absicht gewesen, Medizinalrath wollte er werden, Professor, was sonst Alles! Er hielt Alles für gräßliche Ungerechtigkeit und haderte mit Gott und Welt.

Sein Steinfreund und sein Pflanzengönner, die von seiner Zuversicht auch angesteckt worden waren, wenn sie gleich keine hochfliegenden Träume gehegt, waren ziemlich enttäuscht und unwillkür-

lich etwas verkühlt gegen ihn. Auch waren sie wegen seiner nächsten Zukunft etwas in Verlegenheit. Peter hatte in der letzten Zeit mit einer Steinsammlung so viel Glück gehabt, daß er noch ein hübsches Sümmchen erübrigt hatte, aber das reichte doch nicht zu Reisen und weiteren Studien; sie wollten Alles noch überlegen.

Verbittert, verstimmt und ingrimmig über Alles, nur nicht über seine eigene Vermessenheit, die ihn irre geführt, begegnete Peter seinem alten Bekannten Berno.

„Was ist's, Schweizerfuchs?“ redete der ihn an, „siehst ja aus wie euer Pilatus in der Nebelkappe!“

Peter schüttete sein zorniges Herz gegen ihn aus.

„Du Kameel, warum hast du auch ein Examen gemacht? so dumm bin ich nicht!“ entgegnete Berno.

„Ja, was willst du denn am Ende thun, kannst doch nicht ewig hier bleiben?“

„O, ich habe einen göttlichen Plan; sag' mir zuerst den deinen!“

„Nun, was bleibt mir? als Knecht zu einem Arzte zu gehen, oder um Gott'swillen mich in einem Krankenhaus herumschieben zu lassen, dann auf ein elendes Dorf zu sitzen, um Hunger zu sterben; wär' ich doch Gaishirt geblieben!“

„Wirst kein Narr sein und das thun! Geh' mit mir, ich geh' nach Amerika und werde Wunderdoktor.“

„Was?“

„Wunderdoktor!“ rief Berno mit schallendem Gelächter, „komm nur mit mir, ich habe schon eine Anzeige für amerikanische Zeitungen gemacht.“ Sie waren indeß in seine Wohnung gekommen; er riß aus seinem Pult unter bodenlosem Durcheinander ein Papier und

las: „Hört, hört, hört! Licht, Licht, Licht! Keine Blindheit mehr, kein umdüstertes Auge! Doktor Bernoni, der auf dem Kontinent viel und weitgerühmte Augenarzt, hat sich der neuen Welt zugewendet und bietet Heilung an, volle Heilung Allen, denen das Augenlicht geraubt oder geschwächt ist: angeborne Blindheit, grauen und schwarzen Staar, die größte wie die leiseste Schwäche des Gesichts hebt gänzlich und vollkommen unzerstörbar sein Augenlichterzeugungs-Balsam, des Resultat seines ganzen Lebens. Berge von Zeugnissen liegen vor und können bei ihm eingesehen werden &c."

„Nun siehst du," fing mit immer neuem Lachen Berno an, „du wählst dir einen ähnlichen Zweig, kannst etwa Kahlköpfe kuriren oder Krumme oder was du willst, und wir machen zusammen unser Glück!"

„Verstehst denn du die Augenheilkunde, oder hältst du die Amerikaner für Narren?"

„Ich verstehe genug, um ihnen blauen Dunst vormachen zu können und weiß so viel von ihnen, daß wir, wenn wir's pfiffig angreifen und nirgends zu lange bleiben, einen so reichlichen Schnitt machen, daß er uns jede Art von Zukunft in Amerika glänzend begründet."

Er wußte die Herrlichkeit in der neuen Welt, den mühelosen Weg, den sie dort einschlügen und den Spaß dabei so lockend darzustellen, daß Peter leicht hingerissen wurde.

„Meine Mutter hat einen Pfleger angenommen," erzählte ihm Berno, „der mir schrieb, daß ich nichts mehr kriege, wenn mein Theil an des Vetters Erbe verjubelt sei; was ich habe, reicht reichlich zur Ueberfahrt nach Amerika; zuvor machen wir zusammen eine

hübsche Reise in's Tyrolerland, wo ich noch einen Freund abholen muß, daß man das alte Vaterland noch ein Bischen kennen lernt, dann geht's in die neue Welt."

Peter's Mittel hätten nun nicht so weit gereicht; Berno aber, der dessen solidere Kenntnisse für seine Schwindeleien wohl zu benützen hoffte, bot ihm gemeinsame Kasse an, da ihm daran lag, ihn nun bei sich zu behalten, damit er vor der Abreise nicht noch auf andere Gedanken komme.

Recht lächerlich stellte er ihm den elenden Beruf eines Arztes auf dem Lande dar, der um erbärmlichen Lohn in miserablen Hütten herumkriechen und Ruhe und Gesundheit auf's Spiel setzen müsse. Wie prächtig dagegen der elegante Salon des Wunderdoktors, der hinter dem Mahagonischreibtisch behaglich im sammtenen Lehnstuhl sitzt und seinen Balsam vertheilt, der ihn vielleicht zwanzig Kreuzer kostet! Berno hatte alle in Amerika wirksamen Schwindeleien und die Gegenden, in denen sie noch möglich sind, gründlich studirt und wußte Peter's Bedenklichkeiten siegreich zu widerlegen.

Peter theilte seinen Gönnern die Absicht mit, nach Amerika zu gehen; in welcher Gesellschaft und mit welchen Planen verschwieg er. Sie waren erstaunt, ja sogar betrübt darüber, riethen ihm, doch lieber da zu bleiben, am Ende aber wollten sie ihn nicht verhindern, und sorgten noch für seine nöthige Ausstattung.

Zunächst also noch auf die Reise!

Ein paar lustige Kumpane von Berno's Schlag hatten sich angeschlossen; Einige wollten nur nach Straßburg, Einige auch nach Amerika; der Eine hatte ein Daguerreotyp bei sich, mit dem er Glück machen wollte, der Andere, der ein wenig geigen konnte, nahm

sich vor, Virtuos zu werden, Alle waren voll der besten Hoffnung; daß sie zu etwas Anderem auf der Welt seien, als sich's wohl sein zu lassen, so lang als möglich, das fiel Keinem ein. Peter jubelte mit, entwarf mit Pläne, und betäubte seine bessere innere Stimme, die ihm oft zurief: „das ist nicht Leben!“

Warum diese Reisegesellschaft noch Tyrol besuchen wollte, war schwer zu errathen, denn Bier und Wein schien ihnen unterwegs wichtiger, als alle Schönheiten der Natur. Peter aber wurde es wunderlich zu Muthe, als er wieder Berge auftauchen sah, und er konnte nicht mehr in die geräuschvolle Freude der Andern einstimmen.

Noch bei Nacht kamen sie in einem Dorf unweit von Chiensee an; von dort aus, verkündete Berno, der Anführer der lustigen Bande, müsse auch einmal eine Bergtour gemacht werden, damit man wisse, wozu man nach Tyrol reise.

In aller Frühe sollte aufgebrochen werden, um den Sonnenaufgang von Hochberg aus zu sehen; der Wein aber im Posthause war gut, und sie tranken und sangen bis tief in die Nacht.

Peter klopfte das Herz beim Gedanken, wieder einmal auf einen Berg zu kommen. Er schlief wenig und stand noch lange vor Tag auf, um die Andern zu wecken. Die schliefen steinfest; als er Einige aufgerüttelt, brummelte Einer: „Was aufstehen, Bergsteigen! Unsinn! 's ist ja Nacht, da sieht man den Sonnenaufgang nicht!“

Berno aber seufzte: „O meine zarte Gesundheit, du Barbar! stör' meinen kostbaren Schlaf nicht!“

So ging denn Peter allein, und es war ihm nicht leid; den Weg bezeichnete ihm der Wirth im hellen Vollmondschein über eine thauige Wiese; es war lange nicht so still gewesen in ihm und um

ihn. Fern schimmerte der See im Mondlicht; der Weg führte sanft hinan; es war kein Steigen, wie auf seinen Heimathbergen, mit der lichten Dämmerung erreichte er den Thurm, der für die Aussicht gebaut ist; da hob sich die Sonne licht und klar, wie eine reine Flamme, unten der klare Seespiegel, rings der Kranz der Steyrer Alpen, und über das Alles der wunderbare Duft der Ferne, der immer wieder die Worte neu macht: „Und der Geist Gottes schwebte über dem Wasser."

Und Peter stand und schaute hinaus und seine ganze Seele schaute mit; er fühlte sich wieder umweht von Heimathluft und der kühle, frische Morgenhauch führte fort auf leichter Schwinge, was Trübes und Unreines seither auf seiner Seele gelegen war. Er hatte sein kindliches Herz wieder gefunden und seinen Gott. Es stand ein Kind wieder an der Pforte des Vaterhauses und klopfte an, und die Engel im Himmel freuten sich darüber. Von drunten klang ein Glöcklein herauf und Peter kniete nieder und breitete die Arme in das lichte Blau; er betete wie damals, als er als Knabe zuerst von einem Berge herabgesehen: „O Herr Gott, gib mir ein Plätzchen in deiner schönen Welt!"

Lange, lange stand er noch da oben, und ihm war so wohl um's Herz, als sei ihm die ganze Welt schon zu eigen gegeben. Wie es laut wurde im Thal drunten, stieg er herab; ein Anderer, als er gekommen.

Im Speisesaal des Posthauses lagen gähnend die Studenten und sangen Katzenjammerlieder. Peter packte seinen Koffer, bezahlte die Zeche, und als Berno nach ihm fragte, gab man ihm ein Billet, in dem Peter von ihm Abschied nahm und sich von

ihm lossagte. — Man hat von da gar nichts mehr von dem Peter gehört.

Es waren wohl sechzehn Jahre verflossen, seit der Schweizer Peter verschollen und vergessen war. Professor Braun und Doktor Glimmer hatten sich entschlossen, auch einmal wieder das schöne Schweizerland zu besuchen, obschon es mit dem Bergsteigen nicht mehr so gut gehen wollte, wie vor sechzehn Jahren.

Es war natürlich, daß ihnen, wie sie wieder eintraten in das wunderbare Reich der Berge, auch der Hirtenbube einfiel, den sie vor Jahren hier aufgelesen, und sie erschöpften sich in Vermuthungen über sein Geschick.

„Ich wollte, wir hätten den Burschen damals bei seinen Gaisen gelassen," brummte Braun; „wir haben ihm wohl nicht viel Gutes gethan mit Allem, was er uns gekostet."

„Nein," rief Glimmer eifrig, „wenn er nichts geworden ist, so ist das nur seine Sache; zu einem Gaisbuben war er nicht geboren; warum mußte sich der einfältige Junge gleich in den Kopf setzen, er müsse auf einen Ruck Professor werden? Wär' er bei der Geologie allein geblieben ...!"

„Nein, bei der Botanik!" rief der Andere, und in dem uralten, nie entschiedenen Streit, ob Steine oder Pflanzen vortrefflicher seien, wurde der Peterli wieder vergessen. Aber über ihrem Disput hatten die Herren übersehen, daß sich eine drohende Wolke über ihrem Haupte zusammenzog, und ein tüchtiger Regenguß machte

allem Zwist ein rasches Ende. Sie eilten, was sie konnten, wurden aber tropfnaß, bis sie unter einer vorspringenden Felsenplatte ein schirmendes Obdach fanden. Sie waren solcher Unfälle nicht ungewohnt und sahen einander nur lachend an, wie sie triefend dastanden; Professor Braun noch mit einer Kräuterbüschel in der Hand und Glimmer hübsch gefärbt von der Brühe, die von seinen Steinen ablief.

„Aber die Richtung haben wir verloren, Herr Kollega," begann Braun; „ich weiß nicht, wo wir sind."

„Nicht zu weit von Doktor Sempacher's Haus," meinte ein armes Weib, die mit einem eigensinnigen Zieglein sich auch unter das Felsdach geflüchtet hatte.

„So, geht Ihr auch dahin?" fragte ein junges Mädchen, die in der Ecke kauerte.

„Dann haben wir ein' Weg," ließ sich ein stämmiger Bauer vernehmen, „und Ihr könnt mir den Weg zeigen. — Ist das ein Patient?" fragte er, indem er lachend auf das Zieglein deutete.

„Nein, das ist meines Büblein selig sein Böcklein," sagte die arme Frau, und wischte sich die Augen mit ihrer schwarzen Schürze, „das war lang krank und kein Doktor hat mehr kommen wollen, es helf doch nichts, sagten sie. Aber der gute Doktor Sempacher ist gekommen, oft und viel, und wie er auch nicht hat helfen können, hat er das Büble getröstet und hat mit ihm gebetet, und hat ihm schöne Bildlein gebracht. Wie nun mein Büblein doch gestorben ist, hat es vorher noch gesagt: „„Ahne, wenn ich todt bin, so bring' mein Böcklein dem Doktor für seine Kinder, sonst kann ich ihm ja nichts geben."" Das hab' ich nun da."

„Ja, so gibt's kein," sagte die junge Frau, „mein Mann ist Maurer und vom Dach gefallen und hat sich alle Glieder zerschlagen; unser Balbierer hat ihn einmal verbunden, dann liegen lassen, weil wir arm sind; so bin ich halt eben auch zum Sempacher, da hat's eine Art, wie der ihn verbunden hat und gehoben und gelegt. Jetzt ist's schon lang geheilt, aber ein Schmerz im Rücken ist meinem Mann noch geblieben, so daß er sich im Bett nicht drehen und wenden konnte, und Niemand hat das so geschickt können, als der Doktor. Da ist er denn jede Nacht nach zehn noch den weiten Weg gelaufen, nur um den Mann in's andere Bett zu heben und ihm eine gute Lage zu geben, daß er schlafen konnte. Heut will ich ihm sagen, daß der Mann jetzt wieder aufstehen kann; Gott vergelt's ihm, was er gethan, wir können's nicht."

Der Mann, der vier Stunden weit herkam, um den Sempacher zu seinem kranken Weib zu holen, wußte noch schönere Geschichten von ihm, so daß Braun endlich fragte: „Das muß ja ein weltberühmter Mann sein, der Doktor?"

„Ja, er ist eben berühmt bei den armen Leuten," sagte die Frau, „da ist's aber auch, als ob ein Engel käme, 's wird besser, wenn er nur hereinsieht."

Die junge Frau aber versicherte, daß ihn auch reiche und vornehme Herrschaften aufsuchen.

„Sempacher! hieß denn so nicht unser Schweizer?" fragte Braun seinen Freund.

„Kann sein! ich weiß nimmer, weil wir ihn immer Peter riefen," antwortete dieser; „der Name ist aber, glaub' ich, hier häufig."

Der Regen hatte aufgehört, und die Herren entschloßen sich,

mit den Leuten nach des Doktors Haus zu gehen, das das nächste Obdach sein solle.

„Wenn das so ein barmherziger Bruder ist, so wird er uns auch einen trockenen Rock leihen,“ meinte Braun.

Sie stiegen einen sanften Abhang hinab; der Rasen glänzte wie Sammt im herrlichsten Grün nach dem Regen, in durchleuchtender Herrlichkeit schimmerten Bäume und Büsche nach dem Regen.

„Das ist ja ein Schweizerhäuschen, wie aus dem Konditorladen!“ rief fröhlich lachend Doktor Glimmer, und wirklich stand ein ganz wundernettes Wohnhaus mitten im Thal, ein Ideal eines Schweizerhauses. Hinter dem Haus lag ein Gärtchen, grünend und blühend, in dem des Botanikers scharfes Auge gleich Schätze seltener Pflanzen entdeckte. Der Vorplatz war mit blühenden Gesträuchern geziert, keine fremden und kostbaren, aber so schön zusammengestellt, daß sie ein fürstlicher Schmuck der einfachen Wohnung waren. Nach alter Schweizersitte war auch dieses Haus mit einem Spruch geziert, er hieß: „Einem Jeglichen dünken seine Wege recht zu sein, aber der Herr allein machet das Herz gewiß.“ Ein Hauch des Friedens und der Freude umgab die ganze Wohnung.

Von der Laube, die mit Epheu und Jungfernreben ganz grün umwachsen war, lauschten ein paar rothbackige Kinderköpfchen und die anmuthige Gestalt einer jungen Frau herunter. Beim Anblick der Fremden riefen die Kinder getäuscht: „Er ist’s nicht!“

Sie traten in die saubere Flur Alle zusammen; die armen Leute führte die Frau Doktorin unten in die Wartstube und ließ einen guten warmen Kaffee für sie machen. Die fremden Herren, denen sie gleich ansah, daß sie von den Bergen kamen, grüßte sie

mit herzlicher Unbefangenheit und führte sie in die helle, reinliche Wohnstube, deren Geräthe aber viel einfacher war, als man aus dem zierlichen Ansehen des Hauses schloß.

Sie brachte den durchnäßten Herren trockene Wäsche, sie baten auch um Schlafröcke; ja da fehlte es, ihr Mann hatte nur Einen, seinen alten hatte er gestern einem armen Kranken geschenkt; aber den Einen konnte Einer von ihnen indeß schon anziehen, vielleicht trocknete sein Rock, bis der Herr kam; Professor Braun erhielt den Sonntagsrock des Herrn, aus dem er gar lange Arme und Füße herausstreckte.

Während nun das geschäftige Fraueli draußen für Kaffee sorgte, und die Kleider zum Trocknen aufhing, traten die Herren auf die Laube und ergötzten sich an dem fröhlichen Kinderhäufchen. An einem Tischchen in einer Ecke saß noch eine schweigsame Person, eine Näherin, wie es schien, denn sie stichelte emsig an einem zerrissenen Röckchen, und hatte noch einen Korb mit ähnlichen neben sich stehen. Die Kinder baten und plagten sie, sie solle doch die schöne, arg schöne Geschichte weiter erzählen, die sie angefangen; sie aber schien sich vor den fremden Herren zu scheuen.

„Keine Schweizerschönheit,“ sagte Braun leise zu seinem Gefährten.

„Ei, sieh du in ihre Augen,“ sagte Glimmer, der sich auf Schönheit verstand, „so ein prächtiges Blau findet man nur in den Bergländern;“ und es war wahr, die Augen der stillen Näherin leuchteten in so eigenthümlicher Klarheit, daß man ihr bleiches, unscheinbares Gesicht darüber vergaß.

„Er chömmt!“ rief die helle Stimme des Fraueli's von draußen.

„Er chömmt, er chömmt!“ tönte ein vierstimmiges Echo wieder, und mit lärmendem Jubel stürzten die vier Kinder die Treppe hinab einem etwas magern, sehr einfach gekleideten Mann entgegen, der auch durchnäßt, mit müdem Schritt auf das Haus zukam.

Er konnte sich kaum des wilden Volkes erwehren, das ihn begrüßte, seine Taschen leerte, in denen aber nur Steine waren, und ihn endlich im Triumph in's Haus brachte.

Ehe er noch die Frau begrüßte, trat er in die Wartstube, und gab den Leuten freundlich Bescheid. Die Kinder nahmen mit Jubel das Böcklein in Empfang, und die alte Frau weinte vor Freud und Leid, als sie im Gehen sah, wie glücklich sie die Kinder mit dem Vermächtniß ihres armen Friedli gemacht hatte.

Endlich war der Papa fertig und trat in die Stube. Die Kinder hatten unterwegs schon erzählt, daß droben ein paar nasse Herren zum Trocknen seien; es war schon etwas dunkel beim Eintreten, so grüßte er sie, ohne sie eben viel anzusehen, und setzte sich, nachdem er die Näherin in der Ecke begrüßt hatte, behaglich in seinen hölzernen Lehnstuhl.

„Papali, dein Rock ist naß,“ sagte die Frau in einiger Verlegenheit.

Professor Braun erbot sich augenblicklich, den Schlafrock herzugeben; das nahm aber der Herr vom Hause nicht an.

„Aber Papali, du hast ja keinen andern Rock,“ flüsterte sie, „und bist naß.“

„Weißt was, Fraueli?“ sagte er, „bring mir deinen Mantel.“

Trotz alles Protestirens wickelte sich denn der Papa zu unbeschreiblichem Vergnügen der Kinder in den Mantel der Mama.

Jetzt kam Kaffee und Licht, und der Doktor besah seine Gäste; er war schon bei Brauns Stimme vorhin aufmerksam geworden.

„Ist's mögli, ihr Herren!“ rief er, stand auf und bot ihnen beide Hände. Fraueli sieh, Kinderli lueget, da guck Mareili, das sind meine Herren, die mich arm's Bubli einmal mitgenommen und mich haben studiren lassen; ist's mögli!“

Auch die Herren freuten sich sehr, so unverhofft den Steinpeterli in so freundlicher Umgebung wieder zu finden, und das Fraueli mußte oft mahnen, daß der Kaffee kalt werde, ehe die kleine Gesellschaft wieder in Frieden um die Tafel saß und ihrer Bewirthung die Ehre anthat.

„Noch viel mehr wollt' ich mich freuen,“ fing Peter wieder an, — er bat sich's aus, daß die Herren ihn so nennen mußten —, „wenn ich mich nicht so schämen müßt', daß ich Ihnen so gar nicht geschrieben. Aber sehen Sie, ich wollte nicht schreiben, bis ich etwas Ordentliches geworden; das brauchte aber gar lang, und ich weiß jetzt noch nicht gewiß, ob ich's bin. Wenn ich dann schreiben wollte, so hätt' ich Ihnen gern Alles und Alles gesagt, wie es mit mir gekommen, und das hat nie so recht in die Feder wollen; so hab' ich's denn verschoben und verschoben, bis ich gar nimmer dazu kam.“ Nun versprach er aber den Herren, morgen mit ihnen auf dem Berg herumzuklettern, Steine zu klopfen und Pflanzen zu graben, da wollte er ihnen Alles erzählen.

Der nächste Tag war schön und klar zur Bergtour; die freundliche Wirthin versprach, bis zum Abend ihr Allerbestes zu thun. Der Doktor schickte schriftliche Regeln an die Kranken, zu denen er heute nicht kam, und stieg mit seinen alten Herren guten Muths

bergan. Es wurde nicht viel botanisirt. An einer schönen Stelle lagerten sie und da erzählte ihnen Peter seine Geschichte.

Er gestand ihnen die hochfahrenden Gedanken, mit denen er sich getragen, seine Verbitterung über den geringen Erfolg seines Examens, und wie er sich dem Berno und seinen elenden Planen angeschlossen. „Sehen Sie, ich wollte nichts mehr, als mir's gut machen auf der Welt; sollte ich mich plagen und schinden um nichts, und ein Tropf, wie der Berno, ohne Müh' und Freud' in Herrlichkeit leben? Ich hatte damals viele lustige Stunden, keine einzige glückliche.

„Nun kann ich Ihnen aber nicht sagen, wie jener Morgen im Gebirge mein Herz verwandelt hat. Es war mir, als schaute mich Gott selber an aus dem blauen Himmel, und ich schämte mich bis in's tiefste Herz hinunter, daß ich Träber gegessen, während ich als ein Kind im Vaterhaus hätte leben können. Jetzt war es mir einerlei, wie viel oder wie wenig ich in der Welt bedeuten sollte; ich war meines Vaters Kind, wenn ich Ihm treu diente, so war's seine Sache, mir den rechten Platz zu geben. Damals wäre ich mit gutem Willen wieder Viehhirt geworden, aber ich dachte doch, daß mir Gott nicht umsonst so weit auf einer andern Bahn geholfen. So ging ich denn zunächst in das große Krankenhaus zu Z** und bat um Aufnahme, als der niedrigste Gehülfe, wenn es sein müßte; da habe ich denn erst gelernt, wie man lernen soll, und habe mit großer Freude gefunden, daß ich doch mehr wußte, als ich jetzt glaubte. Nun hielt ich mein Wissen hoch und werth als eine edle Gottesgabe; es war nicht genug, mich zum großen Mann zu machen, gewiß aber genug, um mir ein Plätzchen zu sichern, wo ich Menschen lieb und nützlich werden könnte.

„Es verlangte mich wieder in die Berge hinein, auch wußte ich, wie übel oft die armen Leute in meinem Vaterland mit ärztlicher Hilfe berathen sind in den zerstreuten Häusern, wo sie viel Meilen weit gehen müssen. Wie ich nun glaubte, genug gelernt zu haben, setzte ich mich in einer der ärmsten Gegenden und bot meine Dienste vorzüglich den Armen an. Es war ein saurer Anfang; es brauchte gar lange, bis ich Glauben fand; ich wurde oft abscheulich angelogen und bin fast Hunger gestorben. Habe aber doch ausgehalten. Nach und nach lernte ich die Leute kennen und die Leute mich; ich bekam auch Kunden unter den Reichen, und sie haben oft freiwillig für die Armen mitbezahlt. Vor acht Jahren habe ich mein liebes Fraueli gefunden; sie war eine Waise, aber obwohl sie ein nettes Vermögen hatte und hätte Regierungsherrn haben können, so hat's sie doch nicht verschmäht, Frau Armendoktorin zu werden; das Häuslein haben wir uns selbst gebaut."

„Und die Näherin, ist das nicht ...?" fragte Braun.

„Das ist das Mareili, Sie haben's errathen; ich habe sie geholt, sobald ich ein eigen Dach hatte; sie lebte allein bei fremden Leuten. Lahm und kränklich, wie sie ist, ist sie doch die rechte Hand meiner Frau; die kleinen Bursche sorgen, daß ihrer fleißigen Hand die Arbeit nicht ausgeht, und sie folgen ihr fast noch mehr als Vater und Mutter. Ihre Geschichten sind noch gerade so schön, wie damals, als sie sie mir erzählt hat. Das Mareili freut sich immer noch auf den Himmel, aber sie sagt oft, sie hätte nie geglaubt, daß es ihr auch noch auf dieser Welt so wohl werde.

„Seht, ihr Herren, so ist mir's gegangen," schloß Peter, als sie langsam heimwärts gingen; „ich darf wohl sagen, daß ich seit

jenem Tag treulich und unverdrossen arbeitete, nicht im Dienste meines Wohllebens, auch nicht im Dienste menschlicher Wissenschaft, wohl aber im Dienste eines ewig reichen Herrn.

„Er hat mir oft ein recht heißes Tagewerk beschieden, aber er ist nicht karg gegen mich gewesen, er hat mir Kraft und Geduld gegeben, viel Dank und Liebe von Menschen, eine friedliche Heimath und gute Kinder. Hat er mir nicht fünf Pfunde anvertraut, so habe ich doch mein Eines nicht begraben, und ist der Herr mir, einem verlaufenen Schäflein, nachgegangen, bis er mich vom Berge herabgeholt, wie sollte mich's nicht freuen, auch dem Aermsten und Geringsten nachzugehen!“

Die Herren waren gar still auf dem Weg; im Häuslein aber hatte die Frau ein Festmahl bereitet und sie erlebten einen so fröhlichen Abend, wie lange nicht. Professor Braun brachte die Gesundheit der freundlichen Hausfrau aus; Glimmer ließ den Steinpeterli leben; auch Mareili, die mit am Tisch saß, mußte mit anstoßen und ihre eigene Gesundheit trinken; die Kinder aber, denen das ein Neues war, ließen Gott und Welt leben und jubilirten dazu wie ein ganzes Liederfest, sogar das zweijährige Mareili, bis man sie zu Bett brachte.

Peter begleitete die Herren am andern Tage noch ein gutes Stück. Er war ihnen so dankbar für Alles, was sie an ihm gethan, und er hätte ihnen so gern mitgetheilt, was sie ihm hatten nicht geben können: seinen freudigen Glauben und seinen Frieden in Gott. Sie hörten ihm schon gern zu, wie er noch einmal mit überströmendem Herzen von jenem Morgen sprach, der seinen Sinn gewendet, und meinten, das sei ganz schön von ihm, wie er das Leben

ansehe, er solle nur dabei bleiben. Ob ein Körnlein von all dieser Saat auch in ihre Herzen gefallen, das wird dereinst der Herr der Ernte finden.

Der Berno soll in Amerika wirklich eine ganz brillante Karriere gemacht haben, nur ist er leider später dort irgendwo gehängt worden.

[illegible]

[illegible] haben. [illegible] gefallen, [illegible] der [illegible]

Der [illegible] soll in Amerika wirklich eine ganz brillante Karriere gemacht haben; nur ist er leider später dort irgendwo gehängt worden.

L. D.

Wildermuth